



J u g a S v e n d s o n .

Novelle

von

Otto Roquette.

II.

Einige Zeit darauf, an einem der letzten Tage des Augustmonats, ritt Herr von Schellborn von seinem Gute aus nach der benachbarten Oberförsterei Eisenthal. Es war ein frischer Morgen; der Weg, nur eine Stunde weit, immer durch den Wald, so angenehm, als man sich nur wünschen konnte. Der junge Reiter fühlte sich in froher Stimmung, wie immer, wenn er sich auf dieser Straße befand, denn das Haus zu Eisenthal begann seit einiger Zeit eine ernstere Anziehung auf ihn zu üben. Er hatte schon als Knabe gute Nachbarschaft mit den Bewohnern gehalten und durfte jetzt, seit er sein väterliches Gut übernommen hatte, als nächster Nachbar auf willkommenen Empfang rechnen. Die Tochter des Oberförstere, obgleich viel jünger als er, hatte doch zuweilen

die Knabenspiele getheilt und ihn auch wohl über die Kinderjahre hinaus bei seinem Vornamen Paul genannt. Das hörte mit der Zeit auf. Eine Reihe von Jahren — die Universitätszeit und längere Abwesenheit auf Reisen — hielt ihn entfernt und brachte eine gewisse Entfremdung. Als er sich dann aber dauernd auf seinem Grundbesitz niederließ und bei dem ersten Besuche das erwachsene und erblühte Mädchen wieder sah, begannen seine Augen weit zu werden, und je zurückhaltender sie gegen ihn war, desto mehr wünschte er, sie möchte ihn wieder Paul nennen. Er ritt in den Hof, wurde gemeldet und von der Frau Oberförsterin in ihrem kühlen kleinen Empfangssaal freundlich willkommen geheißen. Ihr Gatte war im Walde, die Tochter ließ sich nicht blicken. Die Dame wußte Besuche zu

unterhalten und die Empfangenen selbst reden zu machen, und so mußte er von seiner Reise in die Schweiz erzählen und von Kunstwerken, die er in Städten gesehen hatte. Es fiel ihm auf, daß Frau Volkmar die Abwesenheit ihrer Tochter nicht entschuldigte, so oft er auch mit ziemlich unzweideutigen Blicken nach der Thür zu den Frauengemächern sah. Ein Gefühl zwischen Ungeduld und Niedergeschlagenheit überkam ihn, während er sich doch nicht entschließen konnte, aufzubrechen, ohne Konradine gesehen zu haben. Da drangen Töne an sein Ohr, die ihn überraschten. Ein Clavier war zwar auch hier wie in jedem Hause zu finden, und ein wenig Musik hatte er auch sonst schon in der Oberförsterei gehört, aber niemals eine Geige. Und er täuschte sich nicht, er hörte aus der Entfernung Läufe, Uebungen und allerlei schwierige Griffe auf den Saiten. „Wer spielt bei Ihnen neuerdings Violine?“ fragte er überrascht.

„Wir haben Besuch im Hause,“ entgegnete Frau Volkmar. „Besuch von weither — entfernte Beziehungen aus meiner Jugend.“

Schellborn sah die Dame an und hoffte, sie werde mehr sagen. Ihre Antwort schien ihm eher ein Ausweichen, und er war so wenig gewöhnt, daß man sich in der Oberförsterei in Geheimnisse hüllte. Wenn er sonst kam, fand er gleichsam Thür und Thor offen; von den Kindern, von Gästen im Hause war offen die Rede, oder sie kamen auch sonst zur nachbarlichen Begrüßung. Er wußte sich heute in die ungewohnte Beschränkung gar nicht zu finden. Der Oberförster trat bald darauf ein und brachte das Gespräch noch einmal in Bewegung. Man sprach von den Nachbarn, und als Paul beiläufig erwähnte, daß der Freiherr von Troll sich seit einigen Tagen wieder auf seinem Gute befinde, rief der Oberförster: „Ist er schon da? O, das ist mir lieb!“ Und

Paul wollte bemerken, daß Herr Volkmar mit seiner Gattin einen raschen Blick wechselte, der auf irgend einen Plan, eine Absicht schließen ließ. Dergleichen fiel dem jungen Manne auf, er fühlte, daß man heute nicht ganz frei gegen ihn war. Und überdies: was hatte es dem Oberförster so besonders lieb zu sein, daß der Freiherr zurückgekehrt? Standen doch Beide, wie er wußte, gar nicht in so nahem Verkehr mit einander! Und Konradine erschien nicht, und beide Eltern schwiegen über ihr Ausbleiben! Endlich konnte Paul die Frage nicht länger auf dem Herzen behalten, ob er nicht das Vergnügen haben werde, auch Fräulein Konradine zu begrüßen? — „Ja, wo ist sie denn?“ fragte der Vater. — „Auf einem Spaziergange — mit unserem Gaste,“ entgegnete Frau Volkmar. „Sie müssen heut' entschuldigen, Herr von Schellborn!“

Paul erhob sich, enttäuscht und beinahe etwas verletzt, und verabschiedete sich. Der Oberförster, welcher nichts von seiner Regung ahnte, begleitete ihn bis vor die Thür und rief dem Dahinsprengenden noch ein: Auf baldiges Wiedersehen! nach. Paul's fröhliche Stimmung war in das Gegentheil umgeschlagen. Er fühlte, daß man ihm in dem befreundeten Hause etwas verhehlte, und der Gedanke, daß dies in irgend einer Verbindung mit Konradinen stehen könnte, regte ihn lebhaft auf. So trabte er in größerer Eile, als er nöthig gehabt hätte, durch den Wald. Bei einer Lichtung angelangt, wo in der Nähe der Straße und auf einer Anhöhe ein Aussichtspatz mit Tisch und Bänken angelegt war, bemerkte er Frauengewänder, ein helles und ein dunkles. Er erkannte Konradine. Neben ihr befand sich ein anderes junges Mädchen. Sein Herz klopfte freudig, aber bei dem nächsten Blicke stutzte er und hoffte, sich zu täuschen. Denn in der Andern glaubte er die blonde junge Aben-

teurerin wieder zu erkennen, welche jüngst in Ems hatte von sich reden machen. Das war das hochblonde reiche Haar, die dunklen Augen und Brauen — man vergaß dieses eigenthümliche Gesicht nicht, wenn man es auch nur einmal gesehen hatte; das war auch noch derselbe unscheinbar schwarze Anzug! Paul erschrak. Wie war es erklärlich, dieses übel beleumdete Mädchen hier und in der Gesellschaft Konradinens zu sehen. Er hatte nur einen kurzen Moment, die beiden Gestalten ins Auge zu fassen, denn sie erhoben sich, vielleicht ohne seine Nähe bemerkt zu haben, schlugen die entgegengesetzte Richtung durch das dichte Unterholz des Waldes ein und verschwanden seinen Blicken. Paul gerieth in eine immer heftigere Bewegung. Nun fiel ihm auch das Violinpiel, welches er vernommen, wieder ein, und er erschrak bei der Vermuthung, daß das in Ems zusammen genannte junge Bagabondenpaar unter den Gästen der Oberförsterei zu verstehen sei. Aber wie in aller Welt konnten sie in das bisher reine Haus aufgenommen werden? Waren sie abgerissen und bettelnd gekommen, und hatte man ihnen aus Mitleid eine Zuflucht gewährt? Aber das war wieder nicht zu denken, wenn die Tochter des Hauses mit der Fremden wie mit einer Freundin verkehrte. Eins stand ihm fest: wie die jungen Leute auch in das Haus gelangt sein mochten, die Familie kannte den Ruf des Mädchens nicht, sie wußte nicht, in welchem Verhältniß es zu dem jungen Menschen gestanden. Paul hätte unverzüglich umkehren mögen, um die Familie zu warnen, den Ruf Konradinens zu wahren, der durch die Nähe einer solchen Person nur gefährdet werden konnte. Aber dann fiel ihm wieder die Zurückhaltung der Oberförsterin ein, mit der sie von ihren Gästen sprach, die Bedeutung, die der Oberförster der Rückkehr des

Freiherrn von Troll beizulegen schien. Da war ein Geheimniß welches ihn mehr und mehr zu beschäftigen begann. Umkehren, den unbefugten Warner spielen, durfte er doch nicht, da man ihn nicht in das Geheimniß gezogen hatte. Aber er wollte wiederkehren, bald, morgen schon, denn er fühlte auch wieder eine Verpflichtung, seine Freunde über das fahrende Volk, welches sich in irgend einer annehmbaren Weise eingeschlichen haben mochte, aufzuklären und das Haus vor Unannehmlichkeiten zu bewahren. Daß diese jungen Leute auch wohl besser, daß sie gar Geschwister sein könnten, fiel ihm nicht ein, nachdem der Leumund für sie bereits ein anderes Verhältniß gefunden hatte, und auch Andere würden vielleicht nicht darauf gekommen sein, da eine Spur von Ähnlichkeit zwischen Beiden nicht leicht zu entdecken war. Es ging Paul in seiner Beurtheilung, wie es auch sonst zu gehen pflegt. Anstatt die vom Vorurtheil übel Beleumdeten in der als gut erkannten Gesellschaft auch sofort in einem reinigenden und besseren Lichte zu sehen, fürchtet man von dem Einfluß der ersteren für diejenigen, welche man schätzt. Der Macht des Bösen wird eine größere Bedeutung beigelegt als der Macht des Guten.

Da nun die Begebenheiten dieser Geschichte sich dauernd in dem Waldgebiete von Egenthal abspielen werden, um sie bis zum Ausgang nicht wieder zu verlassen, ist es nöthig, das Haus und die Persönlichkeiten etwas näher zu betrachten. Die Oberförsterei lag in dem ebenen Grunde eines waldigen Thalkessels, der durch die leichteren Anhöhen der thüringischen Vorberge gebildet wurde. Der hohe Buchs der Edeltannen, gemischt mit Eichen und Buchen, ließ die Umrisse der Hügelreihen schon als Gebirgslinien erscheinen. Das Haus selbst stammte aus der „Jagdzeit“, wie man sagte, nämlich

aus Tagen, wo fürstliche Jagdleidenschaft sich verschwenderisch zu entfalten liebte und Schlösser erbaute für waidmännische Hoffeste und zur Unterkunft eines umfassenden Personals von Jägern und bevorzugten Jägerinnen. Das Fürstenthum, zu welchem Eizenthal einst gehört hatte, war längst einem größeren Staatsverbande einverleibt und das Schloßchen zu einer Oberförsterei gemacht worden. Das Haus bestand aus einem zweistöckigen Mittelbau mit hohem, in Mansarden aufgestuftem Dache und zwei Seitenflügeln, welche sich nur als Erdgeschosß ausbreiteten, mit großen, bis zum Boden reichenden Fenstern, deren Mehrzahl einst Flügelthüren gewesen waren. Vor denselben zog sich die ganze Vorderseite des Hauses entlang eine aufgemauerte Rampe, welche sich in der Mitte in einer Freitreppe erweiterte, mit einer Galerie kunstvoller aus Eisen geschmiedeter Ranken und Blumen, übereinstimmend mit dem über der Treppe hervorspringenden Balcon des oberen Stockwerkes. Im Rücken des Hauses hatte die neuere Zeit manche Veränderung vornehmen müssen, um einen Wirthschaftshof herzustellen, und ebenso in der inneren Einrichtung der Zimmer und Gemächer, um sie auch für den Winter erwärmbar und wohnlich zu gestalten und einzurichten. Von dem alten, auf einen Familienhaushalt nicht berechneten Mobiliar fanden sich nur noch wenige Reste, dafür waren alle Räume, nicht glänzend, aber bequem und zweckmäßig, für die Bedürfnisse modernen Lebens ausgestattet. Hier lebte Herr Volkmar mit seiner Gattin seit fünfundzwanzig Jahren. Seine Thätigkeit in der Amtsführung, seine wissenschaftliche Bildung hatten ihm schon ein paarmal den Ruf eingetragen, zu Gunsten einer höheren Stellung im Staate seinen Wald zu verlassen. Dazu konnte er sich nicht entschließen, da er sich mit seiner Umgebung verwachsen fühlte und das ge-

wohnte Revier niemals mit einer amtlichen Arbeitsstube in der Stadt hätte vertauschen mögen. In seinem Aeußeren glich er dem gewöhnlichen Förstertypus nicht eigentlich. Zwar fehlte nicht der starke, jetzt angegraute Vollbart, aber die hochgewachsene Gestalt, das Weltmännische seiner Art sich zu geben, die Bildung, die sich in seiner Rede kund that, bewiesen ein durch mannigfache Mittel ausgestattetes und äußerlich wie innerlich mehr gehobenes Dasein. Und so auch seine Gattin. Sie war nicht die Frau Oberförsterin, die nur in der Wirthschaft und in den Interessen des Hauses aufgeht, sondern eine recht stattliche Dame, welche, wenn ihr die häuslichen Pflichten als das Selbstverständliche erschienen, an der geistigen Arbeit des Mannes und der Kinder theilnahm und im Zusammenhang mit der Welt zu bleiben wünschte, so weit ihre Lage und ihr Lebenskreis es ermöglichen. — Da den Gatten mehrere Kinder bald nach der Geburt hinweggestorben waren und ein Ersatz dafür sich nicht einstellen wollte, beschloßen sie, einen elternlosen Knaben, in entferntem Grade mit der Hausfrau verwandt, an Kindesstatt aufzunehmen. Roderich Klingstein behielt seinen väterlichen Namen, erwuchs aber ganz als der Sohn des Hauses, und zwar in seinem Wesen, seinen Bestrebungen und Studien zur höchsten Genugthuung der Eltern. Frühe Reigung und das Beispiel des Vaters hatten ihn den Naturwissenschaften zugeführt. Seine akademischen Jahre waren vorüber, einige Reisen hatten sich daran geschlossen, eine wissenschaftliche Arbeit zeigte bereits die ausgezeichnete Anwendung seiner Lehrjahre und trug ihm Anerkennung ein. Er hoffte sich demnächst an einer Akademie zur Lehrthätigkeit niederzulassen. Augenblicklich war er theils zur Erholung, theils zu neuen Forschungen und Studien auf einer längeren Wanderung, von welcher

man ihn eigentlich längst zurückerwartete. Spät noch war dem Hause eine Tochter geboren worden, die jetzt achtzehnjährige Konradine. Im Gegensatz zu den Gestalten der Eltern und des Bruders war sie von kleiner Figur geblieben: ein feines, zierliches Mädchen, ohne doch unkräftig zu erscheinen, hübsch, rosig und munter, das ganze Entzücken des Vaters. Daß bei dem Bildungsstandpunkt der Eltern ihre Erziehung nicht versäumt worden und Konradine sich nicht als ein gewöhnliches Landmädchen darstellte, ist selbstverständlich. Dies waren die Mitglieder der Familie und die Bewohner eines Hauses, welches sich Besuchern auch auf längere Zeit gern öffnete und dessen Fremdenmacher eigentlich niemals leer standen.

Auch aus der näheren Umgebung war ein häufiges Kommen und Vorsprechen. Konnte Herr von Schellborn die Oberförsterei von seinem Gute aus in einer Stunde erreichen, so stieß, etwas weiter hinaus, daran das Besitzthum des Grafen Spach, während auf der anderen Seite, freilich mehrere Stunden entfernt, das Grundeigenthum des Freiherrn von Troll an die Waldgrenze stieß. Nicht gering achtete man in der Oberförsterei den Vortheil, daß ein Haltepunkt der Schienenstraße leicht zu erreichen war, der dann die Verbindung mit der kleinen Residenz W. ermöglichte. Brauchte man immer ein paar Stunden, um dahin zu gelangen, so ließ man sich diese, wie meist auf dem Lande, wo jeder Verkehr mit einigem Zeitaufwand erkauft werden muß, nicht eben verdrießen.

Noch an demselben Morgen, da Paul Schellborn seinen Besuch in der Oberförsterei abgestattet, hielt Herr Volkmar ein Gespräch mit seiner Frau, dessen Inhalt Beide sehr ernst zu stimmen schien, dann ließ er anspannen, um nach dem Gute des Herrn von Troll zu fahren.

Noch aber waren die Pferde nicht aus dem Stalle geholt, als der Wagen des Freiherrn in den Hof einfuhr. Der Oberförster zeigte sich nicht wenig überrascht, denn es schien ein nicht geringes Ereigniß, diesen Gast zu empfangen, der sich nur selten und nothgedrungen auf seinem Gute aufhielt und seit einer Reihe von Jahren keinen Verkehr mehr mit den Bewohnern von Eijenthal gepflogen hatte. Volkmar rief seiner Frau zu, das Empfangszimmer während des Besuches des Freiherrn vor jedem Eintreten eines Anderen zu bewahren, und ging dem Gaste entgegen.

„Guten Morgen, Herr Nachbar!“ rief der Ankommende. „Ich habe Ihr Billet gefunden, in welchem Sie mir schreiben, daß Sie mich sprechen wollen. Ich komme Ihnen zuvor, da ich doch einmal auf dem Wege nach der Stadt bin. Was giebt es denn?“

Im Empfangszimmer angelangt, suchte der Oberförster durch einige Vorbereitungen im Gespräch der zerstreuten Stimmung des Freiherrn erst eine bestimmte Richtung zu geben, dann erzählte er, daß er seit einigen Tagen zwei junge Leute als Gäste im Hause habe, welche einen Brief ihrer verstorbenen Mutter bei ihm abgegeben, einen Brief, der auch für den Freiherrn, nach dem Willen der Hingeschiedenen, nicht ohne Bedeutung sei. Und indem er das ziemlich umfangreiche Schreiben Herrn von Troll überreichte, fügte er hinzu, daß die Geschwister die Namen Rolf und Inga Svendsjon führten.

Ein Ausdruck zornigster Ueberraschung flammte in dem Antlitze des Freiherrn auf. Schweigend, mit augenscheinlichem Widerstreben, durchslog er den Brief, welcher für seine Stimmung viel zu ausführlich und lang war und dessen Schluß seine Augen mit Ueberfliegung mehrerer Seiten zueilte. Längst abgethane, wie er glaubte, den bittersten

Groll aufregende Erinnerungen waren wieder da, und niemals Erwartetes wollte sich störend in sein Leben drängen. Denn Kolf und Jnga, von welchen er zum ersten Mal hörte, waren zwar nicht seine Kinder, aber die Kinder seiner Gemahlin, welche sich einst freiwillig von ihm getrennt hatte. Im Borgefühle nahen Todes empfahl sie die mittellosen ihrer Jugendfreundin, der Frau Volkmar, zugleich mit der Bitte, die Großmuth des Freiherrn für dieselben anzurufen. Herr von Troll sprang heftig auf, nachdem er den Brief durchslog, und durchmaß schweigend den Saal mit starken Schritten, während der Oberförster an ein Fenster trat und hinausblickte, um die Wendung des Gespräches von der Fassung seines Gastes abhängen zu lassen.

Um die Aufregung desselben zu erklären, muß in eine entfernter liegende Zeit zurückgegriffen werden. Herr von Troll hatte sich einst verheirathet, ohne große Zuneigung; ein leichtes Gefallen schien dieselbe ersetzen zu können, zumal er bei etwas bunter Lebensart von seiner Familie zur endlichen Begründung eines Hausstandes gedrängt wurde. Seine Gemahlin war nicht wohlhabend, aber von gräßlichem Hause und sehr schön. Ob ihr Herz an ihn gefesselt war, steht dahin, jedenfalls aber hatte sie gehofft, ihn selbst mehr zu fesseln. Der Freiherr konnte sich nicht rühmen, seiner Gemahlin ein Muster ehelicher Treue zu geben. Sie erfuhr von seinen Zerstreuungen und wendete sich innerlich von ihm ab. Die Geburt einer Tochter verbesserte nichts in dem ehelichen Einvernehmen. So wenig die Gatten noch gemeinsam hatten, so wurde, wie man zu sagen pflegt, doch der äußere Anstand gewahrt, und sie lebten einige Jahre wie Andere auf der Oberfläche des geselligen Bodens. In einem Sommer reisten sie zur Unterhaltung nach Baden, wo es damals, in den Zeiten

des grünen Tisches, noch ungleich mehr Zerstreuung gab als heutzutage. Ein junger Mann aus Norwegen wußte sich der Baronin zu nähern. Er war Bildhauer und auf einer Reise nach Italien begriffen. Der schlanke, blonde Fremde blieb nicht ohne Eindruck auf das Herz der jungen Frau, und sie steuerte dieser Regung um so weniger, als sie sich täglich aufs Neue durch ihren Gemahl verlegt glaubte. Erich Svendsen fand Gelegenheit, ihr seine Leidenschaft zu gestehen. Noch zitterte sie bei Anhörung dieses Geständnisses, aber auch in ihrem Inneren wachte zum ersten Mal auf, was sie für ihren Gemahl niemals empfunden hatte. Die Ueberzeugung gewann in Beiden den Sieg, daß sie für einander gehörten, und sie beschloßen, zu entfliehen. Die junge Frau gab ihren Gatten, ihr Kind, ihren guten Ruf preis und folgte ihrem Freunde in die Ferne und in eine ungewisse Zukunft. Erst von Rom aus schrieb sie an Herrn von Troll, daß sie sich für schuldig bekenne und die Scheidung von ihm verlange, da sie sich mit dem Bildhauer Erich Svendsen zu vermählen gedenke. Diese Erfahrung traf den in seinem hochfahrenden Stolze Verletzten als ein harter Schlag. Unfaßbar erschien es ihm, daß ein solcher Scandal gerade aus seinem Hause in die Deffentlichkeit gehen sollte, zumal er die Lächer gegen sich hatte. Er mußte aus der Gesellschaft verschwinden, um sich vor ihr zu retten. Die Scheidung wurde eingeleitet und vollzogen, er aber ging nach Paris und überließ den Leuten das Kopfzerbrechen über das immerhin unerklärliche Verschwinden der Baronin. Denn so geschickt hatten die Entflohenen ihren Verkehr zu bergen gewußt, daß Niemand auf den fast unbekanntem Erich Svendsen verfallen wäre, und der Freiherr hütete sich selbstverständlich, die Aufklärung zu geben, daß seine Frau mit einem lum-

pigen Künstler davongegangen sei. Der Lärm verlief sich mit der Zeit wie manche andere Ereignisse, die einander in der öffentlichen Kundnahme verdrängten und ablösten. Und als Herr von Troll nach Jahr und Tag in seine Kreise zurückkehrte, war seine Schmach, wenn nicht vergessen, doch insoweit in den Hintergrund geschoben, daß er getrost sein bisheriges Leben wieder aufnehmen konnte. — Inzwischen verlebte die einstige Baronin einige glückliche Jahre als Gattin Erich Svendsjon's in Italien. Sie gebar ein Zwillingspaar, welches in der Taufe die Namen Rolf und Jнга erhielt. Svendsjon hatte einige Kunstwerke in Marmor vollendet, welche nach seiner nordischen Heimath abgesandt wurden, er selbst rüstete sich mit seiner Familie nachzufolgen. Es kam nicht dazu, da dieselbe von dem traurigsten Geschick ereilt wurde. Svendsjon setzte sich leichtsinnig den Einflüssen des südlichen Klimas aus, ein Fieber ergriff ihn und raffte ihn in wenigen Tagen dahin. Die junge Frau sah sich in verzweifelter Lage. Ihr mütterliches Vermögen, nur gering, hatte man ihr nicht vorenthalten können. Es war, da man sich in Rom auf etwas großen Fuß eingerichtet hatte, bis auf einen kleinen Rest draußgegangen. Sich an ihre Verwandten in Deutschland zurückzuwenden, brachte die Entflohene und Verfehlmte nicht übers Herz. Nachdem die erste Gewalt des Schmerzes gebrochen und einem etwas freieren Blick in das Leben gewichen war, mußte ein Entschluß gefaßt werden. Sie war für ihre und die Erhaltung ihrer Kinder allein auf sich selbst angewiesen, und sie beschloß, tapfer zu sein und Alles, was von Verwöhnung und Ansprüchen in ihr war, preiszugeben. Freunde aus ihrem künstlerischen Kreise in Rom riethen ihr, von ihrer schönen Stimme Nutzen zu ziehen und es mit der Oper zu versuchen. Sie widerstrebte; endlich aber, wenn

auch mit schwerem Herzen, entschloß sie sich dazu und nahm nochmals Unterricht bei einem italienischen Gesangmeister. Er ermutigte sie, und sie trat unter fremdem Namen auf und fand Beifall. Mit einer reisenden Gesellschaft gelangte sie nach Deutschland, um daselbst für immer zu bleiben, ohne doch ihren neuen italienischen Namen für die Bühne aufzugeben. Doch hütete sie sich bei mannigfachem Wechsel des Engagements, die Grenze auch nur von Mitteldeutschland zu berühren. Glänzend war ihre Laufbahn nicht. Nach sechs Jahren versagte ihre Stimme; aber die Gewandtheit, welche sie auf der Bühne erlangt, sowie ihre schöne, bedeutende Gestalt befähigten die noch jugendliche Frau, in älteren heroischen Rollen des Schauspiels aufzutreten. Und es gelang ihr, fast zehn Jahre, die letzten ihres Lebens, als Mitglied eines Stadttheaters in Süddeutschland festen Fuß zu behalten. Hatte sie bei einem solchen Beruf auf alles von außen kommende Glück für sich selbst verzichtet, so war das Glück und die Erziehung ihrer Kinder um so mehr ihr Streben und Augenmerk. Sie kamen noch jung genug in dauernde Verhältnisse, um durch das fahrende Leben nicht beeinträchtigt zu werden. Im Hause selbst hielt die Mutter selbst auf strenge Ordnung, die Schule mußte besucht und jede Arbeit pünktlich verrichtet werden. Sie hätte es gern gesehen, wenn vom Theater niemals eine Spur über die Schwelle ihrer Häuslichkeit gelangt wäre, was sich denn freilich nicht ganz vermeiden ließ. Vorwiegend war Rolf nicht davon abzuschließen. Und doch kam sie bald zu der Ueberzeugung, daß gerade um seine Zukunft ihr am wenigsten bange zu sein brauchte. Denn sein musikalisches Talent entwickelte sich früh, und schon der zwölfjährige Knabe wurde von den Musikern mit in das Opernorchester genommen, wo er unter den Violinisten seinen Bogen

ganz wacker mitstrich. Seine Gewandtheit machte Fortschritte, und die für seine Jahre überraschende Virtuosität wurde von den Mitgliedern des Orchesters herausgefordert, wenn sie ihnen gleich mehr zur Belustigung diente, da es ihm an gediegener Grundlage noch fehlte. Dennoch bezog er, obgleich noch der Schule angehörig, bald ein bestimmtes Spielhonorar, und ihm stand es fest, daß er auf seine Geige seinen Lebensberuf zu gründen habe. So befestigte sich sein Charakter, seine Selbständigkeit früh, und nicht gering war seine Genugthuung, durch seinen Erwerb der Mutter schon einige Sorgen abnehmen zu können. Ganz anders verhielt es sich mit seiner Schwester Ingeborg oder Inga, wie sie gewöhnlich genannt wurde. Sie wuchs zu einer ungewöhnlichen Schönheit heran, wenn dieselbe auch weniger in der Regelmäßigkeit der Züge bestand. Während Rolf unverkennbar die der Mutter wiedergab, traten bei dem Mädchen mehr die nordischen Züge des Vaters hervor, aber vereinigt mit dem Typus des Landes, in welchem sie geboren war. Diese Vermischung hatte etwas Ueberraschendes und gab ihrem Gesicht den Ausdruck des Räthselhaften, jedenfalls Ungewöhnlichen. Man rieth der Mutter, Inga für die Bühne zu erziehen. Wenn sie selbst schon ihre Tochter sehr ungern in einer solchen Lebensbahn gesehen hätte, so war zu ihrer Beruhigung das Mädchen nicht dafür zu gewinnen. Auch hatte sich bei Inga niemals etwas von Begabung dafür gezeigt. Allein in anderer Weise erwuchs der Mutter manche Sorge um die Zukunft der Tochter. Denn sie zeigte nach keiner Richtung eine Fähigkeit, einst durch sich selbst ihr Leben fördern zu können. Sie erschien als eine zwar liebenswürdige, aber hilflose Natur, unbedingt auf eine fremde Stütze angewiesen. Um so mehr erschrak die Mutter, bei diesem sanften,

weichmüthigen Wesen zuweilen Zügen, Anschauungen, plötzlichen Regungen zu begegnen, welche sie geradezu abenteuerlich nennen mußte; Zügen, die durch eine Mahnung, ein Wort des Tadelns sich, gleichsam über sich selbst erschreckt, wieder bargen. In solchen Augenblicken sah Inga aus ihren dunklen Augen die Mutter oder den Bruder wie rathlos an, als hoffte sie von ihnen eine Belehrung über ihr eigenes Innere zu empfangen; oder wenn der Bruder sie auch wohl auslachte, schüttelte sie den Kopf, als wäre sie mit verwundert über ihre Thorheit. Sie lebte still zu Hause, hatte für sich keinen Verkehr, that jede Arbeit, die ihr auferlegt wurde, mit Pflichttreue, wenn auch nicht stets, wie die Mutter seufzend bekennen mußte, mit ebenso viel Geschick. Aber mit ganzer Liebe hing sie an den Thringen, ja mit einer Leidenschaftlichkeit, welche die Mutter oft etwas zu dämpfen versuchen mußte. — Das Leben der Mutter welkte früh dahin. Sie war nur wenige Jahre über vierzig, als sie den Keim des nahen Todes fühlte. Da entschloß sie sich, um ihrer Tochter willen alte Beziehungen wieder anzuknüpfen. Einer Jugendfreundin, der Frau Volkmar, welche sie auch während ihrer ersten Ehe zuweilen in der Oberförsterei besucht hatte, setzte sie ein Bekenntniß ihrer Lebensschicksale auf und empfahl ihr ihre Kinder, ja sie wagte es, nicht ohne Gefühl der Schuld und Reue, im Falle der Noth sogar die Großmuth des Freiherrn von Troll für ihre Hinterbliebenen anzurufen. Sie fügte hinzu, daß Rolf und Inga von einer ersten Ehe ihrer Mutter nichts wüßten und weder über Personen noch über Verhältnisse, die damit in Beziehung ständen, nur im geringsten unterrichtet wären.

Herr von Troll schritt unter dem Eindruck der Nachrichten des Briefes eine Weile im Saale auf und nieder. Dann,

neben dem Oberförster stehen bleibend, begann er: „Wer hat die Bestätigung gebracht, daß die — Mutter der Kinder gestorben ist?“

„Die Kinder selbst,“ entgegnete Volkmar.

Nach einer Pause fuhr Herr von Troll fort: „Ich habe keine Verpflichtung gegen dieses Gesicht!“

„Gewiß nicht, Herr Baron, es war in dem Briefe auch nur von Großmuth die Rede.“

„Großmuth!“ rief der Freiherr mit bitter höhniſchem Aufſachen. „Es iſt wahrlich viel gewagt, mich für Bagabondenvolk zur Großmuth aufzufordern!“

„Die jungen Leute ſind unſchuldig an ihrer Herkunft! Zum Bagabondenvolke gehören ſie nicht, wie wir in den drei Tagen, die wir ſie bei uns haben, genugſam erkannt haben. Ich ſelbſt würde Sie mit dieſen unſeren Gäſten nicht behelligt haben, meine Frau aber war der Anſicht, daß der Wuñſch der Verſtorbenen geehrt werden müſſe. Seien Sie überzeugt, daß wir unſererſeits nicht die Abſicht haben, ein Vermächtniß, welches nur uns angeht, Ihnen zuzuwälzen.“

Herr von Troll fühlte ſich durch dieſe Wendung unangenehm berührt und war auf dem Punkte, etwas Heftiges zu entgegnen, als er von draußen den Ruf: „Juga! Juga!“ vernahm, von einer Stimme, deren Klang ihn eigenartig durchzuckte. Er ſah hinaus und blickte in die Züge eines Jünglings, die ihm eine Ähnlichkeit vor die Augen brachten, welche eine Art von Ingrimm in ihm erwachen ließ. „Iſt das der Burſche?“ rief er. „Ich glaube an ſeine Abſtammung! Gut! Machen wir es kurz! Ich will ſehen. Laſſen Sie ihn hereinkommen!“

Der Oberförſter zögerte. „Ich gebe nur zu bedenken, Herr Baron,“ begann er, „daß der junge Mann nicht im entferntesten ahnt, mit wem er ſprechen wird, und ſomit eine gewiſſe Bitterkeit oder

Härte bei einer erſten Begegnung gar nicht begreifen würde.“

Herr von Troll machte eine abwehrende Handbewegung, als Zeichen, daß er eine ſolche Mahnung für überflüſſig halte; der Oberförſter aber lud Kolf durch das geöffnete Fenſter ein, auf einen Augenblick heraufzukommen. Frau Volkmar aber hatte den Ruf gehört und hielt es für gut, ſich dem jungen Manne anzuschließen, bis auf Weiteres aber im Nebenzimmer zurückzubleiben. Gleich darauf ſtand Kolf vor dem Freiherrn; Beide muſterten einander, und vier Augen blickten mit Abneigung, ja mit Widerwillen in einander.

„Sie ſind Muſikant?“ fragte Herr von Troll kurz.

Kolf ſtutzte. „Muſikant? Nun ja,“ entgegnete er, „mehr bin ich freilich noch nicht, doch denke ich mich zum Muſiker und hoffentlich zum Künstler auszubilden.“

„Und welche Mittel haben Sie dazu?“

„Fürs Erſte guten Willen und eifriges Streben. Ich beſitze noch einen Reſt Reſe-geld, dafür gehe ich nach W., wo man mir Ausſicht auf einen Lehrer und baldigen Erwerb gemacht hat.“

„Ausflüchte!“ rief der Freiherr barsch. „Sie wiſſen recht gut, daß Sie fremde Hülfe in Anſpruch zu nehmen haben, ſind jedenfalls auch mit derartigen Hoffnungen hergekommen!“

Kolf's Geſicht überzog ſich mit der Röthe des Unwillens. Er begriff nicht, wie der fremde Mann dazu kam, einen ſolchen Ton gegen ihn anzustimmen. „Ich bin durch einen Brief meiner verſtorbenen Mutter hergewieſen,“ entgegnete er. „Ich genieße auf einige Tage die Gaſtfreundschaft des Herrn Oberförſters. Ich verweigere jede weitere Auskunſt und möchte Niemand rathen, ſich unbefugt in meine Angelegenheiten zu miſchen!“

Dieſes trotzig ſelbſtgefühlt brachte den Freiherrn ſichtlich auf, und es hätte zu einem heftigen Auftritt kommen können,

wenn nicht Frau Volkmar es zweckmäßig gefunden, in diesem Augenblicke einzutreten, um etwas Drohendes abzuwenden. Sie flüsterte Rolf einige Worte zu, die ihn vermochten, das Zimmer zu verlassen. „Wir wollen darüber in Ruhe verhandeln,“ begann sie. „Die Verstorbene hat die Kinder an mich gesendet, die Sorge für sie nehme ich in Anspruch, in der Hoffnung, daß Sie erlauben, dieselben in unserem Hause zu behalten.“

„Ich habe in Ihrem Hause nichts zu erlauben noch zu verwehren,“ entgegnete Herr von Troll, indem er sich zu fassen suchte. „Thun Sie, was Sie für gut halten. Aber Sie sollten sich eine solche Last nicht aufbürden!“

„Die Last wird, denke ich, nicht groß sein,“ wendete die Hausfrau ein. „Der Knabe siedelt in diesen Tagen nach W. über, um seine Studien fortzuführen; das Mädchen ist meiner Tochter eine willkommene Gesellschaft.“

„Ich will“ — sagte der Freiherr plötzlich zwischen Mißstimmung und Verlegenheit — „ich will eine bestimmte Summe aussetzen, ein für allemal — Sie selbst werden —“

„Sie mögen diese Summe deponiren, Herr Baron, als vorerst unangreifbares Capital — in der Stadt oder wo Sie sonst es für gut halten, aber nicht bei uns!“ Die Hausfrau entgegnete es mit ruhiger Bestimmtheit.

Herr von Troll war durch diese Ablehnung auch nicht angenehm berührt. Ein Capital für die Geschwister Svendsen bei einer Behörde oder öffentlichen Kasse niederlegen, hieß ihren Namen mit dem seinigen in Verbindung laut werden lassen, und das wollte er um keinen Preis. Dem Oberförster entging seine Abneigung dagegen nicht, und sich ins Mittel legend, sagte er: „Aber zu solchen Ueberlegungen bleibt ja immer noch Zeit! Fürs Erste wollen wir ein wachsaes Auge auf die

jungen Leute behalten und sehen, wie sie es treiben. Inzwischen bleibt die Sache selbstverständlich ganz unter uns. Meine Tochter weiß nur, daß unsere Gäste die Kinder einer verstorbenen Freundin meiner Frau sind. Kehrt mein Sohn zurück, so braucht er auch nicht mehr zu erfahren. Für Fremde aber, die etwa in unser Haus blicken, ist diese Auskunft vollends genug. Und was die Hauptsache ist, die beiden Kinder wissen auch nichts Anderes von sich auszusagen.“

Herr von Troll schien durch diese Wendung einigermaßen zufriedengestellt. Und da er sich nicht entschließen konnte, weiter darüber zu sprechen, so blieb die Verhandlung zwar unerledigt, doch für diesmal abgeschlossen. Es wurden nur noch zerstreute Fragen gestellt und Mittheilungen gemacht, darunter die, daß Graf Spach mit seiner Gemahlin auch bereits auf seinem Gute angelangt sei. Bald darauf empfahl sich Herr von Troll. Als sein Wagen den Hof verlassen hatte, sagte der Oberförster: „Es war kaum anders zu erwarten! Nur ist mir lieb, daß nicht das Mädchen, sondern der Knabe seinem barschen Wesen gegenübergestanden hat. Das arme Ding würde es härter empfinden haben.“

Einige Tage darauf wurde für Rolf das Reisebündel bereitet, welches er schwerer mitnahm, als er es hergebracht hatte. Die Anknüpfung mit dem Capellmeister in W. wurde willkommen geheißen, und es traf sich günstig, daß Herr und Frau Volkmar dem jungen Kunstlehrling einige Empfehlungen an bekannte Familien in der Stadt mitgeben konnten. Rolf war stolz darauf, durch eigene Ersparnisse die Reisekosten immer noch decken zu können, und sah mit glücklicher Sorglosigkeit über künftige Bedürfnisse hinweg. Nicht so Frau Volkmar. Und als sie ihm unter vier Augen ein Sümmdchen überreichte, mit freundlichen Worten hinzufügend, er

möge denken, daß seine Mutter es ihm auf die Reise gebe, steckte er es lächelnd und gerührt ein und küßte seiner Gönnerin dankbar die Hand. Der Abschied der Geschwister, die sich zum ersten Mal in ihrem Leben trennten, war bewegt und auf beiden Seiten nicht ohne Thränen. Inga gerieth sogar in eine leidenschaftlich heftige Stimmung, in welcher der Bruder Noth hatte, sie zu beruhigen. Er versprach bald und häufig Nachricht zu geben. Herr Volkmar aber sagte, es sei selbstverständlich, daß Rolf seine nächsten Ferien in der Oberförsterei zubringen dürfe.

Es ist nachzuholen, daß Herr von Schellborn sich wirklich am Tage nach seinem ersten Besuche wieder in Egenthal einstellte und ein Gespräch mit dem Oberförster über die neuen Gäste des Hauses einleitete. Die Aufschlüsse, welche er erhielt — soweit er sie erhalten durfte —, setzten ihn in Verlegenheit. Denn er mußte erkennen, daß man im Hause über dieselben besser unterrichtet war als er selbst und daß er den jungen Leuten durch falsche Vermuthung bitteres Unrecht gethan hatte. Dieses wünschte er so bald als möglich gut zu machen, und da er diesmal Gelegenheit hatte, Konradine und an ihrer Seite Inga zu begrüßen, betrug er sich gegen die letztere mit bevorzugender Artigkeit. Ihr war er ein Fremder, und die häufigen Wendungen im Gespräch an sie setzten sie eher in Verlegenheit, als daß sie eine Genugthuung darüber empfunden hätte. Paul wünschte mehr zu thun, um das junge Mädchen zu Ehren zu bringen. Er ritt auf das Gut des Grafen Spach, um auch in der Nachbarschaft die überraschende Mittheilung zu machen und auf eine etwaige Begegnung mit dem jungen Mädchen vorzubereiten.

Nun war es im September, an einem schönen sonnigen Morgen, da die Laub-

wipfel zwischen den dunklen Tannen nur erst leise sich zu bräunen anfangen und die Baldwiesen, vom Bache durchschlängelt, noch im saftigen Grün standen. Herbstblumen und verspätete Sommerblüthen gab es immer noch auf den Halden und in den Lichtungen. Durch eine derselben schritten Konradine und Inga, welche ihr verschoffenes Reisekleidchen jetzt auch mit einem hübscheren vertauscht hatte. Die erstere sammelte einen mächtigen Strauß, wobei die Freundin ihr half, wie sie seit ihrem Aufenthalt im Forsthause schon einigemal gethan hatte. Reichten die Blumen nicht mehr aus, so mußten purpurne Eichenschößlinge oder Zweige mit farbigen Beeren ihre Stelle vertreten. Konradine kannte alle Pflanzen und nannte sie bei ihren botanischen Namen. Und wenn sie dann die Freundin um dies und jenes bat, was gerade von ihr erreichbar war, und lateinische Bezeichnungen dabei brauchte, dann sah Inga sie groß und rathlos an und glaubte Wunder zu vernehmen. Sie suchte jede Belehrung zu erfassen, hätte alle die Namen gern im Gedächtniß behalten mögen, aber es stimmte sie wehmüthig, daß sich nichts davon festhalten ließ, sondern wie im Nebel vor ihr zerfloß. Endlich hatten die Mädchen den Hügel erreicht, wo von dem Aussichtspunkte der ganze Waldgrund, die Oberförsterei in der Mitte, sich überschauen ließ. Sie nahmen auf der Bank Platz, und Konradine legte den Strauß vor sich auf den Tisch. Dann deutete sie nach einem Einschnitt zwischen den Hügeln, von wo sich die Straße aus der Ferne in das Thal heranzog, und sprach mit Freude aus, daß man von hier aus diesen ganzen Weg bis zu ihrem väterlichen Hause übersehen und einen daherkommenden Wagen mit den Augen verfolgen könne. Inga seufzte und begann: „Sie sind so glücklich! So gut gegen mich! Sie wissen so viel! Kennen

alle die Bäume und Pflanzen! Ich weiß nichts, gar nichts!"

Konradine ergriff lächelnd die Hand der Gefährtin. „Glücklich bin ich!“ entgegnete sie. „Und Ihnen von Herzen gut! Aber mein Wissen ist nicht groß, und daß ich diese wenigen botanischen Namen behalten habe, ist nicht mein Verdienst! Das kommt von meinem Bruder. Er hat sie mir so oft vorgefagt, sie so oft ausgesprochen, daß es ein Kunststück gewesen wäre, sie nicht im Kopfe zu behalten! Sie werden unseren Roderich auch kennen lernen. Wir begreifen nicht, wo er so lange bleibt, und erwarten ihn täglich. Einen Tag um den anderen sammle ich einen Strauß zu seinem Empfange und schmücke damit sein Zimmer, und immer muß ich den gewelkten erneuern. Aber was thut man nicht um so einen schlimmen Bruder! Roderich ist nun einmal ein Mensch, wie es wenige giebt!“

Juga hatte den Namen Roderich nun schon öfter gehört, auch vernommen, daß er Naturforscher sei, eine Bezeichnung, bei welcher in ihrem Herzen stets ein heller Lichtstrahl aufblitzte, um sofort wieder im Dunkel zu erlöschen. Nach einer Pause sagte sie: „Ja! Es ist ein Glück, einen Bruder zu besitzen! Mein Kolf ist auch gut und brav!“

„Gewiß, liebe Juga!“ entgegnete Konradine. „Aber unser Roderich — ich will es Ihnen nur bekennen, Sie würden es doch einmal erfahren — Roderich ist nicht eigentlich mein Bruder. Die Eltern haben ihn vor meiner Geburt an Kindes statt angenommen. Aber wir sind als Geschwister aufgewachsen. Seitdem — hat sich Manches geändert.“ Das junge Mädchen erröthete ein wenig, indem es fortfuhr: „Wir wissen, daß wir nicht Geschwister sind und daß wir — von der Zukunft ein anderes Glück erwarten dürfen. Gesprochen ist noch nichts — ver-

lobt sind wir nicht, aber wir wissen auch ohne Worte, wie wir zu einander stehen, und — die Eltern wissen es auch, ohne gefragt zu haben. Meinen Bruder nenne ich ihn zwar, aber — ach! liebe Freundin, ich bin so plauderhaft! Vielleicht glauben Sie, daß ich Ihnen mein Vertrauen zu früh schenke! Denn Sie selbst sind so zurückhaltend —!“

Konradine schien über sich selbst etwas beschämt, Juga jedoch, einer plötzlichen leidenschaftlichen Regung folgend, fiel ihr um den Hals, indem sie unter Thränen rief: „Ich danke Ihnen! Ich danke Ihnen! Sie überhäufen die Fremde mit Güte! Ich will das Vertrauen erwidern, sobald — sobald ich ein Glück zu bekennen habe!“ Konradine, überrascht durch diese Heftigkeit der Empfindung, erhob sich, in der Hoffnung, Juga durch Zerstreuung zu beruhigen. „Gehen wir heim!“ sagte sie. „Ich zeige Ihnen Roderich's Arbeitszimmer und stelle dort meinen Strauß auf. Sie werden ein merkwürdiges Museum kennen lernen!“

Die beiden Mädchen traten den Heimweg mit sehr verschiedenen Empfindungen an. Konradine bereute in der That, in ihrem Vertrauen schon so weit gegangen zu sein. Es war geschehen in einer herzlichen Regung für Juga, von deren Schönheit sie sich gefesselt fühlte, deren Geschick — so weit sie es kannte — sie beimitleidete, in der sie bereits eine dauernde Hausgenossin und Freundin erblickte. Sie war eine glückliche, rückhaltlose Natur. In guten Verhältnissen erwachsen, nirgend durch Regellofes beirrt, nach keiner Richtung mit ihren Wünschen auf Fernliegendes hingewiesen, war sie in ihrem Hause, in ihrem Thale, ihrem Walde überall daheim, und ganz daheim, und selbst das Glück der Zukunft konnte ihr, wie sie meinte, nur aus den heimischen Umgebungen erwachsen. Gleichwohl fühlte sie sich durch das Fremdartige der neuen Freun-

bin lebhaft angezogen und hoffte sie aus der Verborgenheit ihres Inneren mit der Zeit hervorzulocken. Daß dies nicht so schnell ging, daß Inga das Vertrauen nicht schon in gleichem Maße erwiderte, verletzte sie nicht, eher schalt sie sich selbst über eine Offenherzigkeit, welche mehr inneres Glück verrieth, als in die noch gedrückte Stimmung der Freundin passen wollte.

Inga dagegen konnte das Gefühl der Fremdheit noch nicht überwinden, um so weniger Verhältnissen gegenüber, die nur das Geordnete und Wohlbegründete zeigten. Es war seit dem Tode der Mutter über ein Jahr vergangen, und diese Zeit hatte das ohnehin der Stütze bedürftige Mädchen in eine innere Verwirrung gebracht, welche ihr Gemüth beängstigte. Die Versuche, sie zur Theaterlaufbahn zu überreden, wollten nicht enden, obgleich die Berather eigentlich nur ihre Schönheit, keine Proben ihrer Befähigung dafür ins Gewicht legen konnten. An Zudringlichkeiten anderer Art fehlte es auch nicht. An dem Vormund hatten die Kinder keine Stütze. Endlich kam die Zeit, da Rolf, dem die Mutter ans Herz gelegt hatte, seine Schulbildung zu vollenden, die Stadt verlassen konnte. Sein Engagement für die Sommermonate bei der Capelle des Badeortes brachte dem jungen Mädchen neue betäubende Erfahrungen. Inga athmete auf, als sie das von der Mutter gewünschte Ziel erreicht hatte, und das Gefühl, eine unbehelligte Zuflucht gefunden zu haben, brachte ihrem Gemüth einige Ruhe und reinere Sammlung. Dieses innere Ausruhen that ihr wohl; sie fühlte, daß man ihr Sorge und Güte entgegenbrachte, sie konnte wieder lächeln, sie konnte sich ihrer Umgebung als eines Guten und Schönen erfreuen. Aber wenn sie dann strebte, sich im Hause nützlich zu machen, dann mußte sie erkennen, wie Alle ihr überlegen waren, wie selbst Kon-

radine, die sonst so viel mit Büchern, Schreibereien und Musik beschäftigt schien, gewandt in der Wirthschaft zuzugreifen verstand und in ein paar Minuten ins Werk setzte, was ihr selbst in einer Viertelstunde nur unvollkommen gelang. Es machte sie ganz unglücklich, und sie fragte sich, was daraus werden sollte? Aber sie war nicht ohne die Fähigkeit starker moralischer Entschlüsse; sie beschloß, sich Gewalt anzuthun. „Was Rolf kann, muß ich auch können!“ sagte sie sich. „Ich will da, wo ich stehe, meine Pflicht thun, ich will mir meinen Weg schrittweise erobern.“ So bat und drängte sie fast, daß man ihr eine Theilnahme an den Hausgeschäften gewähre, und es gereichte ihr zu einer kleinen Genugthuung, bereits ein Lob von der Hausfrau empfangen zu haben. — Konradine, gewandt und heiterem Geplauder nicht abhold, wußte die Unterhaltung aufrecht zu erhalten, bis sie zu Hause anlangten und in Roderich's Zimmer traten.

Es war ein kleiner Saal im linken Seitenflügel, von allen Räumen des Hauses auf seinen Wandflächen für den modernen Gebrauch am wenigsten angestastet. Zwei große Fenster und eine Glashür verbanden ihn mit der Rampe der Vorderseite. Die gemalte Decke, obgleich verblichen, zeigte in blauer Luft und auf Wolken noch Diana auf ihrem Wagen, von zwei Hirschen gezogen. Ur-alte Hirschgeweihe waren an den Wänden befestigt, welche, einst meergrün mit goldenen Leisten, jetzt eine stark nachgedunkelte Farbe zeigten. In diesen Raum hatte sich Roderich alle Reste des einstigen Mobilars schon als Knabe zusammengetragen. Da standen ein paar Stühle, einst weiß lackirt und mit goldenen Zierrathen geschmückt, mit gewundenen Füßen und Lehnen; ein breitsitziger, schwerer Ruheessel von geschnitztem Eichenholz, mit Leder überzogen; ein wunderlicher Tisch,

dessen Platte aus gemalten Porzellanstücken bestand, mit metallendem Rande; eine gebauchte, wurmförmige Commode und sonst einige Stücke, die er um keinen Preis neu aufzuputzen und ihrem alten Glanze anzunähern gestattete. Damit vermischten sich in bunter Reihe neue Geräthschaften in unscheinbarer Form. Bücherbretter von Fichtenholz und Schränke, worin sich Sammlungen von Gesteinen, Insecten und Herbarien befanden. Ueber denselben, zwischen ausgestopften Vögeln und selteneren Bierfüßlern des Waldes, Schlangen, Salamander und sonstige Amphibien in Gläsern mit Spiritus. Dazu hingen an den Wänden mancherlei wunderliche Dinge: große Bündel von Samenkapseln, Waffen, ein paar Gemälde, deren Gegenstand man auf der schwarzen Fläche schwer erkennen konnte, Gipsabgüsse verschiedener Menschenrassen und die Rüstung eines neuseeländischen Häuptlings. Sogar die Hirschgeweihe waren noch zu Haken für allerlei Aufhängbares benutzt, worunter sich Fechthandschuh, eine verschossene Studentenmütze und Strohhüte der jüngsten Zeit befanden. Vor einem der Fenster prangte ein Philodendron, dessen mächtige Höhe und Riesenblätter dasselbe fast verschatteten, während sich vor dem zweiten ein Aufbau von anderen seltenen und wohlgepflegten Gewächsen befand. In der Mitte des Raumes aber stand der Arbeitstisch, breit und bequem, ohne jeden Luxus, aber doch ausgestattet mit Vielem, was individueller Geschmack, Liebhaberei, Gelehrsamkeit und Bedürfniß vereinigen können: Bücher, Kästen mit Collectaneen, ein Todtenschädel, Blumen-gläser und Familienbilder in Photographien. Dieser seit vielen Jahren zusammengetragene Inhalt gab der Werkstatt zwar ein recht buntes Ansehen, aber das Ganze war nicht ohne Sinn für Ordnung und zeigte, daß liebevolle weibliche Hände hier säubernd zu walten pflegten.

Juga war überrascht durch den Anblick dieses Raumes und blieb mit einem Ausruf der Verwunderung an der Thür stehen, während Konradine den Blumenstrauß auf den Arbeitstisch stellte. „Treten Sie getrost näher!“ rief sie lächelnd. „Der gelehrte Vogel ist nicht in seinem Käfig! Wir dürfen uns ungefährdet darin umsehen und über ihn lustig machen.“ Juga trat zu ihr, und das Erste, worauf ihr Blick fester haftete, war der Schädel, welcher gleichsam als Beschwerer auf einer Schicht von Büchern lag. „Ist das ein Todtenkopf?“ fragte sie mit ruhiger Betrachtung. „In Wirklichkeit habe ich bisher noch nie einen gesehen.“

„Müssen Sie die häßliche Larve denn auch zuerst erblicken, um darüber zu erschrecken!“ rief Konradine.

„Erschrecken? O nein!“ entgegnete Juga. „Nur vor Lebendigem erschrecke ich leicht. So also sieht man aus —? Ist es ein männlicher oder ein weiblicher Schädel?“

„Ich weiß es nicht zu sagen. Es ist mir nur lieb, daß Sie sich nicht davor fürchten. Ich war viel unangenehmer dadurch berührt, als Roderich in seiner Studentenzeit ihn nach Hause brachte, ja ich fürchtete mich geradezu davor. Nur langsam habe ich mich daran gewöhnt und begriff nicht, wie Roderich mir an dem Häßlichen immer die Schönheit erklären wollte. Ich habe gegen das Ding immer noch eine Scheu und muß mir den Tadel Roderich's gefallen lassen. Aber kommen Sie hierher! Ich zeige Ihnen, was unter seinen Sammlungen meine besondere Freude ist!“ Sie öffnete die Schublade eines Schrankes und zeigte eine Muschelsammlung vor, bei deren Anblick sie selbst, obgleich sie sie oft genug gesehen hatte, ihre lebhafteste Freude verrieth. Juga empfand kindlich genug, in dieselbe einzustimmen, die Zartheit der Farben, die Zierlichkeit der kleinen

und größeren Gehäuse zu bewundern und über den immer neuen Inhalt der Schubfächer zu Konradinens Genugthuung manchen Ausruf der Ueberraschung zu thun. „Diese Sammlung stammt aus Roderich's Schulzeit,“ sagte die Erklärerin; „jetzt legt er kein großes Gewicht mehr darauf. Das sei nur, sagt er, die bunte Schale des Naturproductes, das Gewand oder die Wohnung des Geschöpfes. Dieses selbst aber sei die Hauptsache und das Interessantere. Aber daß doch leider die Hauptsache wieder so entsetzlich häßlich sein muß! Da oben steht in Weingeist aufbewahrt eine Reihe dieser Schalenbewohner, eigentlich nur aus einem Fresswerkzeug und einigen Gedärmen bestehend — mir ein schrecklicher Anblick! Wir wollen sie nicht erst betrachten.“ Dafür öffnete sie einen anderen Schrank, um die Freundin einen Blick in die Schmetterlingsammlung thun zu lassen. Während die Mädchen darüber gebeugt standen, um das Farbenpiel der kleinsten Motte zu betrachten, welche sich aus dem Würmchen im Apfel entwickelt, trat die Mutter ein, mit einem offenen Briefe in der Hand.

„Von Roderich?“ rief die Tochter ihr entgegen. „Meldet er seine Ankunft?“

„Merkwürdig!“ entgegnete die Mutter. „Er verschiebt die Heimkehr nochmals, fogar auf ungewisse Zeit. Unerwartet günstige Gelegenheit zu neuen Studien biete sich ihm in Berlin dar. Er wisse nicht, ob er Zeit finden werde, vor seiner Habilitation überhaupt nach Hause zu kommen und nachher erst gar —!“

Konradine griff nach dem Briefe, der zwar an die Mutter gerichtet war, dessen Inhalt gleichwohl der Familie gehörte, und las ihn mit enttäuschem und betrübtem Gesicht. „Gar nicht?“ sagte sie, ihn zusammenfaltend. „Nicht im Sommer, nicht im Herbst, und wer weiß, ob im Winter? Er kam doch sonst so gern, und

wär's nur auf ein paar Tage gewesen, nach Hause! Und ich habe es ihm so dringend gemacht — bisher brauchte ich das nicht einmal! Habe ihm auch von unseren Gästen geschrieben, von meiner Freundin Inga — ach! die abscheulichen Gelegenheiten für immer neue Studien!“

„Laß nur!“ entgegnete die Mutter lächelnd. „Er soll schon kommen! Ich selber will es und werde es ihm meinerseits dringend machen. Noch heute schreibe ich ihm, und ich weiß ja, daß er nicht leicht widerstrebt, wenn ich etwas ernstlich wünsche.“

Konradine seufzte, und die Sammlungen wurden heute nicht weiter gemustert. Der Raum aber, darin sie aufbewahrt waren, übte auf Inga eine große Anziehung, und vielleicht war es das Phantastische der Anordnung, wodurch sie sich besonders angezogen fühlte. Auch gab es Veranlassung genug, ihn zu betreten. Wurden in den nächsten Tagen vorerst neue Blumensträuße nicht aufgestellt, so ließ Konradine es sich nicht nehmen, die Gewächse selbst zu tränken und zu pflegen, eine Beschäftigung, zu der sie die Freundin stets einlud. Es kam auch zur Sprache, daß Roderich mit dem Griffel sehr gewandt sei und von früh auf sich geübt habe, die Gegenstände der Natur im Bilde festzuhalten. Ganze Mappen voll Zeichnungen kamen zum Vorschein und wurden von den Mädchen durchblättert. Sogar zur Wiedergabe menschlicher Züge sei sein Talent ganz merkwürdig, so erzählte Konradine; er habe die Brustbilder des Vaters, der Mutter und das ihrige oft gezeichnet und immer sprechend getroffen. Sie suchte danach, die Mappe oder das Zeichenbuch ließ sich aber nicht finden, und Konradine verhehlte ihre Freude nicht, daß er diese Sammlung mitgenommen habe. Und wenn das glückliche Mädchen so immer neue Vorzüge Roderich's an das Licht zog, mußte Inga sich im

Stillen daraus wohl einen Menschen zusammenzusetzen, der in der That die Liebe seiner Familie verdiente. Aber es war doch nicht eigentlich seine Gestalt, welche ihre Phantasie beschäftigte, wenn sie sein Arbeitszimmer betrat. Eine andere, bestimmtere Gestalt schwebte ihr vor, während ein nicht so bestimmtes Etwas sie in diesem Raume anheimelte. Hier in dem alten Lehnstuhl zu sitzen, während Konradine geschäftig umher waltete, die Blicke träumerisch an den Wänden entlang und zu dem oben gemalten blauen Luftraum hinaufwandern zu lassen, wurde ihr ein stiller Genuß, der, wenn auch nur Minuten lang gekostet, ihr Herz für den Tag freudig bewegte.

Juga wußte sich, zur Genugthuung ihrer Umgebung, in den nächsten Tagen freier und umgänglicher zu geben. Viel trugen die Briefe Kolf's dazu bei, welcher fleißig schrieb, beglückt über die Aufnahme, die er bei seinem neuen Lehrer gefunden; wie er zwar Alles, was er gelernt, wieder verlernen müsse, um von vorn anzufangen, aber zugleich wisse, daß er nun auf dem rechten Wege sei. Juga beschloß, ihrerseits auch wenigstens auf dem rechten Plage zu sein oder ihren Platz richtig auszufüllen. Sie gab sich Mühe, und es gelang. Von Tag zu Tage sprach die Hausfrau eine größere Zufriedenheit mit der Anstelligkeit ihrer Pflegebefohlenen aus. Und wenn die beiden Mädchen in einer Nachmittagsstunde bei einer kleinen weiblichen Arbeit mit der Mutter zusammensaßen, dann konnte Juga plötzlich ihre Augen mit freudiger Bewegung von der einen zur anderen richten und mit einem stummen Blicke sagen, wie dankbar sie die ruhige innere Wandlung empfinde, die sich in ihr vollzogen hatte.

So wurden die Frauen eines Tages von Herrn von Schellborn getroffen. Er war heiter und angeregt wie immer, wenn er das Haus betrat, und mittler-

weile kam die Rede auch auf Roderich, und zwar nannte Paul ihn bei seinem väterlichen Namen Roderich Klingstein. Bisher war immer nur von dem Sohne oder dem Bruder die Rede gewesen, und wenn Juga auch wußte, daß derselbe ein Adoptivsohn des Hauses sei, so war sie noch nie darauf gekommen, daß er einen anderen Namen als den der Familie tragen könnte. Der Name Klingstein aber durchzuckte sie wie ein elektrischer Schlag; als ob mit silbernem Hammer auf einen Zauberstein geschlagen würde, daß eine ganze geträumte Welt bei dem Widerhall plötzlich auftauchte, so fühlte sie ihr Innerstes aufgeweckt, zugleich mit Freude und Schreck. Die Mutter erkannte den Zug der Ueberraschung in dem Gesicht des Mädchens und sagte erklärend: „Unser lieber Pflegesohn hat den Namen seiner Eltern beibehalten. Es ist glaublich, daß Sie ihn in der kurzen Zeit Ihres Hierseins noch nicht gehört haben.“ Und dann zu Paul Schellborn gewendet, fuhr sie fort: „Haben Sie schon die Photographie gesehen, die der Bagabond uns im Frühjahr gesendet hat?“ Konradine zog ein Schubfach, in welchem sie allerlei kleine Schätze zu bewahren pflegte, und reichte dem Gaste das Bild. Er lachte, fand es vortrefflich und gab es an Juga weiter. Ihre Hand zitterte, als sie das Blatt empfing, ein Schauer überrieselte sie bei dem Anblick des „Bagabonden“, wie die Mutter ihn genannt hatte. Ja, ja! Dieses Gesicht und diese Gestalt kannte Juga! Feingeschnittene, geistvolle Züge; klare, tiefblickende Augen; ein schlanker, hoher, vornehmer Körperbau. Er trug einen breitkrämpigen Filzhut mit einem Tannenzweige, das Känzchen auf dem Rücken, die Botanisirbüchse über der Schulter, den Stab in der Hand und die Kleidung so wenig elegant, als eine Fußreise sie beansprucht oder gar zurichtet. Juga nahm ihre ganze Fassung zusammen,

und ohne aufzublicken, gab sie das Bild Konradinen zurück. Sobald die erste Möglichkeit sich bot, das Zimmer zu verlassen, eilte sie in ihr Gemach, schob den Riegel vor und warf sich, von einem Sturm der Empfindungen ergriffen, in einen Sessel. Ein grelles Licht flog ihr mit entsetzlicher Klarheit über die Lage, in der sie sich befand. Der Mann, dessen Bild im Stillsten ihrer Seele lebte, fern, unnahbar, den sie wie eine Gottheit anbetete, der war auch der Geliebte, war so gut wie der Verlobte der Tochter des Hauses! Seine Ankunft erwartete man. Wie sollte sie seine Gegenwart ertragen? Wie dem Hause entfliehen, das ihr gastliche, ja liebevolle Aufnahme gewährte? Sie schlug die Hände vor das Gesicht, als wollte sie nichts von dem sehen, was da vor ihr aufstieg, aber ihre Erinnerung führte sie zurück in einige glückliche Tage, die für ihr inneres Dasein bestimmend gewesen waren.

Als sie vor etwa fünf Monaten mit ihrem Bruder den Wohnort der verstorbenen Mutter verlassen hatte, um ihrem bestimmten Ziele entgegenzureisen, wurde Rolf im Angesicht der herrlichen Gegend, welche sie im Fluge durchfahren, von einem unwiderstehlichen Drange ergriffen, dieselbe mit mehr Genuß auf fröhlicher Wanderung zu durchmessen. Die Barschaft ward gemustert, und nach genauer Berechnung stellte sich ein Ueberschuß heraus, mit welchem man getrost acht Tage lang zu Fuß in den Bergen umherstreifen konnte, vorausgesetzt, daß jeder Aufwand dabei vermieden würde. Rolf jubelte auf, und Jnga, um seine Freude nicht zu stören, überdies gewöhnt, sich zu fügen, willigte ein. Den Koffer schickte man voraus, und mit leichtem Gepäck begann die Wanderung. Auch Jnga wurde schon nach den ersten Stunden durch die ihr noch unbekanntere Freude ergriffen, ganz ungebunden durch den

Wald zu schweifen, die Vögel singen zu hören und die köstliche Bergluft zu athmen. Es war noch auf der ersten Tagwanderung, als die Geschwister am Waldwege ausruheten und ihre frugale Mahlzeit hielten, welche sie für unterwegs mitgenommen hatten. Da kam, ein Liedchen pfeisend, ein junger Mann die gleiche Straße gegangen. Mit halbem Gruß faßte er an seinen Hut und wollte vorübergehen; aber er schien sich schnell zu bedenken, blieb stehen und fragte artig, ob es gestattet sei, den Schatten zu theilen? Rolf, gleich zur Geselligkeit gestimmt, lud ihn ein, Platz zu nehmen. Der Wanderer, welcher zwei ordentlich gekleidete junge Leute vor sich sah, den Jüngling von offener und angenehmer Gesichtsbildung, das Mädchen von überraschender Schönheit, fühlte sich gefesselt und begann ein Gespräch im Tone der guten Gesellschaft, wie es sich unter Fremden, die einander begegnen, gerade bot. Jnga mischte sich kaum darein, ihr Bruder aber redete desto unbefangener, erzählte, daß sie Geschwister seien, und verrieth ohne Umstände den Wanderplan für die nächsten Tage. Der Fremde stellte sich ebenfalls vor, und zwar als Naturforscher Namens Klingstein; den Doctortitel ließ er bei Seite. Die drei jungen Leute brachen endlich gemeinsam auf und schritten fürder. Sie kamen in die fröhlichste Stimmung, und bald sangen sie — wenigstens zwei von ihnen —, daß der Wald widerhallte. Und es war Frühling, wundervoller Frühling! Die Buchen standen in jungem Grün, der Rasen war bedeckt mit Anemonen, und die Sonnenstrahlen riefen überall neues Leben zu Tage. Hatte Jnga Furcht gehabt vor dem plötzlichen Anschluß des Dritten, der eben mitging, als könne es gar nicht anders sein, so fühlte auch sie sich jetzt freudig belebt, und es überrieselte sie ein holder Schauer, wenn sie den Wanderer singen hörte, wenn seine und ihre Augen

sich trafen oder wenn er sie freundlich anredete. Schien er auch ganz unbefangen, so lag doch etwas Ueberlegenes in seinem Wesen. Er war der Aeltere und wußte viel von der Natur und ihren Geheimnissen zu erzählen, dem das Mädchen wie einer Offenbarung lauschte. — Als sie endlich ein Nachtquartier auffuchten, hielt Klingstein in demselben Wirthshause Einkehr, und Rolf hielt es schon für selbstverständlich, daß sie den Abend beisammen blieben. Hier entwickelte er dem neuen Kameraden das Vorhaben für die nächsten Tage, und Klingstein gestand, daß er dieselben Wege zu gehen habe oder auch sich zu der gleichen Wanderung einrichten könne, wenn nämlich die junge Dame gegen seinen ferneren Anschluß nichts einwenden wolle! Der Bruder nahm der Schwester, welche lächelnd ein wenig erröthete, die Antwort von den Lippen weg und erklärte, daß ihnen nichts Erwünschteres kommen könne! Hatte nun Rolf die Reiseanordnung ohne Kenntniß und Anweisung, ziemlich aufs Gerathewohl gedacht, so kam durch den neuen Freund jetzt eigentlich erst Plan in die Wanderungen. Er war unterrichtet über Berge, Thäler, Wege, Ortschaften und besondere Schönheiten der Gegend, und so vertrauten sich die Geschwister getrost seiner Tageseintheilung und seiner Führung an. Jeden Morgen rückten die Gefährten früh aus, in den hellen Frühlingstag hinein; durch Wälder und Wiesen, durch Dörfer, wo die Kinder Blumen pflückten und spielten, zu lustigen Höhen mit Aussichtspunkten in die weite, schöne Welt. Sie hörten das Mühlenrad „in einem kühlen Grunde“ und freuten sich, zu Nacht in der Mühle einkehren zu können. Rolf war begeistert für den neuen Freund. Klingstein's Augen hingen mit Entzücken an dem jungen Mädchen; aber Jnga schien in diesen Tagen erst aufzublühen, und ein erwachendes Herzensleben

leuchtete halb schüchtern, halb beseligt durch ihre Züge. Aber kein Wort kam über des Freundes Lippen, das über den Ton der guten und herzlichen Kameradschaft gegangen wäre oder eine beabsichtigte innere Annäherung verrathen hätte. Zuweilen glaubte Jnga wahrzunehmen, daß er mitten in der Freude plötzlich ernst, fast betrübt wurde, sich abwende und sich zwang, ein Gespräch über Pflanzen, Steine und Thiere zu beginnen. Aber der Frohsinn kam wieder. Keiner schien fragen zu wollen, wann und wo dies Glück der Wanderschaft enden werde. Es endete wie alles Schöne, das, Gemüth und Auge berückend, uns umgaukelt und die Seele in holdes Traumwandeln fesselt — es endete diesmal durch einen Blick, welchen Rolf in die Reisekaffe that. Sie war aufgebraucht — wenigstens der für die Vergnügungsreise gesetzte Ueberchuß — und die Geschwister mußten sich entschließen, am nächsten Tage ihrem Ziel geradeswegs entgegenzufahren. — Diese Entdeckung wurde gemacht in einem Wirthshause, in der Nähe einer kleinen Stadt, in welchem die Wanderer sich vor einem aufziehenden Gewitter geborgen hatten. Die Nothwendigkeit des Scheidens stimmte alle Drei ernst und schweigsam. Da entdeckte Rolf eine Geige hinter einem Schranke hängen. Er, der seit einer Woche den Bogen nicht geführt hatte, sprang darauf zu, stimmte die Violine, und obgleich er sie für ein elendes Instrument erklärte, begann er geläufig und sicher darauf zu spielen. Klingstein machte große Augen vor dieser unerwarteten Kunstfertigkeit, aber die Aufmerksamkeit der drei Freunde wurde plötzlich auf ein Schauspiel gelenkt, welches für die Betrachtenden mehr des Lächerlichen bot als für die Mitwirkenden. Eine Gesellschaft aus der Stadt war auf ihrer Waldpartie von dem Gewitter und Regen überfallen worden und stürmte nun, in verworrene Flucht aufgelöst, durch

den Garten, um das Haus zu erreichen. Kinder, lachend und schreiend, voran; junge Männer, ihre Höflichkeit vergeblich gegen die Damen anbietend; sonst bedächtige Männer im wenig kleidsamen Carrieraufstieg; etwas corpulente Mütter, welche nicht so leicht mit konnten, von rüstigen Armen förmlich dahergeschleppt; so flüchteten etwa dreißig Personen unter nicht geringem Lärm unter das schützende Dach. Die drei Reisenden sahen von einem Fenster des oberen Stockwerkes diesem Treiben lachend zu, in dem behaglichen Gefühle, längst im Trocknen zu sitzen. Aus ihrem Zimmer ging eine Thür nach der Galerie des Tanzsaales, in welchem die Gesellschaft sich gesammelt hatte. Kolf konnte sich nicht verjagen, das Treiben der Verregneten von oben zu betrachten und den beiden Anderen seine Bemerkungen zurückzubringen. Gleich darauf nahm er wieder die Geige zur Hand. — Währenddem kam die Jugend im Saale zu der Ansicht, daß es ansprechender wäre, die nassen Kleider im Tanzen zu trocknen, und zwei junge Herren begaben sich hinauf, um den Geiger zu fragen, ob er ihnen zum Tanz aufspielen wolle? Die beiden Anderen — mit einer Verbeugung vor Inga und Klingstein wurde es gesagt — sollten der Gesellschaft ein angenehmer Zuwachs sein. Die beiden Letzten lehnten ab, Kolf aber willigte ein, von der Galerie aus ein Stück zu versuchen. Es geschah, und bald darauf wirbelte unten Alt und Jung durch einander. Da begann Klingstein: „Tragen Sie jetzt ein ordentliches Musikstück vor, damit die Leute hören, mit wem sie es zu thun haben.“ Der junge Violinist war schnell bei der Hand und ließ alle seine Kunststücke unter dem Bogen hervorprudeln. Man zollte lebhaften Beifall, und bald darauf erschien ein Herr bei den Reisegefährten, der sich anerkennend über die Leistung aussprach. „Können

Sie mehr auswendig?“ fragte er. Kolf bejahte es und spielte noch ein ziemlich umständliches Capriccio. Der Herr stellte sich nun als Capellmeister K. und Dirigent der Curcapelle in Ems vor, ließ sich in ein Gespräch mit Kolf ein und rückte endlich mit dem Vorschlage heraus, ihn für die Dauer der Saison „versuchsweise“ nach Ems zu engagiren. Kolf war sehr beglückt darüber. Die Aussicht, sich so schnell und in so günstiger Weise etwas erwerben zu können, erschien ihm unabweisbar, und so sagte er mit Freuden zu, wenn damit auch das ursprüngliche Reiseziel um einige Monate verspätet würde. „Auch mich freut es,“ entgegnete der Capellmeister. „Nur aber muß ich Sie bitten, morgen mit dem Frühesten bereit zu sein und mit mir zugleich abzufahren, denn ich bin nur auf einen Tag zum Besuch hier und muß morgen schon in Ems dirigiren.“ Auch dies wurde von Kolf ohne Bedenken zugestanden. — Als Inga davon erfuhr, sah sie ihren Bruder vorwurfsvoll an und war mit seinem raschen Entschlusse nicht einverstanden. Sie wendete ein, daß es besser, ja nothwendig gewesen wäre, die Reise geradeswegs nach Eifenthal fortzusetzen. Bei Anhörung dieses Ortsnamens sah Klingstein sie betroffen an. „Wo — wohin geht Ihre Reise?“ fragte er. — „Nach Eifenthal, zum Oberförster Volkmar,“ entgegnete sie wiederholend. „Wir kennen noch Niemand dort, aber das Ziel ist uns vorgeschrieben.“ Der Freund blickte mit fragendem Ausdruck auf die jungen Leute, unfähig, den Zusammenhang zu begreifen, und diese waren auch nicht in der Lage, ihn darüber aufzuklären, da sie nur wußten, daß sie eine Jugendfreundin der verstorbenen Mutter zu besuchen hätten. Klingstein suchte seine Ueberraschung und die ernste Stimmung, welche ihn ergriffen hatte, zu verhehlen. — Der Regen hatte mit der Abenddämmerung aufgehört, und

balb rüstete sich die Gesellschaft unten zum Aufbruch nach der Stadt. Kolf war in lebhafter Unterhaltung mit dem Capellmeister, der ihm die Hand schüttelte und ihm nochmals einschärfte, sich zum Bahnzuge früh um fünf Uhr einzufinden. Der munteren und lachenden Stadtgesellschaft folgten in einiger Entfernung die drei Reisegefährten. Kolf aufgeregt und gesprächig, die beiden anderen schweigend und ihren Gedanken nachhängend. Sie zogen noch einmal gemeinsam in das Wirthshaus und theilten die Abendmahlzeit. Dann aber stand Klingstein plötzlich vor den Geschwistern mit Hut und Stab, das Ränzchen auf dem Rücken. Er wollte mit dem Nachtzuge abreisen. Schon stand der Omnibus, der ihn nach dem Bahnhofe führen sollte, vor der Thür. „Wir müssen scheiden,“ sagte er. „Ihr Beide geht morgen nach dem schönen Lahnthal, wohin ich euch nicht folgen kann. Wir wollen das kurze Beisammensein nicht vergessen! Lebt wohl!“ Er ergriff Inga's Hand und sah sie an mit einem Abschiedsblicke, so tief und ernst, als müßte er sich innerlich mit Gewalt losreißen. Dann eilte er hinaus, Kolf ihm nach bis vor die Thür. Inga's Herz schlug zum Berspringen. Vom Fenster aus sah sie im Scheine der Laternen, wie Klingstein ihren Bruder mit Hestigkeit umarmte und küßte, dann in den Wagen sprang und, ohne zurückzublicken, davonfuhr. — —

Diese Erinnerung überkam das Herz des jungen Mädchens mit ganzer Macht, nachdem sie das getreue Abbild des Fremdes, noch dazu in der Wandertracht jener Tage, erkannt hatte. Daß sie es erst nach einigen Wochen ihres Aufenthaltes in Eizenthal zu Gesicht bekommen, mochte daran liegen, daß man hier auf dem Lande keinen großen Cultus mit Photographien treiben konnte und die Albums mit Gesichtern, die den Fremden

nichts angehen, nicht überall auf den Tischen lagen. Eine endlose Reihe von Fragen stürmte durch Inga's Seele. War es um ihretwillen, daß er zögerte, zu seiner Familie zurückzukommen? Hatte sie ihm selbst doch einst gesagt, ihre Reise ginge nach Eizenthal! Und jetzt trat es ihr deutlich vor die Augen ihres Inneren, daß er überrascht durch die Nachricht gewesen, daß er ernster geworden und wie er sich so unvermittelt schnell verabschiedet hatte. Wenn sie selbst aber der Grund seines Ausbleibens war, durfte sie dann nicht annehmen, daß sie seinem Herzen nicht gleichgültig geblieben? Daß er sich scheute, sie wiederzusehen? Daß er sich seiner Pflicht gegen Konradine inne geworden war — oder vielleicht innerlich noch zu kämpfen hatte? Sie sprang auf und durchmaß das Gemach mit unstillen Schritten. Dann schalt und tadelte sie sich selbst über alle diese Fragen. Nur aus ihren Empfindungen waren sie hervorgegangen, wie durfte sie solche Regungen ihm unterschieben? Es mochten ja auch wohl ganz andere triftige Gründe sein, die ihn noch entfernt hielten, ohne jede Beziehung zu ihr selbst. Aber daß sie selbst sich ihrer Liebe in solcher Macht bewußt wurde, erschreckte sie, und um so mehr, wenn sie an Konradine, an das Haus dachte, nicht zuletzt bei dem Gedanken an Roderich. Geseht, er wäre auch unberührt geblieben von einer Neigung zu ihr, und er käme zurück, würde sie ihr eigenes Herz so bezwingen können, daß weder er noch Konradine merkten, was in ihr vorging? Und wenn sie es merkten, was dann? Eine Angst überfiel sie; sie fühlte die Beschämung im Voraus; unselbige Verwirrung stieg vor ihrer Seele auf. Einen Augenblick schien es ihr, als könnte schnelle Flucht sie retten, Flucht zu ihrem Bruder. Aber sie verwarf den Gedanken wieder. Man würde eine solche Flucht nicht begreifen, zumal sie die Gründe nicht

verrathen durfte; es wäre Undank gegen das gastliche Haus, sich ihm in räthselhafter Weise zu entziehen, das Vertrauen, das man in sie setzte, zu täuschen. Sie mußte bleiben, abwarten und über sich ergehen lassen, was nicht abzuwenden war. So sann sie hin und her, rastlos, angstvoll, von peinlichen Empfindungen bewegt, zwischen welche sich zuweilen der Gedanke an das Wiedersehen wie ein Lichtstrahl drängen wollte. Die Hausgenossen ließen ihrer einsamen inneren Arbeit lange Zeit. Sie mochten annehmen, daß sie an ihren Bruder schreibe, wie sie häufig that, und wollten sie nicht dabei stören. Es war bereits dunkel im Gemache, in ihr selbst aber schien es heller zu werden.

Der Augenblick eines ernstesten Entschlusses ist für den Menschen oft der erste Schritt zu einer sich rasch vollziehenden inneren Reife. Stellten sich der Ausführung auch Schwierigkeiten entgegen, ja, wäre er, so wie er gefaßt wurde, nicht einmal ausführbar, so giebt er doch dem Dasein eine neue Festigkeit, und es hat für sich etwas gewonnen, mehr gewonnen, als schwankende Regungen zwischen Glück und Qual jemals herausbilden können. Inga hatte sich Fassung errungen. Das Gefühl einer heiligen Pflicht gegen die guten Menschen, welche sich ihrer angenommen, trat mit ganzem Ernst in ihr auf. Sie durfte sich nicht verrathen, sie durfte endlich gar nichts mehr zu verrathen haben; sie mußte entsagen, wie sie es ja auch bisher gemußt hatte; sie mußte sich waffnen gegen sich selbst, und sie wollte es können. Sie ging noch weiter. Es wurde ihr klar, daß sie der Familie zu bekennen habe, wie sie Roderich bereits einmal begegnet sei und eine kleine freundschaftliche Beziehung zwischen ihnen schon bestanden habe. Aber da sie es nicht bei dem ersten Anblick seines Bildes gethan hatte, mußte eine schickliche Wendung dafür noch gefunden werden, und sie hoffte

sie zu finden. So fühlte sich Inga endlich gefaßt genug, den Hausgenossen wieder zu begegnen, und ungerufen verließ sie ihr Gemach, da die Stunde kam, in der man sich zum Abendessen zu versammeln pflegte.

Die Hausfrau blickte sie verwundert an, es kam ihr vor, als wäre mit ihrem Pflegekind plötzlich eine vortheilhafte Veränderung vorgegangen. Sie nickte ihr freundlich zu. Inga aber eilte auf sie zu, küßte sie und sagte: „Bleiben Sie mir gut, Mama!“ Denn zu dieser Anrede hatte man sie im Hause schon berechtigt.

Als man nach Tische um die Lampe saß, der Hausherr bei der Zeitung, begann Inga: „Darf ich wohl das Bild Roderich's noch einmal betrachten? Ich konnte zuvor nur einen flüchtigen Blick darauf werfen.“ Sie wollte der Familie ihr Bekenntniß thun und zugleich ihre Fassungskraft prüfen. Konradine holte es gern herbei. Inga richtete die Blicke fest auf das Bild, und obgleich ihr Herz heftig pochte, bezwang sie sich und sagte: „Ja, es ist richtig! Diesem jungen Herrn bin ich schon einmal begegnet. Ich erkannte ihn gleich wieder, zumal ich den Namen Klingstein hörte, mochte aber in Gegenwart des Herrn von Schellborn nicht reden.“ Und nun erzählte sie von ihrer ersten Bekanntschaft, von ihren gemeinsamen Wanderungen, alles Thatfächliche, bis zu der Stunde, da Nolf sich für die Capelle in Ems gewinnen ließ. Die Familie war angenehm überrascht, Konradine klatschte in die Hände, die Mutter aber sagte: „Warum hat er uns nur davon kein Wort geschrieben?“ Man verweilte lange bei dieser Geschichte; die Erzählerin aber fühlte sich im Innersten erleichtert durch ihre Aufrichtigkeit, die noch dazu so gut und unbedenklich aufgenommen wurde.

Tags darauf traf zur Freude des Hauses eine kurze Anzeige von Roderich ein,

worin er seine Ankunft für einen der nächsten Tage bestimmt meldete. Bevor er aber kam, erschien noch ein Besuch, den man nicht erwartet hatte. Die Gräfin Spach fuhr Nachmittags vor, ohne ihren Gatten, ganz allein. Ließ sie sich im Ganzen selten blicken, so stand sie mit Frau Volkmar doch auf gutem Fuße, neckte den Oberförster gern und nahm seine Neckereien nicht übel auf. Daß sie aber um diese Zeit und allein vorsprach, deutete die Hausfrau als Zeichen besonderer Absichten. Sie und ihre Tochter empfangen die Gräfin, Volkmar gesellte sich auf ein Weilchen zu den Damen. Auguste war klug und gewandt genug, ihre Unterhaltung nach dem Tone des Hauses zu richten. Ueberdies bedurfte es keiner besonderen Anstrengung dazu, denn sie hatte eine Art von Zuneigung zu der Oberförsterin — das Weltkind zu der würdigen Matrone; sie redete ziemlich offen zu ihr und wußte, daß sie immer die Wahrheit zu hören bekam. Nach kurzem einleitendem Gespräch wendete sie sich munter an Volkmar: „Wissen Sie auch, Herr Oberförster, daß ich in diesen Tagen eine Jagd eröffnen werde, gegen welche Sie selbst innerhalb der gesetzlichen Schonzeit keinen Widerspruch erheben dürfen?“

„Die Schonzeit gilt nur noch für Schwarz- und Rothwild,“ entgegnete der Oberförster; „Feldhühner und Wachteln dürfen Sie schießen.“

„O! Feldhühner und Wachteln!“ rief Auguste lachend. „Wer denkt an so gewöhnliches Wild? Ich lade zu ganz anderem Pürschgange ein, denn mein Wild ist nichts Geringeres als — der Frosch!“

„Der Frosch? Nun, den haben Sie frei, Frau Gräfin! Gehört nicht unter meine Controle. Wie wollen Sie den aber schießen? Mit Schrot? Kugeln? Büchse? Entenflinte?“

„Brauche nichts von alledem! Wir

haben eine Waffe, die eigens für die Froschjagd erfunden ist, aus Paris erhalten. Es ist eine Armbrust kleinen Kalibers, mit vollgerundetem Lauf. Den Pfeil vertritt ein Bolzen mit Metallspitze, etwa wie eine kleine Lanze, welcher hinausgeschleudert wird. Dieses Geschloß ist durch eine lange seidene Schnur an der Armbrust befestigt, so daß das getroffene Wild wie an einer Angelschnur aus dem Wasser gezogen werden kann. Wir haben neulich schon unter uns probirt, es geht vortrefflich, und so werden die Jüngerinnen Diana's sich nächstens vor Nimrod und seinen Gesellen produciren. Sie nehmen doch die Einladung an?“

Der Oberförster lachte und entgegnete, daß er den tollen Sport wohl ansehen möchte. „Aber,“ fuhr er fort, „wo soll denn die Jagd stattfinden? Graf Spach hat meines Wissens keinen Ueberfluß von Sümpfen auf seinem Gute.“

„Leider hat mein dummer Mann keinen Froschteich! So werden wir die Jagd bei dem Baron Bornheim halten. Eigentlich war Paul Schellborn dazu verpflichtet, die Einladungen ergehen zu lassen, denn in seinem Park ist ein Froschrevier, wie es für die Jagd nicht besser gedacht werden kann. Paul ist aber ein ebenso ungestlicher als nichtsnutziger junger Cavalier! In der Eile läßt er eine völlige Umkehr seines ganzen Hauses vornehmen. Gerüste auswendig und inwendig! So, daß er für sich selbst in der Officin ein Unterkommen gesucht hat. Ja, ich vermüthe, er ließe das Haus ganz niederreißen, um das Fest nur nicht geben zu müssen, und wer weiß, ob er nicht bereits Alles, was in seinem Garten quakt und hüpfet, hat aufgreifen und versehen lassen, damit ein Wildstand bei ihm gar nicht mehr gefunden werde!“

Auguste war in guter Laune und wußte durch ihren Jagdplan besonders den Oberförster zu belustigen. Als dieser in

Geschäften abgerufen wurde, gab die Mutter auch Konradinen einen Wink, das Zimmer zu verlassen. „So ist's recht! Zu Ihnen komme ich,“ begann die Gräfin, als die Frauen mit einander allein waren. „Und nun unter vier Augen gleich zur Hauptsache! Papa hat ein paar erwachsene junge Leute bei Ihnen untergebracht. Wenn Papa für sie als seine Pflegebefohlenen zu sorgen beliebt, so wird er ja wohl eine Pflicht haben, und es ist nicht schwer zu errathen, in welcher Beziehung er zu den Kindern steht!“ Auguste lächelte, und der höhnische Zug um ihren Mund vertiefte sich bis zum Ausdruck des Verachtenden.

„Nicht der Freiherr hat uns die jungen Leute zugewiesen,“ entgegnete die Hausfrau. „Wer sagt Ihnen, Frau Gräfin, daß er es gewesen?“

„Wer mir gerade das gesagt hat? — Beste Frau, das weiß ich nicht mehr! Mitgetheilt hat mir Paul Schellborn zuerst, daß ein junges Paar sich bei Ihnen aufhalte, welchem wir bereits in Ems begegnet waren und dem wir damals bei der Unkenntniß seines Verhältnisses zu einander, und dazu falsch berichtet, Unrecht gethan haben. Wohl denn, es thut mir leid, um so mehr, da es jetzt, oder doch das Mädchen noch, in Ihrem Hause ist. Nun aber —! Bald nach der Ankunft der Kinder trifft auch Papa in Ihrem Hause ein! Ein merkwürdiger Fall! Wie kommt er darauf, den Kindern gerade bei Ihnen Wohnung zu machen? Wie kommt gerade Ihr Haus zu dieser immerhin sonderbaren Ehre? Machen Sie mir das deutlich! Ich habe Gründe, darüber aufgeklärt sein zu wollen. Ich gehöre doch auch — so zu sagen — zu Papas Familie!“ Auguste warf die letzten Worte mit nicht schönem Lachen hin.

Frau Volkmar fühlte sich peinlich berührt. In rascher Ueberlegung kam sie zu der Ansicht, daß es der Gräfin nichts

schaden könne, wenn sie in das Geheimniß eingeweiht würde, und so zögerte sie nicht, ihr die ganze Wahrheit zu sagen: von der Herkunft der Kinder; von der zweiten Heirath der ehemaligen Baronin von Troll; von ihrem Leben und Tode; von dem Briefe, welchen dieselbe an ihre alte Freundin, die Oberförsterin, geschrieben, und wie sie ihr darin Kolf und Inga empfohlen habe. Auguste hörte mit wachsendem Erstaunen zu, ja sie fühlte sich durch diese Thatsachen, in so schlichter Darstellung vorgetragen, geradezu erschüttert. So waren diese Kinder wirklich ihre Geschwister, und zwar in rechtlichem Sinne, da die zweite Ehe der Mutter gesetzliche Gültigkeit hatte. Aber wenn sie die vermeintliche Beziehung derselben zu dem Freiherrn von Troll als Weltkind ziemlich leichtsinnig genommen, so erschien ihr das Verhältniß, welches sie und die jungen Leute an die gleiche Mutter knüpfte, plötzlich erschreckend.

Auguste hatte keine Erinnerung an ihre Mutter. Sie selbst war noch ein junges Kind gewesen, als diese sich von ihr trennte. Die Baronin sei frühzeitig gestorben, so hieß es später. Als aber Auguste heranwuchs, mußte sie freilich erfahren, daß die Mutter ihren Gatten verlassen habe, um eine andere Ehe zu schließen. Es giebt immer und überall Leute, welche das, was der Familie Geheimniß bleiben soll, den Familienmitgliedern heimlich zuflüstern. Daß sie inzwischen gestorben sei, glaubten aber auch die Zuträger zu wissen. Gleichwohl hatte Auguste den Namen Svendson niemals gehört, entweder weil Niemand ihn kannte oder diejenigen, welche ihn gekannt, ihn vergessen hatten oder in einem Zeitraum von mehr als zwanzig Jahren darüber hingestorben waren. Ein inneres Verhältniß zu ihrer Mutter konnte Auguste nicht haben, nicht einmal ein Bild von ihr war übrig geblieben, an dessen Züge sie ihr Auge hätte gewöhnen können.

Trotzdem fühlte sie sich durch das Schicksal derselben ergriffen und aufgeregert. „Aber wie ist das?“ rief sie dann; „Papa war bei Ihnen — das hat doch einen Zusammenhang!“

„Volkmar wünschte sich mit ihm zu unterreden und schrieb ihm; der Freiherr kam dem Besuche meines Mannes zuvor. Der Brief der Verstorbenen enthält einen directen Hinweis auf Herrn von Troll.“

„Und hat Papa sich zu irgend etwas verstanden?“

„Ueberlassen wir das der Zeit und der ferneren Entwicklung. Vorläufig ist meine Pflegebefohlene, denke ich, bei uns gut aufgehoben.“

„Ohne Zweifel! Aber Sie dürfen die Last doch nicht behalten! Ich will mit meinem Manne sprechen —“

In diesem Augenblick wurde die Thür geöffnet, und Jnga, mit einer sauberen weißen Schürze wirthschaftlich angethan, trat herein. Nicht wissend, daß Besuch gekommen, wollte sie über ein Geschäft in der Haushaltung bei der Mutter anfragen. Beim Anblick der fremden Dame erschrak sie und wollte sich zurückziehen, aber die Gräfin hatte sie schon erblickt und flüsterte: „Stellen Sie uns einander vor, ganz förmlich.“

So machte Frau Volkmar denn die Vorstellung ganz förmlich: „Fräulein Jnga Svendsen, unser lieber Gast — Frau Gräfin Spach.“

Zum zweiten Mal sahen Beide sich Auge in Auge, die Gräfin noch prüfender als damals in Ems in den Zügen des Mädchens forschend. Jnga wußte sich nicht zu erinnern, wo sie das Gesicht dieser Frau schon gesehen habe, und dennoch kam es ihr bekannt vor. Um sie reden zu machen, fragte die Mutter nach ihrem Anliegen, denn daß sie mit einem solchen komme, beweise doch wohl die weiße Schürze? Jnga entgegnete lächelnd, daß nur ihre große Unkenntniß wirthschaft-

licher Dinge sie mit einer Frage hertreibe, einer Frage, die sie auch wohl noch aufschieben könne. Nur wenige Worte wurden noch gewechselt, dann bat Jnga, ihr begonnenes Geschäft fortsetzen zu dürfen, und zog sich zurück.

„Sie hat Anstand, weiß sich zu betragen. Sie ist in der That eine Schönheit!“ sagte die Gräfin. Sie hatte zwar bereits vernommen, daß Jnga und ihr Bruder nichts von der früheren Ehe ihrer Mutter wußten, demnach auch von einer Beziehung zu ihr selbst nichts ahnen konnten. Dennoch überkam sie eine plötzliche Furcht. Wer konnte dafür stehen, daß Jnga es nicht dennoch erführe? „Oder können Sie so bestimmt wissen,“ fuhr sie im Gespräch fort, „daß das Mädchen nicht dennoch im Stillen von Allem unterrichtet ist? Daß sie am Ende gar Ansprüche darauf gründet? Daß sie nur bis zu einem gelegenen Momente schweigt —? Nein, es ist unmöglich, eine Annäherung herbeizuführen. Mehrere Personen aus unserer Gegend und Nachbarschaft haben sie in ihrer früheren Lage in Ems gesehen, haben das Gerede gehört, das über sie ging. Dergleichen pflegt unvergessen zu bleiben, selbst wenn es als Unrecht eingesehen worden ist. Es wäre schrecklich, wenn jetzt uralte Familiengeschichten, vermengt mit neuen, wieder auftauchten und der Gesellschaft einen willkommenen Stoff zum Gespräche darböten!“

„Sie regen sich durch eine grundlose Furcht, um ein Nichts auf, liebe Auguste,“ entgegnete die Oberförsterin. Sie brauchte die vertrauliche Anrede zuweilen gegenüber der jüngeren Frau, die sie von Kindheit auf kannte. „Für Jnga's Charakter glaube ich bürgen zu können. Da ist nichts von Hinterhalt, von geheimen Plänen, von Ansprüchen. Ja selbst erführe Jnga das, was Sie erschreckt, das Mädchen würde sich dadurch nicht gehoben, sondern noch mehr erschreckt, ja schmerzlich berührt

fühlen, denn das Bild ihrer Mutter würde ihr dadurch getrübt werden, welches zu dem Heiligsten gehört, was ihre Erinnerung bewahrt. Es soll ihr rein bewahrt bleiben! Sie aber, liebe Auguste, denken doch zu sehr an die kleinen Unzuträglichkeiten, die Ihnen selbst durch eine Entdeckung erwachsen könnten. Könnten, sage ich; denn ich hatte Grund, Ihnen die Entdeckung zu machen, die Sie ja wohl bewahren werden, und ich habe ebenso viel Grund, Jnga davor zu behüten. Wünschen Sie die Ruhe Ihres Lebens ungestört, so handelt es sich daneben um ein anderes Dasein, in welchem noch nicht viel Glück gewesen sein mag, welches mir aber des Glückes und der Fürsorge werth genug zu sein scheint.“

Die Gräfin schwieg einige Augenblicke. Dann sagte sie: „Die Strafrede, die Sie mir gehalten, habe ich wohl verstanden, und — ich will sie beherzigen, da sie von Ihnen kommt! Ob ich danach handeln kann —? Ich will es überlegen. Ich werde mit meinem Manne sprechen. Max muß es wissen! Er hat meist ganz verständige Ansichten — so dumm er auch sonst ist.“ Damit lenkte sie in den leichteren Ton wieder ein, mit dem sie wenigstens auf der Oberfläche zu spielen suchte, obgleich sie sich ernst genug berührt fühlte.

Tags darauf war Konradine schon früh Morgens in lebhafter Bewegung, denn um die Mittagsstunde sollte Roderich eintreffen. Einen Strauß von wilden Blumen, wie er ihn gern mochte, konnte sie aber Wiesen und Wald nun nicht mehr abgewinnen, und was sie aus dem herbstlichen Garten an hinsiechenden Georginen, Strohblumen und dergleichen zusammen gesucht, mißfiel ihr endlich selbst. Da kam ihr in der letzten Viertelstunde noch ein Einfall. Sie schnitt Tannenzweige, die sie mit rothen Ebereschen zusammenband. „Wie ein Weihnachtsbaum!“ rief sie vergnügt,

als sie der Freundin den Strauß vor der Thür zeigte. Da wurde Pferdegetrapp und Rädergeräusch vernehmlich. Konradine sah sich um. „Da ist er schon!“ rief sie. „Vater! Mutter! Heraus! Roderich kommt! Jnga, bitte, stellen Sie den Strauß in sein Zimmer! Ich habe keine Zeit mehr!“

Jnga ergriff den dargereichten Strauß, und um bei der ersten Begrüßung nicht zugegen zu sein, eilte sie über die Rampe in Roderich's Museum. Sie sah, wie der Wagen vorfuhr, suchte auf dem Tische umher, fand aber weder ein Glas noch einen sonstigen Behälter für den Strauß. So legte sie ihn auf die Bücher und flog nach der anderen Thür, welche in die inneren Gemächer des Hauses führte. Sie fand sie verschlossen, den Schlüssel von außen umgedreht. So mußte sie bleiben, in der Hoffnung, durch die Glashür zu entkommen, wenn die Familie in das Haus getreten, nicht ohne Furcht, von dem Ankommenden vorher in seinem Arbeitszimmer gefunden, gleichsam ertappt zu werden. Obgleich in die Tiefe des Saales zurückgezogen, sah sie doch durch das große Fenster, wie Roderich von den Seinen begrüßt wurde und Konradine jubelnd an seinem Halse hing. Jnga's Herz pochte gewaltig, als sie ihn wieder sah. Sie preßte beide Hände vor die Brust, als hoffte sie die innere Bewegung dadurch zu hemmen. Da hörte sie Konradinens Stimme: „Wo ist sie denn? Ich habe sie da hineingeschickt! Jnga!“ Gleich darauf erschien die Rufende selbst in der Thür, und Jnga mußte nun doch auf dem gefürchteten Wege Roderich entgegenreten. Ihr erster Blick traf sein Gesicht. Ein plötzliches Aufleuchten wie ein Erstaunen schien über seine Züge zu fliegen, um schnell wieder einem ruhigen Ausdruck zu weichen. Die Begrüßung wurde eine sehr förmliche. Konradine aber rief: „Ihr seid ja alte Bekannte,

so gebt euch doch die Hände! Jnga hat uns Alles erzählt!“ Roderich sah Jnga mit einem Blick der Ueberraschung an, als habe er solche Mittheilungen von ihrer Seite nicht erwartet. Da er aber ihr eingestehendes Lächeln sah, reichte er ihr die Hand zum freundschaftlichen Gruße.

Am Mittagstische, zu welchem man sich bald nach dem Empfange niederließ, machte sich Jnga mehr mit der Bedienung zu thun als nöthig oder ihr aufgetragen war. Sie brauchte Beschäftigung, wollte vor Allem ihre Augen abgelenkt wissen; ihr Gehör konnte sie freilich nicht verschließen vor einem wohlklingenden Organ, welches seinen früheren Zauber über sie wieder geltend machte. Die Mutter meinte im Stillen, Roderich sei ernster geworden, und fand, daß ihm das sehr wohl stehe. Gleichwohl war er nicht zurückhaltend oder trübe. Er erzählte viel aus der Hauptstadt, aber fast nur von seinen Studien und Bestrebungen, von Gelehrten, die er bewunderte oder denen er inzwischen näher getreten. Kannte man in der Familie ihre Persönlichkeiten nicht, so glaubte man sie doch schon zu kennen und nahm Antheil, da Roderich seit Jahren so viel von ihnen erzählt hatte, sie verehrte und sich ihres Umgangs freute. Aber er fragte auch theilnehmend nach den kleinen Ereignissen und Dingen des Hauses: Ob der Franz, ein einstiger Hofgespieler von ihm und jetzt Waldhüter, schon geheirathet? Ob die neue Tannensaatschule gut gekommen sei? Und so bis zu dem braunen Füllen und Konradinens türkischen Enten.

Nach der Tafel, die man heute etwas länger hinausgezogen hatte, nahm der Oberförster sein Gewehr, da er im Walde mit seinen Forstbeamten zu verhandeln hatte, und fragte Roderich, ob er mit wolle? „Wir gehen Alle mit!“ rief Konradine. Man war einverstanden; nur die Mutter zog vor, zu Hause zu bleiben.

— Noch bot der Tag ein paar schöne Nachmittagsstunden, in welchen die Sonne den Wipfeln des herbstlich gefärbten Laubholzes eine prächtige Buntheit verlieh, augenfälliger noch durch den Gegensatz der dunklen Tannenhügel. Jnga hielt sich an der Seite des Oberförsters, der ihr immer gern Auskunft gab auf ihre Fragen über Waldwuchs und Forstwirtschaft. Konradine folgte mit Roderich, oder sie schritten auch voran oder schlossen sich den beiden Anderen an. Es schien ihnen nicht um das Alleinsein zu thun zu sein, sie gingen auch nicht Arm in Arm, sie betrugten sich nicht, wie sonst wohl Verlobte oder gar Verliebte pflegen. Bald ging Roderich neben Jnga her. „Da schreiten wir wieder einmal gemeinsam durch den Wald, wie wir es einst zu Dreien thaten!“ begann er. „Denken Sie gern an jene Tage zurück?“

„Fragen Sie die Ihrigen,“ entgegnete sie, „ob ich nicht mit Vergnügen davon erzählt habe! Nicht wahr, Herr Oberförster?“

Roderich sprach den Wunsch aus, Kolf auf ein paar Tage nach Eizenthal kommen zu lassen. „Wünschen Sie es nicht auch?“ fragte er, zu Jnga gewendet.

„Ihn wiedersehen würde ich gern,“ entgegnete sie, „und doch — wäre es jetzt — vielleicht noch zu früh.“ Jnga erschraf vor dem Gedanken, durch die Anwesenheit des Bruders die Erinnerung an die alte Kameradschaft mächtiger werden zu lassen.

„Sie hat ganz Recht!“ rief der Oberförster bestätigend. „Er scheint eben in guter Schule und Arbeit zu sein, da soll man ihn nicht gleich wieder herausreißen und zerstreuen. Du kannst ihn ja auf deiner Rückreise aufsuchen.“

Von der frischen Luft gestärkt, kehrten die Spaziergänger in der Dämmerung heim, um sich bald bei der Mutter und um die abendliche Lampe wieder zu versammeln. Roderich hatte ausgepackt und

den Seinen Geschenke überreicht, die er für sie mitgebracht: der Mutter ein Buch biographischen Inhalts, nach welchem sie sich schon längst vergeblich umgethan; Konradinen Illustrationen berühmter Meister zu allerlei Gedichten; dem Vater ein altes Pulverhorn mit eingelegter Arbeit; es war das kostbarste seiner Geschenke. Inga blieb unbeschenkt. Die Mutter und Konradine dachten, er hätte auch ihr wohl eine kleine Aufmerksamkeit erweisen können. Er selbst mochte in diesem Augenblicke ebenso empfinden, und um wenigstens abzulenken, zog er ein Büchelchen aus der Tasche, in welchem er mit dem Griffel Allerlei zu skizziren pflegte. Er schlug es auf, und es vor Inga niederlegend, fragte er: „Erkennen Sie das wieder?“ — „Ja!“ rief sie mit plötzlich hochgerötheten Wangen und zugleich mit Schreck und Furcht, sich verrathen zu haben. — „Was ist es?“ fragte Konradine, indem sie aufsprang und über Inga's Schulter auf das Blatt sah. Inga erklärte es als die Mühle mit dem Garten, wo das Dreiblatt einst übernachtet hatte, müde, hungrig, endlich vergnügt bei frugaler Kost und noch lange gestimmt, den Vollmond über den Bergen heraufkommen zu sehen. Da war das große Mühlrad wieder, die Felsen, die Bäume, die ganze idyllisch versteckte Umgebung! — Das Büchlein, in welchem noch einige Erinnerungen aus jenen Tagen eingezeichnet waren, blieb auf dem Tische liegen. Roderich wagte nicht, es Inga — oder auch nur ein Blatt daraus — anzubieten, und sie selbst unternahm es nicht, darum zu bitten. Inzwischen sprach die Mutter ihre Zufriedenheit aus, daß er bei all' seinen Studien zuweilen auch noch zeichne, und Konradine rief: „Jetzt halten wir ihn fest! Er soll uns ein Bild von Inga hinterlassen!“ Roderich schien ablehnen zu wollen. Es sei ihm zu schwierig, er werde Inga's Züge nicht treffen. „Ver-

juch' es nur und nimm dich zusammen!“ entgegnete Konradine. „Und zwar sobald als möglich! Morgen schon! An Zeit dazu soll es weder dir noch ihr fehlen!“

Es war um zehn Uhr Abends, zu einer auf dem Lande genügend späten Stunde, als die Familie sich gute Nacht sagte. Inga bemerkte, wie Konradine und Roderich einander nur die Hände reichten und sich zunickten; wie denn überhaupt in ihrem Verkehr nichts von besonderer Zärtlichkeit war. In seiner Abwesenheit hatte sie viel von ihm gesprochen, und bei seinem Empfang war sie voll herzlichen Jubels gewesen; seine Gegenwart erhielt sie in froher Stimmung, aber wer nicht gewußt hätte, daß ein tieferes Verständniß in ihnen lebte, würde aus Konradinens Mienen und Wesen kaum etwas Anderes als die Freude an einem besonders bevorzugten Bruder gesehen haben.

Roderich ging mit der Lampe in sein Museum, neben welchem sich das Schlafgemach befand. Die kleine Flamme erleuchtete den Raum nicht, sie warf nur einen grellen Schein auf den Arbeitstisch, während Dämmerung und weiterhin Dunkelheit herrschten. Er ließ sich einen Augenblick in den Sessel vor dem Tische nieder. Da lag noch der Strauß, von dem er erfahren, daß Konradine ihn gebunden, Inga ihn hingelegt hatte. Er nahm ihn in die Hand und legte ihn an seine Stelle zurück. Aber er konnte nicht sitzen, er brauchte noch Bewegung. Nachdem er den Raum oft genug auf und nieder geschritten, öffnete er die Glashür, durch welche die nebelkühle Wiesenluft hereinströmte, und hier, an den Pfosten gelehnt, blickte er eine Weile ins Dunkel hinaus. In sein Inneres war ein Riß gekommen, Vergangenheit und Gegenwart fanden keine Vermittelung mehr, und selbst dem festen Willen gegenüber tauchten berückende Fragen und Möglichkeiten auf.

Sein Jugendleben war in wohlgeord-

neten und schönen Verhältnissen hinge-
gangen. Mußte er in seiner Schulzeit und
in den akademischen Jahren den größten
Theil des Jahres außerhalb des Hauses
zubringen, welches ihm zum Vaterhause
geworden, so gewährte es ihm in der
studienfreien Mußezeit alle Vortheile, die
einem Sohn zu Theil werden können.
Dieser Vortheile war er sich bewußt, und
ein früh entwickeltes Pflichtgefühl und
reger Trieb zum Lernen hatten ihn schnell
gefördert. Die Mittel waren ihm nicht
eben schmal gemessen, und es erregte die
Verwunderung derer, die dieselben kannten,
daß er sie vorwiegend für seine Studien
und Sammlungen verwendete, für sich
selbst aber fast bedürfnislos blieb. Gleich-
wohl konnte ihn Niemand einen Vereins-
samten oder Ueberstudirten nennen, er
hatte stets für einen fröhlichen Burschen
gegolten. Sein Verhältniß zu der heran-
wachsenden Konradine war von dieser
selbst richtig gefaßt und der Freundin
ausgesprochen worden. Daß sie einander
nicht häufig sehen und bei jedem seiner
Besuche die jungen Leute neue Beobach-
tungen der Entwicklung anstellen, neue
Vorzüge an einander entdecken konnten,
war ihrer Zuneigung besonders günstig.
Roderich liebte das junge Mädchen, das
ihn auch ohne Versicherung und Gelöbniß
verstand, und lebte der Ueberzeugung,
daß er nie eine Andere als Konradine zu
seiner Lebensgefährtin wählen werde. So
einfach, plan und selbstverständlich war
bisher Alles in seinem Leben gewesen, bis
er im letzten Frühjahr auf der Fußwande-
rung dem jungen Musikanten und seiner
Schwester begegnete. In dem Wahne,
sein Herz unbedingt gesichert zu wissen,
ließ er den Zauber der Anmuth und
Schönheit über sich walten und freute
sich, den stillen Werth des Mädchens zu
erkennen. Aber der Zauber wurde mäch-
tiger, er fühlte sich hingerissen, und in
seinem Gemüthe begann ein ernstes Ringen

zwischen Pflicht und leidenschaftlicher Hin-
gabe. Er fühlte, daß er sich losreißen
müsse, und die Nachricht, daß seine Reise-
gefährten seine eigene Heimath als Ziel-
punkt vor Augen hatten, so unerklärlich
ihm die Kunde war, brachte seinen Vor-
satz schnell zur Ausführung. Er wollte
das Mädchen nicht wiedersehen, am wenig-
sten in Konradines Nähe, er wollte sein
väterliches Haus meiden, so lange Jнга
darin verweilte. Daß der Entschluß nicht
durchzuführen war, erwies sich bald. Er
mochte mit der Heimkehr zögern und
zögern, er durfte nicht ganz ausbleiben.
Die Ausflüchte waren endlich verbraucht,
ein Brief der Mutter traf sein Herz, wenn
die Schreiberin auch ahnungslos blieb
über das, was in ihm vorging. Das
letzte war nicht einzugestehen, und so mußte
es niedergerungen werden. Es galt, die
Gefahr gar nicht mehr als solche anzuer-
kennen, einem Wiedersehen mit bestimmtem
Willen zu begegnen. Er tadelte sich, zu
solchem Entschlusse nicht früher gelangt zu
sein, und machte sich auf den Weg. Je
mehr er sich dem heimischen Thale näherte,
desto mehr begannen die Empfindungen
doch wieder zu schwanken zwischen pflicht-
widriger Freude und schweren Vorwürfen.
Aber als er die Eltern und Konradine
wieder erblickte, da kam ein altes Gefühl
der Zufriedenheit und Freude wieder über
ihn, und er fühlte sich innerlich gesichert.
Wenige Minuten darauf trat Jнга vor seine
Augen. Er sah eine Wandlung mit ihr
vorgegangen, die ihn erstaunen machte.
Vor einem halben Jahre hatte er sie als
eine gedrückte Natur kennen gelernt, über
deren Schönheit ein demüthig melancholi-
scher Schatten lag, aus welcher jugendliche
Freude nur verstohlen hervorblickte, um
sich verschüchtert wieder zu bergen. Jetzt
stand sie in gereifter schöner Gestalt vor
ihm, in Haltung und Bewegung ruhig
und gefaßt, ja, wie ihm vorkam, auch
körperlich gewachsen und entwickelt. Der

erste Eindruck bestürzte ihn geradezu, aber ihre Förmlichkeit und Kühle kamen ihm zu Hülfe. So wußte er seine Bewegung zur Ruhe zu verweisen. Und nun war er von Mittag bis Abend fast unausgesetzt in ihrer Gesellschaft gewesen und hatte sie beobachtet, ohne sich den Anschein zu geben. Sie hat niemals für mich empfunden, was ich für sie empfand, dachte er; und — es ist vielleicht gut so! Oder wäre es — ich habe ihr meine Neigung zu verhehlen gesucht, habe an mich gehalten, daß nicht Worte, nicht Geberden noch Blicke mich verräthen, ich that nichts Uebles, wenn ich mich hastig zurückzog. Doch hat sie mich sicherlich auch nicht errathen. Unsere Begegnung mag ihr nichts als eine heitere Erinnerung sein, darum konnte sie den Eltern so unbefangen davon erzählen. — Es ging Roderich eigen. Daß Inga kleine Begebenheiten, die er als Geheimniß in sich geborgen, wie etwas Gleichgültiges weitererzählen konnte, hatte für ihn beinahe etwas Verlegendes. Ihre vermeintliche Kühle that ihm weh, und doch war ja auch sein Wille gewesen, kühl zu erscheinen, ja seine Regung ganz erkalten zu lassen. Ein gewisser Troß erhob sich in ihm, nur erst leise und halb unbewußt, eine gewisse Lust zu vergelten, anzuziehen, zu gewinnen. Aber plötzlich erschrak er vor der Gefährlichkeit solcher Regungen, tadelte und schalt sich selbst, ja, es ballte sich ihm unwillkürlich die Faust gegen die eigenen pflichtwidrigen Gedanken. — Die Nachtkühle umschauerte ihn, er schloß die Thür und warf sich noch einmal in den Sessel vor dem Tische. Es ist gut so, dachte er. Wir müssen einander fremd bleiben. Und es ist gut, daß Konradine von unserer ersten Begegnung unterrichtet ist. So haben wir ihr nichts zu verschweigen. — Und dachte er an Konradine, so trat sie ihm innerlich in keiner Weise zurück, sie blieb ihm so lieb, wie sie ihm immer gewesen war. Nicht

an die Zukunft dachte er, nur an die Gegenwart, und sein Denken war mehr ein unruhig wirkendes Arbeiten der Empfindungen, ohne das Festhalten oder Verfolgen eines Gedankens. Eine tiefe Stille aber lag um ihn her, und die Lampe war noch lange das einzige Licht im Hause, ja in dem ganzen von Dunkelheit erfüllten Waldthale.

Auch über Inga's Augen kam noch lange kein Schlummer. Auch sie sagte sich: Es muß vergessen werden! In dem ruhigeren Verhältniß zwischen Roderich und Konradine glaubte sie nicht zugleich innere Kühle zu sehen, sondern eine durch den Anstand gebotene Beschränkung, wie sie bei einem nun schon längeren Einverständniß durch stillschweigendes Uebereinkommen Aller aufrecht erhalten wurde. Sie wußte um Konradinens Liebe, sie ersah aus so Vielem im Hause, daß die Eltern eine künftige Vereinigung der Kinder als gesichert annahmen. Konradinens Brautschatz an seinem Vinnen lag fertig und wohlgeordnet in einem der großen Schränke, während in einem anderen allerlei Geräthschaften für den künftigen Haushalt gesammelt wurden. Nicht selten hatte sie dann wohl Bemerkungen gehört wie: „Das ist nach Roderich's Geschmack,“ oder auch: „Roderich hat wenig Sinn für diese Dinge.“ Am häufigsten kamen Ausspielungen von Seiten des Vaters. Er schien eine frühe berufliche Stellung für Roderich gar nicht zu wünschen, und aus seinen Bemerkungen war zu entnehmen, daß er damit den Verlust auch der Tochter im Hause voraussetzte. Er sagte dann wohl im Gespräch anstatt: „Roderich sollte“ — „ihr solltet,“ oder anstatt: „Man könnte ihn künftig“ — „man könnte euch künftig“ — in kürzerer Zeit auffuchen oder dies und jenes zuschicken. So war nach Inga's Ueberzeugung das Verlöbniß eine stille Thatsache, und darauf hin mußte sie ihre Stellung in der Familie,

ihr Betragen und endlich — oder vor Allem --- ihr Herz richten.

„Bedeckter Himmel!“ sagte der Oberförster am anderen Morgen, als er, sich zum Frühstück niederlassend, nach dem Fenster blickte. „Es wird Regen geben, und wir werden das Laub bald fliegen sehen, das sich diesmal so lange an den Zweigen gehalten hat.“ Die graue Wolkenschicht hing über dem Thal, regungslos, aber es fiel nicht feucht, und nach der nächtlichen Kühle war die Morgenluft wasserdunstig und fast schwül geworden. „Roderich führt, wie es scheint, sein Stadtleben fort, der Langschläfer!“ bemerkte der Hausherr weiter. „Keineswegs!“ entgegnete die Mutter. „Ich sah ihn schon früh das Haus verlassen und in den Wald gehen. Er scheint eher den Genuß heimischen Landlebens recht auskosten zu wollen.“ Jnga hätte die Aussage der Hausfrau bestätigen können, denn auch sie hatte ihn ausgehen sehen. Aber sie hatte auch seinen lange suchenden Blick zu den Fenstern hinauf wahrgenommen. Sie besorgte, auch die Mutter könnte diesen Blick ertappt haben, und so schwieg sie lieber. Freilich, sein Gruß war jedenfalls an Konradine gerichtet, aber auch so wollte Jnga nichts davon gesehen haben.

„Schade,“ begann der Hausherr nach einer Weile, „daß meine kleine Dine — er kürzte den Namen seiner Tochter zuweilen ab — eine noch viel kleinere und etwas kriechliche Handschrift hat! Ich bin einmal wieder in Noth um einen Abschreiber. Roderich darum anzugehen, wäre eine Härte bei der Kürze seines Besuches, denn es ist ein starkes Schriftstück.“

„Bitte, geben Sie es mir!“ rief Jnga schnell. „Sie erblickten neulich meine Schriftzüge auf einem Briefumschlag an meinen Bruder und sagten, es sei eine feste und tüchtige Handschrift. Gewähren Sie mir die Freude, Ihnen den kleinen Dienst zu leisten!“

„Liebes Kind,“ entgegnete der Oberförster zögernd, „das ist sehr liebenswürdig und freundlich! Aber es ist keine Kleinigkeit. Ein langer Bericht an die Regierung, viele Bogen stark — für ein junges Mädchen eine sehr langweilige Arbeit!“

„Ich bitte dennoch darum! Und die Mama — nicht wahr, sie giebt mir Urlaub dazu? Die übrigen Geschäfte sollen darunter nicht leiden!“ Jnga hatte rasch erkannt, daß eine solche isolirte Beschäftigung in ihren Plan paßte, Roderich möglichst wenig zu begegnen, und so drang sie mit solcher Inständigkeit darauf, daß der Oberförster endlich einwilligte. Konradine verhehlte ihre Unzufriedenheit nicht, denn sie hatte andere Pläne gehabt; der Hausherr aber begab sich mit Jnga bald darauf in seine Schreibstube, um sie über die Arbeit eingehender zu unterrichten. Nach einer Weile kehrte er noch einmal zu den Frauen zurück, erzählend, daß Jnga bereits als sein Secretär beschäftigt sei, und gleich nach ihm trat Roderich ein. Er entschuldigte sein Zuspätkommen und schien guter Laune. Nach Jnga, obgleich ihm ihr Fehlen am Frühstückstische schon beim Eintreten nicht entgangen war, fragte er nicht, doch erfuhr er die Ursache durch Konradine. „Schreibt sie so gut?“ fragte er, um doch etwas zu sagen. Und bald darauf zu dem Oberförster gewendet, begann er: „Gehst du heut' Morgen noch in den Wald? Ich hätte Lust, dich zu begleiten und die Büchse wieder einmal zu probiren.“

„Nein, das wäre doch aber zu arg!“ rief Konradine halb lachend, halb ernstlich ungehalten. „Die Eine brennt darauf, sich in der Schreibstube festzusetzen, der Andere will sich mit seinen Freunden durch Verschwendung von Papas Schrot und Pulver im Walde vereinigen, und nach mir fragt Niemand! Sind das angenehme Gäste, welche allein ihrer Wege

gehen wollen? Und dieser Mensch ist noch dazu schon vor Tage ausgerückt und könnte füglich für eine Weile genug haben!"

Roderich ergriff lächelnd ihre Hand. „Es ist auch wahr!“ sagte er begütigend. „Weiß ich doch noch eine Beschäftigung für mich, wozu ich sogar deine Hülfe in Anspruch nehme. Ich möchte meine Sammlungen etwas anders ordnen. Manches scheint sogar in Unordnung gekommen —“

„Durch mich! Durch mich!“ rief Konradine schnell begütigt und heiter. Sie gestand, daß sie darin gekramt hatte, um Jнга Mancherlei zu zeigen.

Beide begaben sich bald hinunter in Roderich's Museum. „Sieh, da liegt ja der Strauß noch immer!“ rief Konradine und schlug Roderich vor, einen der alterthümlichen Krüge vom Sims zu langen, in welchem das Grün und Roth sich gut ausnehmen werde. Er that, wie sie wünschte, und bald waren Beide bei den Mappen beschäftigt, um den Inhalt zu sichten und anders zu reihen. Das Mädchen ließ das Gespräch nicht ausgehen, oder trat einmal eine Pause ein, so empfand man sie auch nicht als etwas Leeres. Als Roderich eine Schicht von Zeichnungen — meist Pflanzenstudien — durch seine Hände laufen ließ, fragte er plötzlich: „Wo ist eigentlich das Büchchen geblieben, das mit den Reisekizzen, welches ich euch gestern Abend zeigte?“ — „Oben bei mir wohlbewahrt!“ entgegnete sie. „Ich habe es an mich genommen.“ Und von einer erklärlichen Ideenverbindung überrascht, fuhr sie fort: „Aber warum hast du uns nichts von deiner früheren Begegnung mit Jнга und Rolf geschrieben? Ein so allerliebstes Abenteuer übergeht man doch nicht in Mittheilungen! Noch dazu, wenn man ein so schönes Mädchen kennen lernt!“

Roderich, etwas in Verlegenheit gebracht, beschloß, einen Theil der Wahrheit in Scherz zu kleiden. „Weil ich mich ein

Bischen fürchtete!“ entgegnete er lächelnd. „Wenn man — gewissen Leuten von großer Schönheit und angenehmen Abenteuern schreibt, so erregt man leicht — Eifersucht!“

„Eifersucht? Nein, Roderich! Niemals!“ rief Konradine, mit hellen, ehrlichen Augen ihn anblickend. „Niemals, das kannst du glauben!“

Er fühlte sich von diesem aufrichtigen Vertrauen so beschämt, ja ergriffen, daß er drauf und dran war, das gute Mädchen zu umarmen; aber eine Gestalt ließ sich an der Glasthür sehen, und Herr von Schellborn trat mit fröhlicher Begrüßung ein. Er und Roderich hatten die Knabenspiele getheilt, duzten sich noch von der Schulbank her und redeten einander bei den Vornamen an. Die Jahre hatten sie getrennt, und wenn ihnen die Verschiedenartigkeit des Berufes wenig Gemeinsames gelassen hatte, so mochten sie sich doch gern, und ein Zug der Vertraulichkeit war ihnen geblieben. Paul rief dem Jugendgenossen einen Willkommensgruß zu, um sich dann mit angelegentlicher Artigkeit an Konradine zu wenden. Sie nahm dieselbe wohl auf, da sie dem Nachbar wohlgefinnt war und ihm, schon wegen der Kameradschaft mit Roderich, stets freundlich entgegenkam. Nach kurzem Gespräch zog sie es vor, die jungen Männer allein zu lassen, und empfahl sich. Paul bedauerte es und bat sich die Erlaubniß aus, den Damen später noch besonders aufwarten zu dürfen.

Roderich bot dem Gast eine Cigarre, und nachdem das Gespräch bald dies bald jenes berührt hatte, brachte Paul es ohne besondere Absicht auf Jнга. Er bekannte, daß er sie in Gms schon flüchtig gesehen, verschwieg jedoch die Nebenumstände. Roderich, so sehr er für sich auf der Hut blieb, hielt es für thunlich, einzugestehen, daß auch er ihr und ihrem Bruder schon begegnet sei, ja er gab sich

den Anschein, zu wissen, daß der Besuch der Geschwister im Hause ein seit lange vorbereiteter gewesen sei. Um der Unterredung eine andere Wendung zu geben, kam er auf Paul's eigene Angelegenheiten. „Du machst auf deinem Gute große Anstalten!“ sagte er lächelnd. „Ich höre, das ganze Haus wird umgebaut, erweitert und verschönert. Das deutet auf gewisse Absichten!“ — Schellborn schien das wohlgefällig aufzunehmen. „Man denkt doch auch schon an die Zukunft!“ entgegnete er. „Du lebst in der großen Welt — ich meine in der großen Welt wissenschaftlichen Verkehrs, Arbeitens und Fortstrebens; ich sehe mich auf dem Lande auf mich selbst angewiesen und wünsche nicht, immer allein zu bleiben. Ueberdies, warum soll ich es nicht eingestehen —“ Er fühlte sein Herz dem Freunde geöffnet, und schon schwebte ihm das Geständniß auf den Lippen, daß er Konradine liebe und sie zu gewinnen hoffe. Denn daß eine andere als die geschwisterliche Beziehung zwischen ihr und Roderich bestehe, ahnte er nicht und konnte eigentlich Niemand wissen. Allein das Wort stockte ihm auf den Lippen, er erröthete vor sich selbst, Stunde und Umgebung erschien ihm plötzlich nicht feierlich genug zu einem so heiligen Bekenntniß. Und so vollendete er seinen Satz: „Warum soll ich verschweigen, daß ich mich mit der Zeit zu verheirathen denke?“ Um nun auch von diesem Thema wieder abzulenken, kam er noch einmal auf Jnga zu sprechen, pries ihre Schönheit und meinte, es sei etwas Geheimnißvolles in ihrem ganzen Wesen, welches zur Ergründung reize. Und da er sich länger bei diesem Gespräche aufhielt, wurde Roderich aufmerksamer, und plötzlich durchzuckte ihn ein Gedanke, der ihn innerlich erstarren machte. Hatte Paul sein Herz an Jnga verloren? Ihr seine Liebe gestanden? Waren sie bereits einig? Jnga's Kälte gegen ihn selbst

schien ihm das mit einem Mal zu bestätigen. Ja, Paul richtete sein Haus für Jnga ein, sie hoffte er heimzuführen! Roderich sprang auf und gab sich den Anschein, nach etwas zu suchen, um die Aufwallung von Bitterkeit und Eifersucht, deren Verrath er in seinen Zügen fürchtete, zu verbergen. Auch Schellborn erhob sich, nicht im entferntesten ahnend, was er angerichtet, und als Roderich ihm vorschlug, mit ihm hinauf zu seiner Mutter und Schwester zu gehen, war er sehr gern dazu bereit.

Jnga war den Tag über nur bei der Mittags- und Abendmahlzeit sichtbar. Sie schrieb auch noch den ganzen zweiten Tag und war noch nicht fertig. Erschien sie aber, dann gab sie sich heiterer als sonst. Roderich wollte freilich bemerken, daß sie ihn mit der Unterhaltung kürzer hielt als die Uebrigen. Der Argwohn, der in seiner Brust erwacht war, nagte weiter und weiter, und leider fand Roderich Muße genug, sich so gefährlichen Regungen hinzugeben. Arbeit hatte er sich nicht mitgebracht, und das in seinem Museum zusammengebrachte Material gab ihm keine Anregung mehr, da er es nur noch als die Hülsen seines jugendlichen Bestrebens betrachtete, während er mit seinen Studien jetzt in einem vorgeschrittenen Bereich lebte. So sah er sich den Tag über dem Müßiggang anheimgegeben. Aber er war eine zu regsame Natur, er brauchte Thätigkeit, müßiggängerisches Umhertreiben im Hause war ihm unerträglich. Vielleicht würde sich selbst unter seinem „alten Trödel“, wie er den Inhalt des Arbeitszimmers nannte, Gelegenheit zur Beschäftigung geboten haben, aber die innerliche Spannung ließ ihn bei nichts verweilen. Er rief sich zur Ordnung, er nahm Bücher zur Hand, er richtete die Augen auf die Blätter. Eine Woche will ich auszuhalten suchen, dachte er. Dann fort! Es muß, ja es muß vergessen werden!

Endlich erschien zu Mittag des dritten Tages der Oberförster, ein Actenstück unter dem Arme. „Seht!“ rief er der Familie zu, „dies hat sie in der kurzen Zeit zusammengeschrieben! Und welche Sauberkeit! Welche Handschrift! Wie lesbar! Einen solchen Schreiber habe ich mir lange gewünscht!“ Inga entgegnete, daß sie jederzeit bereit sei und er über sie verfügen dürfe. Konradine aber that Einspruch. „Laßt es doch jetzt wenigstens genug sein!“ rief sie; „jetzt, wo Roderich bei uns ist! Er hat uns versprochen, sie zu zeichnen. Roderich, heut' noch, ja?“ Roderich aber wendete ein, der Nachmittag werde sehr dunkel, das Licht sei wenig geeignet. „Nun, dann morgen früh, aber bestimmt!“ sagte Konradine. „Ich werde daran festhalten, denn es ist die einzige Art, daß man einmal beisammen bleibt.“

Sie hielt wirklich daran fest. Die Mutter redete zu, Roderich durfte nicht widerstreben. Er empfing die Mädchen in seinem Arbeitszimmer, und ohne große Vorbereitungen nahm er ein Blatt und den Griffel zur Hand. Konradine sorgte für die Unterhaltung. Aber nicht zehn Minuten waren verstrichen, als sie, ihre kleine Handarbeit untersuchend, fand, daß ihr das Stidgarn ausgegangen sei. Sie ging, um sich neuen Vorrath zu holen. Roderich und Inga sahen sich allein, und eine Bangigkeit kam über Beide. Sollte er etwas sagen? Und was? Sollte er den Moment ohne eine Frage, ohne ein Wort vorübergehen lassen? Noch hielt er die Blicke fest auf sein Blatt gerichtet; er gab sich den Anschein, zu zeichnen, aber seine Hand strichelte in der Aufregung nur auf dem Papier umher. Da hob er die Augen auf und blickte Inga voll und durchdringend an. Eine dunkle Röthe überzog ihr Gesicht, sie zuckte zusammen und schlug die Augen nieder. Er hatte den Griffel mit beiden Händen krampfhaft gefaßt und zerbrach ihn. Da ließ

sich eine trällernde Stimme auf dem Gange hören. Beide fühlten sich wie ertappt; sie hatten kein Wort gewechselt, aber in einem Blick und einem Erröthen hatten sie einander verstanden. Dennoch athmeten sie auf, als Konradine wieder eintrat.

Roderich zerriß das bekrigelte Blatt und nahm ein neues. „Nur nicht zu viel verwerfen!“ rief Konradine. „Es war ja nicht schlecht angelegt!“ Die Sitzung verlief nun ruhiger. Endlich legte Roderich den Griffel bei Seite, und die Zeichnung betrachtend, sagte er: „Es ist nichts! Aber die Stämperei mag eben fertig sein!“ — „Sprechend ähnlich!“ rief Konradine. „Ausgezeichnet! Roderich, du hast dein Meisterstück gemacht! Inga, das Blatt nehmen wir mit! Komm zur Mutter!“

Roderich's Eifersucht war dahin. Er glaubte in Inga's Herz gesehen zu haben. Aber durfte es ihm zur Freude gereichen, daß sie ihn liebte? Konradine gaukelte glücklich zwischen Beiden hin, arglos, mit vertrauensvollem Gemüth — waren sie nicht Beide mit ihren Gedanken gegen das gute Mädchen treulos, verrätherisch, im Innersten schuldig? So dachte Roderich und hätte gern gewußt, ob Inga ebenso dachte.

In der That hatte sie die gleichen Empfindungen und Gedanken, nur noch schärfer und vorwurfsvoller, gegen sich selbst gerichtet. Daß er sie liebte, war ihr klar geworden, mit innerstem Aufschrei des Jubels, mit Entsetzen, mit Selbstanklage gegen ihr eigenes stummes Geständniß, wenn es sich auch nur in einem Erröthen kund gegeben. Daß sie sich von ihm entfernt halten, jede Regung vor ihm fortan verbergen, jede Annäherung vermeiden müsse, erschien ihr als Nothwendigkeit. Aber wie schwierig war das in einem Hause, wo die Familie, der sie sich nicht entziehen konnte, so einig zusammenlebte;

wo er das Recht hatte, sie in jeder Stunde anzureden! Wäre sie seiner Fassung nur gewiß, dachte sie; wäre sein Schweigen in jenem verhängnißvollen Augenblicke ihr eine Bürgschaft für dauerndes Verstummen; ihrer selbst glaubte sie wohl sicher zu sein. Am besten schien es ihr, das Haus zu verlassen. Aber welchen Grund sollte sie der Familie angeben? Und überdies, die Zeit war für Roderich's Besuch gemessen, er selbst mußte bald wieder abreißen. So galt es aussharren, sich selbst bezwingen und ihn durch eigene Ueberwindung mahnen, daß auch er sich zu überwinden habe.

Es folgten unerquickliche Tage, an welchen auch von außen kein Sonnenstrahl mehr durch die Fenster fiel. Mehr und mehr sah sich die Familie auf sich selbst angewiesen, auf Gemeinsamkeit bei der abendlichen Lampe. Es war eine von Hause aus glückliche Familie, und doch begann ein Druck, eine Bangigkeit sich über den sonst so fröhlichen Kreis auszubreiten. Inga sprach wenig und sah von ihrer Handarbeit nicht auf; Roderich that sich Zwang an, zu reden, und sprach von Dingen, die Keinem, ihm selbst am wenigsten, von Wichtigkeit waren. Selbst Konradine begann den ihr ungewohnten Zwang zu empfinden und schalt innerlich auf Roderich, daß er sich langweile und durch seine Zerstretheit die Anderen auch nicht einmal belustige, sondern in die Langerweile hineinziehe.

Die Mutter, welche niemals zu beobachten schien und doch Vieles bemerkte, wollte solche Stimmungen nicht aufkommen lassen und gab der Unterhaltung eine bestimmte Richtung. Sie ließ vorlesen, Jedes mußte sein Theil dabei leisten; sie suchte Urtheile, anknüpfende Besprechungen darüber hervorzulocken. Sie wußte Roderich an das Clavier zu bringen — welches er freilich sehr vernachlässigt hatte — und Konradinens Gesang zu beglei-

ten; kleine harmlose Liedchen, die sie mit ebenso harmlosem Stimmchen ohne viel Kunst zu singen wußte. Dazwischen fing er an, nach seiner Weise auf den Tasten zu phantasiren. Er kam in ein Volkslied, brach es aber ab, denn es brachte ihm Tage der Frühlingwanderung ins Gedächtniß. Rasch ging er in ein anderes über — aber er erinnerte sich, wie Inga es einst mitgesungen — er hatte ihre Stimme noch vor dem Gehör. Er ließ auch diese Melodie fallen und kam unvermittelt in eine dritte, mit der es ihm auch nicht besser ging. „Roderich, du spielst schauerhaft!“ rief Konradine plötzlich und schien ernstlich ungehalten. Er lachte und stand auf, aber es lachte Niemand mit ihm. „Lesen wir!“ sagte die Mutter und schob ihm das Buch hin, welches sie begonnen hatten.

Diese Stimmungen, ohne jedes Aussprechen getragen, verschlimmerten sich von Tag zu Tage, fast von Stunde zu Stunde. Schon hatte die Mutter, unter vier Augen mit Roderich, die Worte auf der Zunge: „Reise ab, mein Sohn!“ aber sie besann sich, voraussehend, daß er selbst bald zu diesem Entschlusse kommen werde. Und sie hatte Recht, nur noch die Frist, die er sich gesetzt, wollte er aussharren. Denn sein Stolz bäumte sich in ihm auf, unter Stimmungen zu schwanke, deren Druck er noch nicht gekannt, die seiner sonst kräftigen Natur zuwider waren.

Eines Nachmittags ließ er mit raschem Entschlusse ein Pferd satteln und sprengte ins Freie. Er bedurfte einer Anstrengung, er wollte sich „Ruh' erreichen“. Die Frauen sahen ihn vom Fenster aus zwischen den Bäumen verschwinden; Konradine verwundert, daß er sich ohne Abschied entfernt und nicht gesagt, wohin sein Weg gehen solle; die Mutter zufrieden, daß er überhaupt einer Zerstretheit nachging. — Er war ohne Plan dahingeritten, die rasche Bewegung that ihm wohl, die Wald-

luft empfand er als wohlthätige Kühlung. Da fiel ihm ein, er könnte Paul Schellborn einen Gegenbesuch machen. Es war ihm plötzlich angenehm, ein Ziel zu haben, und so ließ er sein Kößlein traben. Bald sah er denn auch die Gerüste um das Haus und die Verwüstung, die der Neubau in der Gartenumgebung angerichtet hatte. Paul sprang ihm aus der Thür eines Wirthschaftsgebäudes mit herzlichem Gruß entgegen. „Das ist brav von dir!“ rief er. „Jetzt, wo alle Nachbarn mich fliehen und ich Niemand einladen kann, ist dein freiwilliger Besuch mir eine um so größere Freude!“ Er führte seinen Gast in die Wohnung, in der er sich vorläufig untergebracht hatte, und zwar in ein Zimmer, das gut und bequem genug ausgestattet war, in welchem aber auch Alles zusammengerafft stand, was ein junger Gutsherr und Jagdliebhaber um sich her braucht. „Es ist beinah ein Museum wie deins!“ sagte er lachend. „Nur enger und weniger wissenschaftlich. Geht bei mir jetzt auch Vieles drunter und drüber, so ist mein Keller wenigstens in Ordnung, daß ich einen Gast, der sonst fürlieb nimmt, bewirthen kann. Du sollst dich wundern, wie glänzend ich mich nach dieser Richtung ausgestattet habe!“ Er hieß den Diener verschiedene Sorten zur Prüfung auftragen.

Roderich war es recht, daß Paul in gesprächiger Art auch in der Unterhaltung den Wirth machte. Er selbst fragte nach einigen Nachbarn, auch nach der Gräfin Spach, die er in der Jugend als Auguste von Troll gekannt, jetzt aber seit langer Zeit nicht gesehen hatte. „Sie war dir sehr zugethan!“ sagte er. „Oder sie ist es auch wohl noch?“ Paul lachte. „Sie kokettirt gern in der Gesellschaft!“ entgegnete er. „Jetzt ist sie ärgerlich auf mich, auf die ganze Nachbarschaft. Aus der vielbesprochenen Froschjagd ist nämlich nichts geworden. Die Damen haben sich bei den Vorbereitungen dermaßen verun-

einigt, ja gezankt, daß keine mehr mit der anderen etwas zu thun haben wollte. Auguste hat sich übrigens noch am vernünftigsten dabei benommen.“ Roderich konnte die Gräfin nicht leiden, Paul aber vertheidigte sie. „Sie ist viel besser, als sie sich giebt, und Spach hat mehr Einfluß auf sie, als Beide vor den Leuten zeigen. May ist ein guter Kerl und mehr als das, aber er hat bisher nicht recht den Drang gezeigt, als Herr aufzutreten. Thäte er es, ich glaube, sie wäre ganz zufrieden damit. Es wird wohl anders werden, wenn sie erst Mutter geworden ist. Er erzählte mir neulich mit großer Gemüthung, daß Aussicht dazu sei.“ — Nach einer Weile brachte Roderich das Gespräch auf den Neubau des Hauses. Er kenne den alten Familienkasten gar nicht wieder, sagte er; da wären Seitenflügel, ein neues Stockwerk, ein großes Portal mit Säulen und Freitreppe; das müsse ein schloßartiges, bedeutendes Bauwerk geben. Paul holte mit Vergnügen die Risse und Pläne herbei und begann sie zu erklären. Da war eine schöne Vorhalle, ein großer Saal und Wohnräume in großer Anzahl. „Bravo! du richtest dich auf eine starke Familie ein!“ rief der Gast. Paul war einmal beim Ausframen und brachte Abbildungen für das Mobiliar, Tapetenmuster, ja ganze Bücher voll Proben zu Möbelstoffen, die man ihm geschickt hatte. Die beiden jungen Männer lachten selbst über ihre Beschäftigung, als sie in den letzteren blätterten. „Die Auswahl wirfst du schließlich doch deiner künftigen Braut und Frau überlassen!“ sagte Roderich. Paul aber, der ein paar Gläser Wein getrunken und sich in Erregung geframt und gesprochen hatte, fühlte sein Herz weit werden und erklärte dem Freunde, daß er Konradinen liebe und sie einst heimzuführen hoffe.

Es war, als ob ein Vorhang vor Roderich's Augen zerrisse und ihm eine Aus-

sicht zeigte voll blendenden Lichtes; er wußte im ersten Moment nicht, ob es die Augen schmerze, ob er sie nur aus Ueberraschung abwenden mußte. Was er selbst nie gedacht, stand plötzlich denkbar vor ihm, und herüber und hinüber kreuzten sich Gedanken, Hoffnungen, Befürchtungen; und das in wenigen Augenblicken. „Hast du dich ihr schon erklärt?“ fragte er hastig. „Weiß Jemand bei uns darum?“

„Erklären konnte ich mich bisher nicht,“ entgegnete Paul, „aber wenn man bei euch schon etwas davon ahnte, sollte es mich unendlich freuen! Ich war bis zum Frühjahr dieses Jahres sehr gebunden, meine Verhältnisse durch schlechte Vormundschaft in Unordnung gerathen; ich hatte einen Proceß zu führen, der dann endlich gewonnen wurde. Zu Ostern erst übernahm ich das Gut, an dem mir früher nicht viel gelegen war. Um diese Zeit erst sah ich Konradine nach langer Unterbrechung wieder, und jetzt erst wurde sie mir theuer. Dann mußte ich in Geschäften wieder fort, und so war es recht schwer, so gute Nachbarschaft zu halten, als ich wohl gewünscht hätte. Den Anhalt habe ich für meine Wünsche wenigstens, daß Konradine mir bisher mit Freundlichkeit begegnet ist.“

„Wenn aber“ — sagte Roderich, seine Erregung zu dämpfen suchend — „wenn aber ihre Neigung nicht mehr zu vergeben wäre?“

„Nicht mehr zu vergeben!“ rief Paul erschreckt. „Um Gotteswillen, Roderich —! Was weißt du? Du bist ihr Bruder, ihr Freund, ihr Vertrauter — rede! Was muß ich hören?“

„Von mir — nichts! Du mußt Konradine selbst fragen. Ich aber werde vorher mit ihr sprechen.“

„Du willst? Nein, Roderich! Laß das — obgleich mir ein solcher Fürsprecher schon recht sein könnte! Dennoch aber —“

„Dein Fürsprecher? Nein, Paul, diese

Rolle werde ich nicht übernehmen. Auch brauchst du keinen. Das Mädchen, dem du deine Hand reichen willst, darf stolz darauf sein! Ohne deiner zu erwähnen, werde ich mit Konradinen sprechen. Ich will wissen — wie sie überhaupt denkt! Doch es ist spät. Ich muß aufbrechen.“

Paul Schellborn war enttäuscht, ja etwas erschreckt über die Wirkung seiner Mittheilung. Er hatte sich die Stunde seines Liebesbekenntnisses dem Freunde gegenüber als einen Borgenuß künftigen Glückes erhofft, wo vertrauliches Gespräch Mittheilung an Mittheilung reihen und wo man mit der Zeit nicht rechnen werde. Aber Roderich war nicht zu halten. Schon saß er im Sattel, als Paul, nochmals seine Hand ergreifend, begann: „Roderich! Du bist mir nicht ganz verständlich! Hast du einen Widerwillen gegen meine Absichten?“

„Nein! Wenn du Glück hast, kann es Glück für uns Alle sein!“ Mit diesen Worten sprengte Roderich über den Hof in die jetzt schon dunkle Waldstraße hinein. Er brauchte das Pferd kaum zu lenken, denn es kannte den Heimweg so genau, daß es auch im Finsternen jeden Stein und jede Wurzel zu vermeiden wußte. — Was ging in dieser Stunde, während ein scharfer Wind die Regenwolken verwehte, nicht Alles durch das Gemüth des jungen Mannes! Wenn er sich einen Ausgang der Wirren nach dem Wunsche seines Freundes ausmalte, dann war in der That das Glück desselben ein Glück für Alle. Daß er Konradinen entsagen könne, so lieb sie ihm war — wie mochte er daran noch zweifeln? Und wenn er sie sich an der Seite eines Anderen denken sollte, wie hätte er einen Würdigeren für sie gewußt als diesen Freund? Sie mußte mit ihm glücklich werden! Und dann — das war freilich die Hauptsache — durfte er frei und offen um Inga werben, an deren Zuneigung er ja auch nicht mehr zweifelte.

Alles war damit gelöst, Alles gut und schön! — Aber Konradine! Würde sie auf eine solche Lösung eingehen? Es war nicht eben Selbstgefälligkeit, wenn er sich sagte, daß hier die Hauptschwierigkeit liege. Paul hatte die Erfüllung seiner Wünsche doch wohl noch in die Ferne zu rücken! — Aber nach dem, was Roderich heute erfahren, stand ihm fest, daß der dumpfen Stimmung des Hauses jetzt mit einem raschen Entschluß ein Ende gemacht werden müsse. Und er wollte ein offenes Wort mit Konradinen sprechen. Er durfte sie nicht länger täuschen. — Und wenn er sich nun dachte, was er ihr sagen, wie sie es aufnehmen, mit welchen treuen Augen sie ihn ansehen würde — dann kam ein tiefes Weh über ihn. Er fuhr mit der Hand gegen die Stirn, er kam sich plötzlich wie ein Verbrecher vor, der nach Beschönigung seiner Schuld sucht. Auch die beste und edelste Natur findet Regungen der Selbstsucht in sich und erschrickt bei der Nothwendigkeit, daß dieselben im bestimmten Falle als Nichtschnur des Handelns gelten müssen. Selbstanklage und Demüthigung verlieren ihre Bedeutung, wo dieser Entschluß zum Handeln einmal gefaßt ist. Konradine konnte durch ihn nicht mehr glücklich werden und er nicht mehr durch sie, so sagte er sich; aber jedes von Beiden konnte für sich glücklich werden, wenn sie wieder, wie einstmals, Geschwister wurden.

Erleuchtete Fenster zeigten sich zwischen den Bäumen und rissen ihn aus seinen Gedanken. Wie war die Stunde des Heimrittes vergangen? — Er fand die Familie beim Abendtische und erzählte, wo er gewesen. Da der Vater einige Fragen über den Neubau that, gab Roderich Auskunft, sprach viel und kam sogar auf die Musterbücher mit Proben zu Vorhängen und Möbelstoffen, was nicht ohne heitere Theilnahme aufgenommen wurde. Trotzdem hielt sich Konradine von ihm zurück und

sagte ihm auch in kühlerer Weise als sonst ihr Gute Nacht!

Am anderen Morgen war sie es doch, der er zuerst zu begegnen suchte. Er hatte seine Worte beisammen, er wollte ganz ehrlich und brüderlich mit ihr sprechen, ihr bekennen, wie er innerlich zu Jnga stehe. Konradine war weder unfreundlich noch ablehnend gegen ihn, aber sie wußte ihn zu vermeiden. Und als er sie fragte, ob sie denn gar keine Zeit für ihn habe, entgegnete sie: „Verzeih', lieber Roderich, wir haben gerade heute in der Haushaltung alle Hände voll zu thun!“

Damit war eigentlich der rechte Moment schon verloren, denn sie entzog sich ihm den ganzen Tag über, und als er am nächsten an eine Unterredung mit ihr dachte, hatte er die Anrede schon nicht mehr so beisammen oder er mußte sie anders fassen, und es mißfiel ihm bald dieser, bald jener Ausdruck. Zugleich überkam ihn die ganze Mißlichkeit seiner Absicht. Einem Gegner mit Waffen sich zu stellen oder ihn herauszufordern, dünkte ihn ein Kleines; einem Mädchen, von dessen Reigung er überzeugt war, zu sagen, daß er eine Andere liebe — nein, es ging nicht! Von ihr mußte die Wendung ausgehen, nicht von ihm! — Mittlerweile war die Frist, die er sich für seinen Aufenthalt gesetzt hatte, schon um einige Tage verstrichen. Er sprach nicht von der Abreise, und selbstverständlich fragte ihn Niemand darum. Er versuchte es mit den Büchern, und es fand sich wohl eins und das andere, was ihn eine Weile fesselte. Aber es hielt ihn nicht im Hause. Er nahm die Flinte und streifte im Walde umher, ohne etwas zu schießen oder auch nur auf ein Wild zu lauern.

Währenddem schien Jnga ganz in den Geschäften des Hauswesens aufgehen zu wollen. Eines Morgens schritt sie über den Hof, um in der Milchwirthschaft einen Auftrag zu geben. Da sah sie am

Walbrande entlang einen wunderlichen Zug vorübergehen. Es mußten Zigeuner sein. Aber sie hatten im Aussehen weder etwas Malerisches oder Buntes. Wilde, härtige Gefellen, Weiber mit ungekämmtem Haar und wüsten braunen Gesichtern, starrend von Schmutz, und Kinder in Lumpen. Auf einem Maulthier saß eine Alte von abschreckender Häßlichkeit, während die Habe der Bande auf einem Esel fortgeführt wurde. Ein halbwüchsiger Bursche führte sogar einen unansehnlichen kleinen Bären am Stricke. — Jnga hatte einen derartigen Aufzug noch nicht gesehen, und um einen näheren Anblick zu gewinnen, trat sie ein paar Schritte aus dem Hofthor ins Freie. Da sprang von der Seite ein Weib, welches hier schon eine Weile herumgestrichen sein mochte, auf sie zu und bettelte sie in gebrochenem Deutsch an. Sie zuckte zurück vor der Nähe des braunen Geschöpfes, welches trotz der demüthigen Miene roh und entschlossen genug ausah. Aber schon hatte das Weib Jnga's Hand erfaßt oder vielmehr ihr Handgelenk mit einer Art von schwarzen Geierkrallen gepackt, um ihr zu wahrzujagen und dadurch eher etwas von ihr zu erlangen. Umsonst suchte sich Jnga loszuwinden; sie wollte nicht um Hülfe rufen, in der Hoffnung, sich von der unsauberen Berührung selbst zu befreien. Das Weib aber hielt fest, so fest, daß Jnga vor Schmerz die Zähne auf einander preßte, und begann seine Prophezeiung aus den Linien der Hand: Viel Geld, ein schöner Mann, wie sich von selbst verstand, es sei aber noch etwas dazwischen, und so fort. Jnga versuchte, um das Gefasel abzubrechen, noch einmal, sich loszuwinden, da erscholl eine Donnerstimme hinter ihnen, welche das Weib verscheuchte und ihrem Zuge hastig nachtrieb. Der Oberförster rief heftige Drohungen hinter ihr her und wendete sich zu Jnga in rauherer Weise, als er sonst

pflegte, mit den Worten: „Und Sie konnten auch etwas Besseres thun, als sich auf solchen Unsinn einlassen!“ Dann rief er einen Knecht herbei und gab ihm den Auftrag, den Waldhütern einzuschärfen, daß sie auf das Gesindel ein wachsames Auge behielten, es aus dem Walde ausgetrieben, wo sie es fänden.

Jnga bat gedemüthigt, ihr nicht zu zürnen, und gestand, wie sie zu der Begegnung gekommen sei. Dem Oberförster that es leid, sie so barsch angefahren zu haben. „Mein armer Secretär!“ sagte er begütigend. „Zeigen Sie doch Ihre Hand! O weh, wie sieht sie aus! Ins Wasser damit! Wir bleiben gute Freunde!“ Sie sah ihn zufrieden lächelnd an und eilte ins Haus.

So vergingen die Tage. Jeder der Hausgenossen war in seiner Art beschäftigt. Man sah einander fast nur noch bei den gemeinsamen Mahlzeiten, wo sich Jeder so wacker als möglich zu beherrschen suchte. Wer den Familienkreis so beisammen sah, hätte nicht leicht geargwohnt, daß unter der freundlichen Außenseite Leidenschaften, Schmerzen und Sorgen arbeiteten, die nur mühsam bezwungen wurden.

Der Oberförster hatte Jnga nochmals um eine, diesmal nicht so umfangreiche Abschrift gebeten. Bereit dazu, trat sie in seine Stube, wo er selbst eben bei der Arbeit saß, während draußen ein paar Leute der zu empfangenden Aufträge warteten. „Lassen wir es bis morgen, liebes Kind!“ rief er ihr zu. „Aber, da Sie doch einmal da sind — geben Sie Roderich dieses Buch! Ich nahm es mir neulich aus seinem Arbeitszimmer mit und vergaß, es zurückzugeben. Er vermißt es. Tragen Sie es ihm hinüber!“

Diese Vermittelung zu übernehmen, war ihr nicht willkommen, doch wußte sie auch keine rechte Ablehnung dafür, und so entgegnete sie: „Roderich ist aus-

gegangen, ich sah ihn dem Walde zu schreiten.“

„So legen Sie es ihm in seiner Abwesenheit auf den Arbeitstisch! Ich bitte Sie darum!“

Dieser in Form einer Bitte gekleidete Auftrag wurde doch im Tone des Hausherrn gesprochen, so daß Jnga keine Einwendung wagte. Sie hatte Roderich wirklich ausgehen sehen, und so schritt sie nach dem anderen Flügel des Gebäudes zu seinem Museum, welches sie seit der Stunde, da er sie zeichnete, nicht mehr betreten hatte. Aber eine innere Stimme warnte sie vor dem Eintritt, sie kehrte in dem dahinführenden Gange um. Einer von den Diensthoten konnte das Buch auch wohl hineinbringen. Sie verwarf den Ausweg doch wieder, denn sie wünschte keinem von den Leuten einen Auftrag zu geben, der sich auf Roderich bezöge. Rasch entschlossen, wendete sie sich zurück, öffnete, trat ein und schritt hastig zum Tische. Zu ihrer Bestürzung aber sah sie in diesem Augenblick Roderich über die Rampe schreiten und die Glashür öffnen. Vor ihm die Flucht zu ergreifen, wäre zu spät gewesen und hätte er zu ihren Ungunsten deuten können. In seinen Augen aber leuchtete Ueberraschung auf, Freude, unermessliche Freude, wie bei Erfüllung sehulich erwarteten Glückes. „Endlich!“ rief er, auf sie zu eilend, „endlich sehe ich Sie, spreche ich einmal zu ihnen allein! Bleiben Sie! Um Gotteswillen, bleiben Sie! Hören Sie mich an! Es muß vom Herzen, werde, was da wolle!“

Jnga brachte eine Entschuldigung hervor, erklärte, daß sie nur im Auftrage des Hausherrn sich hierher gewagt habe. Es war ihm gleichgültig, er gab kaum Acht darauf. Sie nur sah er vor sich und erkannte die Möglichkeit, seiner Leidenschaft Worte zu geben. Ein Augenblick zerbrach alle Schranken des Selbstzwanges, der Ueberlegung, mühsam erwogener

Pläne. „Du hast meine Liebe längst erkannt, Jnga!“ rief er. „Ich glaube an die deine! Wir haben uns gefunden und wir gehören zusammen!“ Alles von Empfindung, was ein Gemüth lange in sich zurückgedrängt und damit nur heftiger, stürmender gemacht hat, gewann jetzt Sprache und drang von seinen Lippen, beredt dahinströmend, eindringlich, dem gleich empfindenden Herzen unwiderstehlich. — Jnga streckte wie zur Abwehr die Hände vor sich aus, aber Thränen sprangen plötzlich aus ihren Augen. Er ergriff ihre Hände, er beschwor sie, die Seine zu werden, mit ihm der ersten Glücksmminute endloser Befeligung zu leben! Und Jnga fühlte, wie Alles, was sie in sich niedergerungen hatte, fessellos erwachte, zu ihm hinüberdrängte, in ihm zu ruhen, zu leben strebte. Er umschlang sie, und wie vom Taumel erfaßt, warf sie die Arme um seinen Hals, und ihre Lippen fanden einander. Eine Minute verging. Sie redeten nicht, das Wort stockte auf ihren Lippen, als fürchtete es den Zauber zu brechen, der sie, ein berückender Wahnsinn, in seinen Bann schlug. Jede Rücksicht, die Welt war vergessen; sie blickten sich Auge in Auge, athmeten Brust an Brust. Es war nur eine Minute, aber sie schien ein Leben aufzuwiegen. — Da riß sich Jnga aus Roderich's Armen. Ein Schauer erfaßte sie, die Besinnung kam ihr zurück, die Erkenntniß der Schuld, zu welcher sie sich hatte hinreißen lassen. Aber sie rang nach Worten, sie preßte die Hand auf das Herz und es überrieselte sie kalt. „Geliebte! bleib!“ rief er, ihre Hand festhaltend, da sie ihm entfliehen wollte. Ihr aber gab plötzliche Fassung die Sprache zurück: „Wehe mir! Wehe mir und dir! Wehe uns Beiden!“ Sie entwand ihm ihre Hand, stürzte aus dem Zimmer hinauf in ihr Gemach und schob den Riegel vor.

Roderich war ihr nur mit den Augen

gefolgt. Er athmete laut und trat mit untergeschlagenen Armen an das Fenster. In wenigen Augenblicken war, ihm selbst unerwartet, vorgegangen, was zu einer ganz neuen Wendung drängte. Aber er bereute nicht, er fühlte sich eher gehoben, begeistert, zu raschem Handeln aufgeregt.

Eine Stunde darauf — es war in der Abenddämmerung — trat die Hausfrau in die Arbeitsstube ihres Gatten. „Du bist heut' sehr beschäftigt?“ begann sie. — „Eben fertig mit dem Tagewerk und zum Plaudern ganz aufgelegt!“ entgegnete er, indem er sich in den Lederstuhl niederließ. Die Mutter nahm auf dem alten, ebenfalls mit Leder bezogenen Sopha Platz. „Ich will nur gleich mit dem beginnen, was mich hertreibt,“ sagte sie. „Unser junges Volk macht mir Sorge. Hast du an Roderich nichts bemerkt?“

„Sage mir lieber gleich, was ich bemerkt haben soll, vielleicht fällt mir dann ein, daß ich wirklich schon etwas bemerkt habe!“ entgegnete er. „Was ist denn mit Roderich?“

„Ich vermuthe, er steht mit Konradine nicht mehr wie sonst, und sie empfindet das sehr ernst. Zumal sie vielleicht eine Ahnung hat, daß in ihrer Nähe —“

Volkmar unterbrach ihre Rede mit einem Ausdruck aufrichtigen Bedauerns. „Aber das wäre doch sehr traurig!“ sagte er nach kurzer Pause.

„Traurig?“ entgegnete die Mutter. „Für den Augenblick, ja! Es wird eine Zeit der Betrübniß kommen, welche eben durchgemacht werden muß. Soll ich dir meine Ueberzeugung ehrlich aussprechen? Ich nenne es nicht mehr traurig für die Zukunft, ich halte es sogar für besser, wenn Roderich und Konradine sich nicht für das Leben verbinden. Der Gründe hätte ich so viele anzuführen! Vor Allem, ihre Herzen hatten sich ohne alle Erfahrung an einander geschlossen, als könne das

gar nicht anders sein. Ein ernstes inneres Erlebniß kommt und klärt sie über sich selbst auf. Und Gott sei Dank, daß es kommt, noch ehe sie für immer verbunden sind! Roderich hat, so vermuthe ich, eine andere Neigung, und zwar schon seit längerer Zeit. Inga Svendsen ist es! Ich kann mir denken, wie es gekommen ist. Ihr glaubte er entsagen zu müssen, und so wollte er ihr in Konradines Nähe nicht begegnen. Darum die Verzögerung seiner Ankunft. Es sollte dennoch sein, und die Neigung zu ihr fängt an, ihn zu überwachsen.“

„Das ist freilich genug auf einmal!“ rief der Oberförster überrascht. „Das Zutrauen habe ich wenigstens zu ihm, daß er sich im väterlichen Hause zu nichts fortreißen lassen wird! Roderich und — dieses Mädchen! Ja doch, schön ist sie, für brav halte ich sie auch, ich mag sie sehr gern, und gegen die Herkunft ist am Ende auch nichts einzuwenden. Uebrigens, Roderich ist mündig!“

„Eine Verbindung Beider läge doch immer noch sehr weit im Felde,“ meinte die Mutter. „Und wer weiß, ob überhaupt —?“

„Aber unser armes Kind vor Allem!“ unterbrach sie Volkmar. „Wie wird Konradine es tragen?“

„Um sie ist mir am wenigsten bange! Schmerzlich wird sie es empfinden, aber es wird sie nicht tiefer erschüttern, als es soll. Es war bei ihr vielleicht mehr herzliche Gewöhnung als unbedingte Neigung. Vielleicht wird sie sich mehr verletzt als im Gemüthe berührt empfinden. Sie ist bei aller Warmherzigkeit eine ruhig verständige Natur, schnell gefaßt zum Handeln, vielleicht auch zum Entsagen. Verliert sie viel, so bleibt ihr immer noch der geliebte Bruder, zu welchem sie das schwesterliche Verhältniß wiederfinden wird.“

„Du weißt das gar tröstlich darzu-

stellen! Es geht damit doch ein schöner Traum verloren!"

"Daß es denn einen Traum gewesen sein! Ich habe ihn niemals mit rechtem Vertrauen geträumt. Und vielleicht bietet sich für den Traum eine Wirklichkeit, die eine bessere Bürgschaft des Glückes wäre. Wenn Konradine und Roderich ein Paar würden, so entführte er sie uns weit, weit weg; denn wer weiß, wohin sein Lebensweg noch geht! Es bietet sich aber eine Möglichkeit, wie wir unser Kind wohl aufgehoben, glücklich — ich bin überzeugt davon! — und doch in unserer Nähe behielten. Paul Schellborn zeigt eine zarte Neigung für Konradine, und es ist mir nicht zweifelhaft, daß er um sie wirbt."

"Paul Schellborn? Das wäre —! In der That, solch ein Ersatz könnte willkommen sein! Aber du erzählst mir ja von einem ganzen Roman in unserem Hause! Ist etwa schon irgend etwas geschehen?"

"Nichts! nichts! Es sind nur Beobachtungen, aber ich glaube, daß mich dieselben nicht täuschen werden. Unsere jungen Romanleuten sind alle gut, brav, ordentlich, haben den besten Willen, sich aus der Verwicklung zu befreien, aber Mangel an Erfahrung läßt sie sämmtlich unter dem Drucke leiden. Eine Lösung aber muß angestrebt werden, und bald, denn diese Gemüthslagen sind aufreibend. Von wo aus die Lösung kommen soll? Ich weiß noch nicht, aber ich stehe nicht dafür, daß ich sie nicht endlich selbst in die Hand nehme. Alles in Allem, bereiten wir uns nur auf etwas ernste Tage vor!"

"Die werden denn wohl zu erwarten sein!" bestätigte Volkmar. Die Aussicht auf einen Schwiegersohn wie Paul Schellborn war ihm sichtlich angenehm, ja sie hatte etwas Tröstliches. Denn der Verlust wurde durch ihn zum Gewinn. Behielt er doch in Roderich immer noch

den Sohn, wie er ihn einmal nicht anders nannte und mit Genugthuung nennen durfte. So verweilte er im Gespräch länger bei dieser erwünschten Aussicht. Dann, zu seiner Gattin gewendet, fragte er: „Glaubst du im Ernst, daß Roderich und Jнга für einander passen?“

Die Hausfrau antwortete nicht, sondern erhob sich, auf ein Geräusch lauschend, welches sie im Hause vernahm. Sie hörte Stimmen durch einander, welche, lauter und lauter werdend, sich dem Gemache näherten. Auch der Oberförster stand auf und öffnete die Thür. „Was giebt es?“ rief er. „Die Lampe herein! Wer ist da?“

Ein Waldhüter war gekommen mit der Nachricht, daß etwa eine Stunde von Eifenthal ein Waldbrand ausgebrochen sei. Die Förster wären zwar mit Arbeitern schon rüstig bei der Hand, Gräben zu ziehen und der weiteren Ausbreitung vorzubeugen, hätten ihn aber mit der Meldung an den Oberförster geschickt. Die Gefahr war immerhin drohend. Volkmar ließ unverzüglich satteln und gebot, einen Wirthschaftswagen anzuspinnen, um Knechte mit Spaten und sonst nöthigen Geräthschaften in Eile zur Stelle zu schaffen. Während er selbst sich rüstete, gab der Bote fernere Auskunft: Jenseits der den Thalkessel umgebenden Hügel, wo auf dem Sandgrund eine trockene Kiefernenebene sich ausbreite, sei der Brand zuerst wahrgenommen worden. Der Kiefernstand gehörte zum Theil dem Gute des Grafen Spach an, und zu diesem wehe der Wind die Gluth hinüber. Entstanden aber sei das Unglück in dem Gebiet von Eifenthal. Dort habe man gestern eine Zigeunerbande aufgehoben und verjagt. Entweder wäre von ihnen durch Unvorsichtigkeit beim Kochen der Brand verschuldet oder das Gesindel habe aus Bosheit den Wald hinter sich angezündet. Dem Oberförster war das Letztere wahrscheinlich. Schon saß er zu

Pferde, vorauf fuhr der Bote mit den zur Hülfe bereiten Knechten. Auch zu Roderich war die Schreckensnachricht gelangt. Schnell ließ auch er für sich satteln und sprengte dem Zuge nach an die Seite des Oberförsters.

Inzwischen hatte die Hausfrau zu thun, das erschreckte Hauspersonal zu beruhigen und in Ordnung zu halten. Denn für ein im Walde abgeschlossenes Gehöft sind die von Bäumen bestandenen Hügel die nächsten Nachbarn, und das feindliche Element, das verzehrend in ihren Wipfeln haust, droht gierig zu den Dächern und gefüllten Borrathskammern hinüber. Weiß auch der Kundige, daß des brennenden Waldes Flamme selten wie aus den Dächern zum Himmel steigt, so kennt er den wie eine züngelnde Schlange am Boden schleichenden Feind als nicht minder gefährlich. Eigenthal selbst konnte kaum etwas zu befahren haben, umgeben von felsigen Anstiegen und Wiesengrund. Aber für den Land- und Waldbewohner hat die Baumwelt eine höhere Bedeutung, als der Städter ihr meist beilegt; ist man nicht aufgewachsen mit ihr, so hat man sich mit ihr eingelebt in ein Verhältniß der Zusammengehörigkeit, das zu einer Art von Familiengefühl werden kann. Bricht hier Zerstörung ein, so ist neben dem Schaden der Verlust dem Lebenden unerseßlich. Der Mensch zwar baut auf dem verheerten Grunde seine Wände und sein Dach schnell wieder auf; langsamer aber, obgleich unererschöpflich im Hervorbringen, schafft die Natur. Was dem lebenden Geschlecht in ihr verloren ging, sieht oft die zweite, ja die dritte Generation erst wieder ersetzt. — Die Oberförsterin war nicht ängstlich, aber in ernster Stimmung, denn sie empfand, wie sehr ihr Gatte, wie sehr auch wohl die Nachbarn bei dem gemeldeten Unglück äußerlich und innerlich theilhaftig waren.

Da kam Konradine eilig die Treppe

herab mit der besorgten Frage: „Wo ist Jнга?“

„Nicht in ihrem Zimmer?“ gab die Mutter zurück.

„Nein! Nicht in ihrem, nicht in meinem Zimmer und nicht in den Wohnräumen. Ich war in des Vaters, ich drang bis in Roderich's Stube! Ich suchte, ich rief! Jнга ist nicht zu finden!“

„Nur ruhig, liebes Kind! Laß uns doch noch einmal nachsehen!“ Mutter und Tochter durchsuchten vergeblich das Haus, und vergeblich suchte und fragte man in den Wirthschaftsräumen im Hofe umher. Niemand hatte sie gesehen, Niemand wußte von ihr. Eine ängstliche Stunde verstrich, und zu der Bangigkeit, die schon die Gemüther erfüllte, gesellte sich die Sorge um das verschwundene Mädchen. Wo war Jнга?

Weit weg vom Hause war sie; wider ihren Willen weit hinweggeführt und verirrt auf nächtlichen Pfaden.

Um es zu erklären, muß sie in dem Augenblick noch einmal aufgesucht werden, da sie sich aus Roderich's Armen gerissen und in ihrem Gemach abgeschlossen hatte. Das Gefühl des Glückes war schnell in ihr gewichen, um dem des begangenen Unrechts überwältigend Platz zu machen. Als unfühbar erschien ihr die Schuld, und ein Gefühl der Schmach überkam sie bei dem Gedanken, daß die Schuld sich hinter dem Rücken Konradinens, geheim vor der Familie, wiederholen könnte; daß sie ihrer Kraft zu viel vertraut hatte. Das Letzte dächte ihr bald das Schlimmste. Darum mußte sie aus dem Hause, durfte sie Roderich nicht wieder begegnen. Zu ihrem Bruder zu gehen, erschien ihr jetzt, nachdem sie vom Leben doch schon ein wenig mehr kennen gelernt hatte, nicht mehr thunlich. Aber es gab ja Stellungen in der Welt, deren eine sie auch bei geringen Fähigkeiten ausfüllen könnte. Um also aus der Gefahr und aus dem

Hause zu kommen, gab es, so dachte sie, nur ein Mittel, nämlich ein ehrliches Bekenntniß gegen die Hausfrau und die Bitte, ihr zum Abschied behülflich zu sein. Nichts wollte sie ihr verschweigen, auch nicht ihre Schwachheit und Furcht vor sich selbst; auch nicht, daß sie Roderich zwar entzagen, aber niemals aufhören könne, ihn zu lieben. Wenn sie so spräche, würde der Mutter ihre Entfernung aus dem Hause willkommen sein, sie würde sie vielleicht sogar in Güte entlassen. — Mit diesem Entschluß ging sie hinunter. Da sah sie am Ende des Ganges die Thür des Zimmers offen, worin die großen Schränke standen, welche den lange vermehrten und stattlichen Borrath von Linnen und Wäsche verwahrten. Auf breitem Tische und in Körben lag das Gut in schimmernder Weiße aufgeschichtet, während die Mutter und Konradine mit Hülfe einer Magd es in die Schränke einzählten und ordneten. Die Mutter von dieser Thätigkeit abzurufen, zögerte Jnga, wohl wissend, daß das Unterbrechen eines solchen Geschäftes bei jeder Hausfrau eine gewisse Mißstimmung hervorzubringen pflegt. Sie würde auch wohl mit einem Später! entlassen oder gar bei der Arbeit mit angestellt worden sein, was ihr in dem augenblicklichen Zustande der Aufregung unmöglich erschien. Mochte man lieber des Glaubens bleiben, daß sie mit einer Abschreiberei beschäftigt sei. So schlich sie in ihr Gemach zurück. Da sah sie vom Fenster aus den Oberförster selbst durch den Hof und dem Walde zu schreiten. Schnell änderte sie ihren Plan. Sie wollte ihm nach, in den Wald; sie hatte zu dem Manne ein unbegrenztes Vertrauen; draußen in Gottes freier Natur, allein mit ihm, wollte sie ihm ihr Bekenntniß thun. Denn es brannte ihr auf der Seele; sie wollte Tadel, Verwerfung, Hülfe empfangen, und bald, bald! — Aber war es denn auch der

Oberförster, den sie dort schreiten sah? Sie blickte schärfer hin. Er wendete sich — er war es nicht, sondern einer von den Förstern, welchen sie noch kürzlich bei ihm gesehen. Die Tracht nur und eine gewisse Aehnlichkeit der Gestalt hatten sie getäuscht. Sie wußte ja, der Hausherr saß in seinem Zimmer und zwar bei besonders dringender Arbeit. Auch er war jetzt für sie nicht zu sprechen. — Und nun malte sie sich die Stunde aus, da die Familie sich um die Lampe versammeln würde. Wie sollte sie den Eltern, wie Konradine in die Augen sehen? Wie ihren Mitschuldigen noch anschauen? Sie, die das Vertrauen, die Pflicht so schwer verletzt hatte! Sollte sie ihnen mit verbrecherischem Schweigen, mit heuchlerischer Fassung begegnen? Nein, es war ihr unmöglich! Von rastloser Furcht fühlte sie sich mehr und mehr ergriffen, und so stand ihr plötzlich ein Entschluß fest, der das Unglücklichste war, was sie hätte ausfinden können. Aber es war auch nicht eigentlich ausgeföhnt, es war plötzlich da, und weil es das Einzige schien, was in diesem Augenblicke ihr Gewissen beruhigen konnte, so erschien es ihr auch schon als Nothwendigkeit. Sie wollte entfliehen, und zwar zu ihrem Bruder! Bei ihm hoffte sie Sammlung zu finden, um fernere Pläne für sich zu verfolgen. Aber man sollte im Hause auch nicht in Zweifel über ihr Ziel sein. Sie schrieb mit hastiger Hand einige Zeilen, um sie der Mutter zurückzulassen. Aber dann fiel ihr ein, daß, wenn der Zettel vorzeitig abgegeben oder gefunden würde, man ihre Flucht vereiteln, daß man sie einholen, sie zurückführen könnte. Um dem vorzubeugen, dächte ihr besser, den Brief bis zum Haltepunkte der Eisenbahn bei sich zu behalten und dort erst kurz vor ihrer Abfahrt einem Boten zur Bestimmung zu übergeben. Es war nur eine halbe Stunde bis dahin — wenn sie

nämlich den abfützenden Weg durch den Wald nahm —; auch der Bote konnte noch rechtzeitig in Eizenthal sein. Sie betrachtete den Besitz, welcher sich in ihrem Geldtäschchen befand. Wolf hatte ihr beim Abschied das Sümmlchen aufgedrungen. Es erschien ihr für die kurze Fahrt ausreichend. Alle diese Ueberlegungen gingen so hastig, daß sie, obgleich Alles richtig geplant schien, doch Einiges außer Acht ließ: Ob sie den Weg auch finden werde? Ob auch gleich ein Zug für sie abreisefertig stehen werde? Vor Allem, ob sie selbständig genug sei, einen solchen Plan durchzuführen? Sie, deren Fähigkeit zum Handeln bis dahin noch kaum geprüft, die zur Selbständigkeit nicht erzogen war! Aber auch der reinsten und schüchternsten Seele erscheint im Augenblicke leidenschaftlicher Aufregung das Phantastische und Abenteuerliche zuweilen als das Mögliche und Richtige, die Möglichkeit einer ruhigeren Lösung aber, wenn sie überhaupt gedacht wird, erschreckender als das Wagniß, welches eigentlich gar nicht in der Natur der geängstigten begründet schien. — Jüga war gerüstet, eilte mit schnellen Schritten über den Hof und dem Walde zu. Sie war überzeugt, auf dem richtigen Wege zu sein, da derselbe bergan ging, also in gerader Richtung den Hügel überschreiten mußte. Aber auf der Höhe angelangt, fand sie sich am Ende ihres Weges, der in eine breite Waldstraße einlief. Sie stand einen Augenblick rathlos, nach welcher Seite sie sich zu wenden habe. Es konnte nur nach rechts sein, wähnte sie. So schritt sie fürder. Aber das Ende des Weges war gar nicht abzusehen, und die halbe Stunde bis zum Ziele mußte verstrichen sein. Ein alter Holzfäller begegnete ihr. Er konnte ihr Auskunft geben; aber ihr Herz pochte, sie wagte nicht, ihn anzureden. Der Alte grüßte ehrerbietig, da er sie als eine der Damen

aus der Oberförsterei erkannte, ging vorüber, blieb aber stehen, um ihr verwundert nachzusehen. Sie überwand sich, kehrte um und fragte ihn — nicht, wie man am schnellsten nach der Eisenbahn gelange, sondern wohin diese Straße führe? Der Alte nannte den Namen eines ihr unbekanntes Dorfes, welches drei Stunden entfernt liege, immer durch den Wald. So mußte sie sich doch nach der Richtung zum Bahnhof erkundigen. Zu ihrer Verwunderung wies der Alte nach einer ganz anderen Himmelsgegend, als sie erwartet hatte. Sie sei stark abgekommen, meinte er. Aber wenn sie diese Straße noch einige hundert Schritte verfolge, so komme links ein Seitenpfad, auf dem sie wohl hingelangen könnte. Jüga eilte vorüber und fand wirklich so etwas wie einen Pfad, dem sie folgte. Aber nun kreuzten und verschlangen sich wieder so viele Holzbahnen, Querschneisen und Fußsteige, daß nur ein Waldkundiger sich darin zurechtfinden konnte. Unbekannt mit der Gegend, ohne geübten Ortsinn, endlich zerstreut und mit ihren Gedanken beschäftigt, verfehlte sie die Richtung vollends, und als sie sich nach einer halben Stunde umjah, fand sie sich rathlos in einer Wildniß. Aber es mußte weitergeschritten werden, denn schon umhüllte die Dämmerung Alles, und kaum noch erkannte sie den mit trockenen Kiefernadeln bestreuten und wenig betretenen Pfad. Er schien ihr endlos. Finsterniß lag um sie her. Kalte Schauer der Einsamkeit, Müdigkeit und Furcht überfielen sie. Die Erschöpfte mußte sich an einen Stamm lehnen, denn ein krampfhaftes Weinen begann unwillkürlich ihre Kräfte zu lähmen. Oben durch die finsternen Kiefernwipfel ging ein dumpfes, klagendes Rauschen, geisterhaft, melancholisch, beängstigend. Es klang der Verirrten wie ein überirdischer Gesang, mit drohendem Summen und Mahnen an ihre Seele dringend. Sie raffte die Kräfte

zusammen, um weiter zu kommen. Der Wald mußte doch ein Ende haben, dachte sie, und hoffte immer noch die Richtung nach der Eisenbahn zu haben, nicht ahnend, daß sie sich nur weiter und weiter davon entfernte, in die meilenweite Ausdehnung des Reviers. Da war es ihr, als spürte sie einen leisen brenzlichen Geruch. Sie gab anfangs nicht Acht darauf, aber der Geruch, wie von verbrannten Niefernadeln, wurde schärfer. Sie wendete sich, und obgleich ihr Auge nur wenig wahrnahm, kam es ihr vor, als ob eine Dampfwolke am Erdboden herwehte, sie einhüllte und, vom Wind getrieben, wieder verflog. Aber ein neues Gewölk von Qualm wälzte sich vorüber und versetzte der Irrenden fast den Athem. Mit einem Mal wirbelte es wie ein Funkenanzug, der in einiger Entfernung hinter ihr herkam. Sie starrte nach der Erscheinung hin. Glühwürmer konnten es nicht sein. Es hüpfte auf dem Erdboden hin, blickte auf, da und dort, fuhr an den Stämmen hinauf, erlosch, faßte wieder Grund, flog in die Höhe und fiel in Funkenascaden nieder. Jetzt rannte es wie züngelnde Feuerschlangen über das trockene Moos; es ringelte sich an den dürren Flechtengewächsen der Stämme zu den Wipfeln, verhundertsachte sich oben und unten. Der Waldboden brannte! Jнга schrie auf vor Entsetzen, aber sie nahm wahr, daß sie die Gefahr noch im Rücken hatte, und sie dachte auf ihre Rettung. So flog sie vor dem schrecklichen Feinde her, in der Todesangst, von ihm überholt zu werden. Schon mußte er über ihrem Haupte sein, denn durch eine neue, fast erstickende Dampfwolke prasselte es nieder von tausend Funken, glühenden Zweigen und Tannenzapfen. Sie schüttelte entsetzt ihre Gewänder und beflügelte den Schritt, zumal die Bäume vor ihr gelichteter standen. Es war ein breiter Fahrweg, in den sie gelangte, aber tiefer Sand machte

ihr das Fortkommen schwierig. Dennoch stürmte sie in athemloser Flucht vorwärts. Das feindliche Element hatte sie erreicht. Rechts und links am Wege knisterte, funkelte, flammte es auf, eilte ihr am Boden voraus, schlug zu den Stämmen, schüttete feurigen Regen über die Straße, hüllte Alles in gelbrothen, erstickenmachenden Dampf. Die Irrende fühlte ihre Kräfte wanken, ihre Kleider in Gefahr, sie sah die Straße durch eine Flammenstreu unwegbar gemacht. Ein Aufschrei der Verzweiflung entglitt ihrer Brust, sie gab sich verloren. Aber sie hörte Menschenstimmen, Geräusch von Werkzeugen, und sie nahm ihre Kraft noch zu einem Aufzusammen. Da fühlte sie sich von starken Armen umfaßt und davongetragen. Noch hörte sie die Worte ihres Retters: „Jнга? Um Gotteswillen! Wie ist es möglich?“ Dann ließ sie das Haupt auf seine Schulter gleiten, und eine Ohnmacht nahm ihr das Bewußtsein.

Roderich, der den Schrei zuerst vernommen hatte und in die Gluth gesprungen war, ohne zu ahnen, wen er daraus retten würde, trug seine Beute über den breiten Graben, den man mit mächtiger Arbeit gezogen, um dem Brande zu wehren. Drüben war jüngere Schonung, von der man die Gefahr abgewendet hatte; doch noch waren kräftige Männer in Menge auf der ganzen Reihe geschäftig bei den nöthigen Vorkehrungen. Alle Nachbarn leisteten Hülfe. — Roderich eilte mit der geliebten Last aus dem Bereich der Gluth und mußte Hülfe anderer Art herbeirufen. Er ließ sich auf ein Knie und senkte die Ohnmächtigen vor sich nieder. Aber nicht so schnell war es den stark in Anspruch Genommenen möglich, seinem Rufe zu folgen, zumal Niemand wußte, daß es außer dem Walde noch etwas zu retten gab. Er hatte Zeit zu dem Versuch, sie mit ihrem Namen in jedem liebevollen Tone zu wecken, sie mit dem seinen laut

und leise ins Leben zu locken, aber sie gab kein Zeichen des Erwachens. Da, in fürchterlicher Angst, hob er sie nochmals auf die Arme und trug sie fort, dahin, wo er Viele beisammen fand. Paul Schellborn war es, der das Unbegreifliche zuerst erblickte, dann kam Graf Spach, endlich der Oberförster Volkmar. Die Männer, nicht im Stande, sich den Zusammenhang zu erklären, standen im ersten Augenblick rathlos. Sie waren Alle zu Pferde gekommen, der Wirthschaftswagen aus Eijenthal stand so entfernt — man wußte nicht wo, denn man war auf dem Gebiete des Grafen Spach, wo sich schließlich alle Kräfte vereinigt hatten, da bei ihm die Gefahr am größten gewesen. Das Thunlichste war, aus dem nur eine Viertelstunde entfernten gräflichen Herrenhause einen Wagen für Jnga kommen zu lassen. Der Bote wurde abgefertigt. Aber es verging eine für Roderich endlose Zeit. Da war in der kalten Nachtluft keine wärmende Hülle für die Ohnmächtige als sein eigener Rock, den er für sie abgestreift hatte. Und sie lag, als wollte sie niemals wieder erwachen. Als endlich der Wagen kam und Jnga hineingehoben worden war, stieg mit Roderich auch der Graf ein, da seine Gegenwart zu Hause augenblicklich nöthiger war als im Walde.

Das Erstaunen der Gräfin über den nächtlichen Besuch braucht nicht geschildert zu werden. Aber Auguste war jetzt schnell zur Hülfe bereit und mit ihren weiblichen Dienstboten bei der Hand, das bewußtlose Mädchen unter ihre Obhut zu nehmen und durch Stärkungsmittel zu beleben. Der Graf und Roderich, von diesen Bemühungen ausgeschlossen, schritten schweigend durch den Saal; der erste doch vorwiegend mit dem durch den Brand erlittenen Schaden beschäftigt, der andere nur von der Sorge um das geliebte Mädchen gepeinigt. — Nach einer Weile

erschieden auch Volkmar und Schellborn. Die Gefahr war beseitigt, nur die Wächter hatte man an den Gräben zurückgelassen. Die Stimmung der Männer konnte nicht anders als ernst sein, sie hatten alle, wenn auch nicht gleichmäßig, Verlust durch den Brand gehabt, und die Frage, wie das junge Mädchen zu solcher Stunde in den Wald gekommen und durch Rauch und Flammen gedrungen, beschäftigte die Gemüther. Mußte man die Vermuthungen beschränken und auf die Erklärung vorerst verzichten, so ward die Sorge um den Zustand der Verunglückten doch von Allen getheilt.

Der Bediente bot den Herren Thee, kalte Küche und Wein dar, welches nicht abgelehnt wurde, da alle auf die erste Nachricht von dem Brande nur fortgestürzt waren, ohne an eine Abendkost zu denken. Währenddem trat die Gräfin aus den Frauengemächern. Sie brachte leidliche Nachricht. Jnga war aus ihrer Ohnmacht erwacht und hatte etwas Stärkendes zu sich genommen. Ueber Brandwunden hatte sie nicht zu klagen, nur ihre Gewänder waren übel zugerichtet. Nicht Schmerzen fühlte sie, nur die äußerste Ermattung und nervöse Abspannung, so daß ihr die Sprache so gut wie versagte. Volkmar fragte, ob sie im Stande sein werde, jetzt schon nach Hause zurückzukehren? Er müsse nun eilen und die Seinigen daheim beruhigen. Auguste aber wünschte die Kranke in ihrer Pflege zu behalten, ja sie sprach es mit einer gewissen Eifersucht aus und schloß mit den Worten: „Laßt sie mir! Sie gehört zu mir! Sie ist die Tochter meiner Mutter, sie ist meine Schwester! Ich habe das Recht und die Pflicht, sie für mich zu begehren!“ — War Volkmar nur überrascht, daß die Gräfin ihr Geheimniß plötzlich rückhaltlos preisgab, so geriethen die beiden jüngeren Männer, Roderich und Paul, in ein nicht geringes Erstaunen über

diese Eröffnung. Doch war nicht der Augenblick, näheren Aufschluß darüber zu geben oder zu verlangen. Der Graf sprach sich mit dem Wunsche seiner Gemahlin einverstanden aus; Volkmar aber stellte Einwände, welche denn doch den Ausschlag gaben, Jnga wieder unter die Obhut seiner Frau zu bringen. Sie bedurfte zu ihrer Erholung der ihr nun schon gewohnten Umgebungen. Ein Arzt war von dem Spach'schen Gute ziemlich entfernt und schwer zu erreichen, in Eizenthal dagegen der aus dem Nachbarstädtchen in einer halben Stunde herbeizurufen. Der Graf sah das ein, und ungerne nur gab Auguste nach, sprach jedoch die Absicht aus, schon morgen selbst in Eizenthal nach ihrer Schwester zu sehen. Während Roderich zu Pferde stieg, um vorauszureiten und den Arzt zu holen, wurde Jnga, in warme Decken und den Pelz der Gräfin gehüllt, in den Wagen gebracht und fuhr mit dem Oberförster nach Eizenthal. Er fragte nur wenig, sie konnte kaum nickend bejahen oder den Kopf schütteln, und so ließ er sie ruhen und schweigen. Es wurde vier Uhr Morgens, bis der Wagen in den Hof einfuhr.

Die Frauen hatten eine sorgenvolle Nacht durchwacht. Erst vor einer Stunde waren die Knechte zurückgekehrt, und zwar mit Nachrichten, die, obgleich sie von Rettung sprachen, alle Schrecken erneuerten. Als sie jetzt den Wagen und die Stimme des Vaters hörten, fühlten sie sich schon halb befreit, denn es gab doch überhaupt eine Rückkehr aus der fürchterlichen Flammengefahr. Mit welcher liebevollen Hingabe man Jnga in Obhut nahm, bedarf nicht der Darstellung. Der Tag brach an, als Roderich mit dem Arzte ankam. Er erklärte den Zustand der Kranken für eine heftige Erschütterung der Nerven. Sonst sei sie unverletzt, aber das Sprachorgan sehr angegriffen. Man solle sie nicht viel fragen oder reden lassen.

Er verschrieb etwas und meinte, es werde hoffentlich kein Fieber nachkommen.

So vergingen mehrere Tage. Die Mutter und Konradine theilten sich in die Pflege der Kranken, deren Zustand immer derselbe, darum aber nicht minder beängstigend blieb. Roderich, von jeder Betätigung am Krankenlager ausgeschlossen, nur auf die gleichen, nie befriedigenden Nachrichten von daher angewiesen, war in verzweifelter Stimmung. Die Eltern ließen es schweigend gelten, daß er der durch Jnga's Schicksal am meisten Betroffene war, und auch Paul Schellborn, welcher täglich vorsprach, gehörte ohne eigentliches Bekenntniß schon zu den Eingeweihten. Konradine schien so ganz in dem Walten um das Krankenlager aufgehen zu wollen, daß Roderich sie kaum mehr zu sehen bekam.

Da geschah es eines Morgens nach dem Frühstück, daß sie, nachdem die Eltern sich entfernt hatten, allein mit ihm zurückblieb. „Roderich,“ begann sie, „laß uns als Geschwister ein gutes Wort mit einander reden! Ich dränge mich in dein Geheimniß, aber ich glaube es zu dürfen, ja zu müssen! Du liebst Jnga, und ich hoffe — ihr sollt noch mit einander glücklich werden!“

„Konradine —!“ rief er, ihre Hand ergreifend; und das Gefühl der Beschämung war in diesem Augenblicke bei ihm mächtiger als alle anderen Regungen.

„Wie ich hinter dein Geheimniß gekommen bin?“ fuhr sie fort. „Ich wüßte es kaum zu sagen, denn es fiel mir nicht ein, euch zu beobachten, aber — ich wußte es mit einem Mal! Roderich, ich bekenne es dir ehrlich und offen — ich war im ersten Augenblicke nicht erfreut darüber! Aber ich ging ernsthaft mit mir zu Rathe und kam zu der Ueberzeugung, daß ich dich an Jnga's Seite als Schwester immer lieb haben könne — denn ich liebe auch Jnga von Herzen!“ Konradine hatte

Thränen in den Augen, über die sie doch bald wieder Macht gewann. „Wir standen so eigenthümlich mit einander, Roderich,“ fuhr sie fort, „daß du zu der Annahme kommen konntest, an mich gebunden zu sein — du bist es nicht, Roderich! Du bist ganz frei! Wir Zwei, die wir so vertraulich mit einander stehen, dürfen ja auch darüber reden. Aber ich bekenne dir, du bist nicht der Erste, mit dem ich darüber spreche. Ich habe mich an die Mutter gewendet, gestern Abend erst, und sie gefragt, ob ich dir sagen dürfe, was ich nicht länger auf dem Herzen behalten mochte. Sie war einverstanden, sogar zufrieden damit. Und nun ist mir leicht, daß es vom Herzen ist und wir wieder ganz offen mit einander stehen. Inga wird gesund werden, der Arzt sprach heute früh von Neuem die Hoffnung aus, und dann werdet ihr einander angehören, und ich werde mit euch glücklich sein!“

„O du reine, treue Seele!“ sagte Roderich mit einem tiefen Seufzer. Konradine aber fiel ihm um den Hals, küßte ihn und rief: „Mit diesem Kusse sind wir wieder, was wir als Kinder waren: gute Kameraden, treue Freunde, Geschwister, wie wir zusammen erzogen worden! Und so soll es bleiben! Immer! Immer!“ Sie entwand sich seinen Armen und eilte hinaus. Er empfand diese Lösung nicht mehr so, als er sie noch vor Kurzem zu empfinden gehofft hatte, denn es war nur Demüthigung, die er fühlte, nicht innere Befreiung. Gleich darauf trat die Mutter ein. „Wir durchleben harte Tage, mein Sohn,“ begann sie, „und es ist mir nicht mehr verborgen, daß du sie nächst unserer Kranken am härtesten zu tragen hast. Das Räthsel, wie Inga in den brennenden Wald gerathen konnte, ist gelöst. Sie hat uns entfliehen wollen. Unter ihren Sachen fand ich soeben diesen Brief. Die Aufschrift ist an mich, und so habe ich ihn gelesen. Lies auch du, aber bleibe gejaßt!

Bleib' es um unseretwillen — du weißt, wie ernst auch des Vaters Gemüth beschäftigt ist! — Bleib' es um deiner selbst willen! Wir Alle müssen jetzt unseren Kräften etwas zumuthen!“ Sie reichte ihm den Brief und verließ das Zimmer. — Roderich las, und ein neues Schuldgefühl stand nur drohender in seinem Herzen auf. Inga's Zeilen lauteten: „Theuerste mütterliche Freundin! Ich verlasse Ihr liebes Haus, heimlich, und muß den Vorwurf der Undankbarkeit tragen. Forschen Sie nicht nach der Ursache meiner Flucht. Es giebt Geheimnisse, die man mit in das Grab nimmt. Oder sagt Ihnen eine Vermuthung etwas davon — ich fühlte Ihren Blick zuweilen so durchdringend —, so lassen Sie es verschwiegen bleiben! Es soll durch mich kein Frieden und kein Glück getrübt werden, und darum muß ich hinweg! Ich gehe zu meinem Bruder. Von dort aus gebe ich Ihnen Nachricht. Verzeihung, beste und gütigste Frau! Und ewigen, unvergessenen Dank! — Inga.“

Roderich eilte hinunter in sein Zimmer, um in dem innersten Schauer, welcher ihn erfaßte, von Niemand angedet zu werden. Gegen sich selbst wendete er nun anklagend die ganze Wucht seines leidenschaftlichen Schmerzes. „Ich war es, ich,“ so rief er sich zu, „der sie in die Flucht jagte! Der dieses reine, holde Geschöpf in Qualen und Schrecken, auf verirrte Wege, durch Nacht und Flammen getrieben! Um unseren Frieden nicht zu trüben, opferte sie den ihren und muß für ihr großmüthiges Entsagen Qualen erdulden, die ich verdient hätte, ich, der einzig Schuldige! Wenn es keine Rettung für sie giebt, wie soll ich leben, mit diesem Stachel im Herzen, mit dieser unauslöschlichen Qual im Gewissen!“ — Er hatte Zeit, seine Verzweiflung durchzukosten, denn er blieb allein, und Niemand hinderte ihn, allein zu bleiben. Jeder im Hause hatte seine dringenden

Geschäfte und mußte mit seinem Inneren zurecht zu kommen suchen. Uebler dran war Roderich darin, daß ihm kein Antheil an der Thätigkeit eingeräumt werden konnte, weder von den Frauen in der Krankenstube noch in den Forstangelegenheiten des Vaters, und ihm so die Gemuthung der Pflichterfüllung entging. Trotzdem sagte er sich, nachdem der erste Sturm vorübergegangen war, daß er nicht gebeugter erscheinen dürfe als die Uebrigen. Wenn in diesen kummervollen Tagen die Familie auf eine Stunde beisammen war, lag auch eine Wolke über ihrer Stimmung, und das Schweigen war ein beredteres Gespräch als die gesprochene Rede; aber es war nicht das Schweigen des Befürchtens und Beobachtens mehr. Jeder kannte den Kummer und den stillen Antheil des Anderen, und ein Blick der Theilnahme und des Vertrauens genügte zu der Voraussetzung, daß Jeder sich durch Alles, was noch bevorstehe, tapfer durcharbeiten wolle.

Der Arzt wendete vergeblich alle seine Kunst an, dem Zustande der Kranken beizukommen. Sie lag wie in einem Scheintod, aber sie athmete. Es war nicht wie tiefster Schlaf, sondern wie Erstarrung, welche die Lebende in unlösbarem Banne hielt. Die stärksten Mittel wurden angewendet, um sie zu erwecken, keines erwies sich kräftig genug. Der Arzt wurde gegen die immer fragende und drängende Familie fast unwirksam, um seine eigene rathlose Ungeduld zu verbergen.

Die Gräfin Spach hatte einen täglichen Botendienst zwischen ihrem Gute und der Oberförsterei eingerichtet. Da die Meldungen nach einigen Tagen immer noch dieselben unbefriedigenden waren, erschien sie selbst wiederum, um sich Nachricht zu holen. Roderich wollte ihr in seiner bedrängten Stimmung nicht begegnen und ging hinunter in sein Zimmer, als er ihren Wagen vorfahren sah.

Aber das einsame Umherschreiten im geschlossenen Raume erschien ihm bald unerträglich, und obgleich die Luft grau, nebelseucht und kalt war, öffnete er die Glashür und trat auf die Rampe. Da sah er auf dem breiten Wege eine Gestalt hastig herbeischreiten, in welcher er im nächsten Augenblicke Rolf erkannte. Der Jüngling trug eine Reisetasche in der Hand und seinen Violinkasten, von dem er sich niemals zu trennen schien, unter dem Arme.

Man hatte mit Absicht unterlassen, Rolf Nachricht von der Krankheit seiner Schwester zu geben. Hoffte man doch von Tag zu Tage auf eine Aenderung ihres Zustandes, die doch wohl eine Besserung in sich schließen durfte. Aber was die Familie zu verbergen suchte, das verkündeten bereits die öffentlichen Blätter. Die Nachricht von dem verheerenden Waldbrande war schon Tags darauf in die Provinzialzeitung gekommen und pflanzte sich schnell fort. Und da viele Personen aus der Umgegend in jener Nacht Augenzeugen der Ereignisse gewesen, wußten die Zeitungen auch bald zu erzählen, daß eine junge Dame aus dem Hause des Oberförsters dabei in entsetzlicher Weise zu Schaden gekommen sei. Ein solches Blatt kam unter die Augen Rolf's, und von Schauer ergriffen, die schmerzlichste Gewißheit ahnend, packte er hastig fast seine ganze Habe zusammen, als könnte es auch für ihn keine Rückkehr geben, und reiste ab. Da er auf dem Haltepunkte der Bahn keinen Wagen fand, machte er sich zu Fuß auf den Weg, kaum daran denkend, daß das Mitschleppen seiner Besitztümer ihm sehr beschwerlich fallen würde.

Roderich eilte ihm entgegen, beruhigte den Erschöpften, der mit jetzt erst hervorstürzenden Thränen die Kunde empfing, daß Inga lebe und unverletzt sei, und nahm ihn vorerst in sein Zimmer auf. Rolf, in der Hauptsache beruhigt, suchte

seine Augen zu trocknen, verlangte aber hastig einen Bericht über die Vorgänge und über den Zustand der Schwester. Der Freund erzählte ihm, so viel er zu sagen sich getraute, wobei er doch seine eigene Beängstigung über Inga's Lage kaum unterdrücken konnte.

„Ein Starrkrampf?“ fragte Kolf lebhafter. „Wenn es nur das ist, dann kann ich sie wecken! Ja, ich! Und zwar durch Musik! Schon einmal habe ich sie mit meiner Geige aus einem solchen Zustande ins Leben zurückgespielt!“ Schnell erzählte er, wie noch bei Lebzeiten der Mutter Inga als vierzehnjähriges Mädchen einmal durch Feuergefähr im Hause und durch den Anblick der Flammen ohnmächtig zusammengebrochen sei, um mehrere Tage wie erstarrt auf dem Lager zu verharren. Er habe endlich seine Uebungen nicht länger aussetzen können und im Nebenzimmer zu spielen angefangen. Da sei plötzlich die Mutter hereingekommen mit der Nachricht, daß Inga erwacht sei, und zwar einzig und allein geweckt durch seine Musik. „Komm!“ fuhr er fort, indem er aufsprang und seinen Violinkasten öffnete: „Komm! Ich bin überzeugt, daß es gelingen wird!“

Roderich aber hielt ihn noch zurück. Er wollte erst mit dem Arzte sprechen, sich mit der Familie berathen, und bat den ebenso aufgeregten als ermüdeten Gast, sich kurze Zeit ruhig zu halten. Aber wenige Minuten, nachdem er ihn verlassen, erschien die Hausfrau, begrüßte Kolf mütterlich und nahm ihn mit sich, um ihn selbst vorerst durch Erquickung in einen besseren Zustand zu bringen.

Währenddem verhandelte Roderich mit dem Arzte über den Vorschlag des jungen Mannes. Der Doctor nahm das Mittel geringschätzig auf und wollte nichts davon wissen. Die Frauen aber, Auguste vorwiegend, drängten ihn, den Versuch zu gestatten, und so verstand er sich achsel-

zuckend dazu, in der Voraussicht, daß die Cur, wenn nichts helfen, auch nicht eben schädlich wirken werde. Nun aber wollten die Hausfrau, Konradine, Auguste und nicht zuletzt auch Roderich bei dem verhängnißvollen Versuch gegenwärtig sein, und der Arzt gebot nur, daß sich Alle vom Lager zurückzögen, damit Inga, wenn sie wirklich erwachte, nicht durch die Umstehenden erschreckt würde. Kolf allein sollte vor ihrem Lager und in ihrem Angesicht bleiben.

Dieser aber erschrak im Innersten, als er zuerst die marmorblaffen Züge der geliebten Schwester erblickte, und hatte alle Kraft nöthig, um seiner Bewegung Herr zu werden. Dann nahm er den Bogen und begann die Saiten zu berühren. Leise, nur wie mit dem Hauch von Tönen begann er sein Spiel. Es war, als ob in der Dämmerung des Sommermorgens die Vögel im Walde erwachen und noch wie aus halbem Traume her die Stimmen versuchen. Das Vorspiel ging in ein Rieseln und Trillern über, immer noch zart und gedämpft. Wer so recht in der Stimmung gewesen wäre, in diesem Augenblicke von der Musik mehr als die erlösende Wirkung zu erwarten, hätte wohl bemerken können, welche Fortschritte Kolf in seiner Kunst gemacht hatte. Nun leitete er über in ein vielgesungenes Wanderlied, dessen Melodie er rein und harmonisch von den Saiten strömen ließ. Roderich mußte sich ergriffen abwenden, denn es war ein Lied, das er einst auf fröhlicher Fahrt mit Inga und dem Bruder häufig gesungen hatte. Kolf machte den Uebergang zu einem zweiten, welches er schon lebhafter erklingen ließ. Plötzlich wurden seine Augen größer, er bog sich in gespannter Erwartung näher, den Bogen etwas kräftiger führend. Ein Blick der Freude und des Triumphes flog zu den Uebrigen hinüber. Er hatte eine Bewegung in Inga's Zügen erkannt.

Sie erwachte, während er weiter spielte, und blickte ihn aufathmend mit ruhigen Augen an. „Ach, Kolf!“ begann sie matt und leise. „Ich war so müde! Haben wir heute noch weit zu wandern?“

Der Bruder ließ sich vor ihrem Lager nieder. „Inga! Liebe Inga!“ rief er. „Wie fühlst du dich?“

„Ganz gut!“ flüsterte sie. „Aber matt — ich kann nicht gehen! Hab' Geduld mit mir! Ach, Kolf — was ist das? Sind wir denn nicht unter den Bäumen — auf dem Berge?“

Die Anderen waren nun doch näher getreten, der Arzt stand an ihrer Seite, die Mutter beugte sich über sie. Da stieß Inga einen leisen Schrei des Erschreckens aus, und es schien, als ob plötzlich die Erinnerung des Entsetzlichen, was sie erlebt, mit Macht auf sie einströmte. Neuzend sank sie zurück, und es schien, als ob eine neue Ohnmacht sie gefesselt halte. Ein Mittel, welches der Arzt jetzt schnell und mit besserem Erfolg anwendete, brachte sie zum Erwachen zurück. Roderich, der bei dem erneuten Anfall neben ihr in die Kniee gesunken war, drückte seine Lippen auf ihre Hand und rief ihren Namen. Sie sah ihn ängstlich, mit verstörten Blicken an. Da neigte sich die Mutter zu ihrem Ohr und sagte: „Er ist dein! Du darfst ihn lieben, theures Kind! Du wirst gesunden für ihn, für uns Alle, und du wirst immer zu uns gehören!“ Inga blickte zu Konradine hinüber, welche zu Füßen des Lagers stand und die beglückenden Worte lächelnd bestätigte. „O Mutter! Mutter!“ stammelte sie leise, indem sie ihr Gesicht in der Hand der Hausfrau barg und abwendete.

Ein Wink des Arztes trieb jetzt die Uebrigen aus dem Zimmer. Auguste, zwiefach überrascht durch den erlebten Auftritt — denn auch von dem stillen Verhältniß der Liebenden hatte sie eben

erst erfahren —, fragte nach Roderich, um ihm ihre Glückwünsche auszusprechen. Der aber war zum Vater geeilt, um ihm die Kunde von Inga's Erwachen zu bringen. Im Herzen der Gräfin aber lebte ein geheimer Zug zum Romantischen, der sich jetzt schön und unanfechtbar angeregt fühlte und aussprechen wollte. Der hübsche Bursche, der hier als Arzt eine so eigenartige Cur glücklich vollbracht hatte, gefiel ihr ausnehmend, und so, ohne sich mit der Familie zu berathen, folgte sie dem Drange des Herzens, indem sie Kolf ihre Hand darreichte und ihn ihren Bruder nannte. Der gute Knabe hörte die kurze Erklärung, welche Auguste ihm gab, staunend und halb ungläubig an und wunderte sich, in Konradinens Gesicht eine Bestätigung des Gehörten zu lesen. Die freudige Erregung der Gräfin konnte er nicht sogleich theilen, aber er war doch höflich genug, seine Lippen auf die von ihr dargereichte Hand zu drücken mit den Worten: „Ich will es als ein Glück betrachten, vorausgesetzt, daß ich meine Geige nicht aus der Hand zu legen und meiner Kunst nicht untreu zu werden brauche.“ Die Mutter kam mit dem Arzte, welcher die beste Nachricht über Inga brachte; gleich darauf erschienen auch der Oberförster und Roderich. Die Versammelten erlebten nach dem Drucke trüber Tage wieder einen Augenblick, in welchem neue Lebenshoffnungen sie für Kummer und Kengste entschädigten.

Diese Hoffnungen gingen der schönsten Erfüllung entgegen. War man im Winter auch gründlich eingeschneit, so tummelte sich in der Oberförsterei doch fröhliches Leben, denn im Hause lebten zwei junge Bräute, beide in ungetrübter Gesundheit blühend. Während Roderich in der Ferne Beruf und Stellung gefunden und nun für sich und Inga die Stätte bereitete, hatte Paul von seinem Gute aus auch durch den Schnee täglich den Weg nach

der Oberförsterei gefunden und um Weihnachten Herz und Hand Konradinens sowie die Einwilligung der Eltern erworben. Gegen Ostern aber war es, daß auch im Schlosse des Grafen Spach ein Freudenfest gefeiert wurde. Denn dem Hause war ein Erbe geboren, und zwei Brautpaare übernahmen Pathenstellen bei dem Täufling. Auguste hatte dem Wunsche ihres Vaters nachgegeben, für den Winter nicht in die große Welt zurückzukehren, und es war ihr gelungen, sich in das Landleben zu finden. Das Mutterglück milderte ihr ganzes Wesen, sie erschien jünger, lebenswürdiger, vor Allem in sich selbst glücklicher. Für Inga und Rolf, welche sie und der Graf offen als ihre Geschwister anerkannt hatten, sorgten sie in jeder Weise, und Rolf lernte nicht nur sich in seine neue Familie zu fügen, sondern auch darin harmlos vergnügt zu sein. Mit Auguste stand er auf dem besten Fuße, sie wurde nicht müde, ihn durch kleine Neckereien herauszufordern, und sie freute sich, wenn sie durch seine geweckten und geistvollen Entgegnungen ebenso wie durch seine Kunst vor der Gesellschaft Staat mit ihm machen konnte. Auch heute, zumal bei der Taufe des ersten Sohnes, hatte Graf Spach eine große Gesellschaft im Schlosse versammelt.

Nachdem Rolf auch etwas von seiner Kunst zum Besten gegeben, ergriff er nochmals die Geige mit den Worten: „Der Spielmann kennt seine Pflicht, beim lustigen Fest auch die Füße in Bewegung zu setzen. Bald hoff' ich zwei Brautpaaren auf der Hochzeit zu geigen, heut' aber spiel' ich dem Täufling den ersten Reigen auf, und Alle sollen ihn tanzen für ihn, bis einst der alte Musikant auch seine Füße beflügelt!“ Kräftig strich er darauf los und ließ einen Tanzrhythmus von den Saiten klingen, von der Gesellschaft laut begrüßt. Roderich und Inga, ein von Glück strahlendes Paar, flogen voraus, Paul und Konradine folgten, und bald drehte sich Alt und Jung im Kreise. Schon aber hatte ein Anderer am Clavier Platz genommen, um den jungen Künstler abzulösen. Auguste eilte auf Rolf zu, um ihn in die Reihen zu ziehen. „Heut' tanzen wir zum ersten Mal mit einander, Brüderchen!“ sagte sie. „Dein Neffe soll dir's einst gedenken, daß du auf seiner Taufe gespielt! Inzwischen bleiben wir drei, Inga, du und ich, gute, treue Geschwister!“ Es war ein fröhliches Fest, um so fröhlicher für die Jugend, als man sich schon zu neuen Festen rüstete, die, wenn sie nicht so glänzend ausgestattet, doch um so beglückender werden sollten.





Franz von Sickingen.

Zum vierhundertjährigen Gedächtniß.

Von

Karl Grün.

Als Goethe, von Herder ange-
regt, sich altdeutscher That-
kraft in Gothik und Geschichte
zuwandte, pries er das Straß-
burger Münster und verherrlichte den Rit-
ter Götz v. Berlichingen. An dem rechten
Ritter des sechzehnten Jahrhunderts, an
dem typischen Helden mit großen weit-
tragenden Ideen, griff er vorbei und
nahm sich den kerksten Wegelagerer, Hecken-
räuber und Stegreifritter aus dem Jahr-
hundert der Reformation heraus, der
allerdings auch von Haß gegen Fürsten,
Pfaffen und schwäbischen Bund über-
sprudelte, aber nicht tragisch zu enden
wußte; denn als Bauernanführer besiegt
und gefangen, froch er zu Kreuz und ge-
lobte gegen Freilassung eidlich, kein Roß
mehr zu besteigen, keine Nacht außer dem
Hause zuzubringen und seine Markung
nicht mehr zu verlassen.

Wie dürftig ist doch in diesem Goethe-
schen „Götz“ der andere, größere Ritter,
Franz v. Sickingen, behandelt! Er tritt
auf als Tröster einer verlassenen Braut
und spricht im Tone eines wüthenden Sela-
don des achtzehnten Jahrhunderts: „Bei
Mädchen, die durch Liebesunglück gebeizt
sind, wird ein Heirathsvorschlag bald
gar.“ Wie leicht läßt er sich von Götz
bewegen, ihn in der Gefahr zu verlassen
und, freilich um von außen Hülfe zu brin-
gen, mit der jungen Frau abzuziehen!
Dann befreit er seinen, ihm nur vom

Dichter verliehenen Schwager in Heil-
bronn und enthüllt seine eigenen Pläne
wider Trier und Pfalz sowie auf den
Kurfürstenhut. „Du sollst bald der
Schwager eines Kurfürsten sein.“ Daß
der Dichter zu dieser Zeit den alten Kai-
ser Max noch leben läßt und im Futuro
auf Karl hinweist, wäre das Wenigste;
das mag so zur poetischen Lizenz gerechnet
werden.

Aber Goethe hätte nicht Goethe sein
dürfen, wenn er es bei dieser Unterordnung
Franzens belassen sollte. Die Absicht auf
den Kurfürstenhut konnte ja ein aben-
teuernder Einfall in gewaltig aufgeregter
Zeit sein, die so vielfach das Unterste zu
oberst kehrte. Der Dichter aber hebt den
Ritter Franz durch eine großartige In-
tuitio, die er dem Weislingen in den
Mund legt. Als Franz den Götz zu Heil-
bronn herausgehauen hat und die kaiser-
lichen Rätthe ihn freilassen mußten, sagt
Adelheid: „Sie hätten's nicht thun sollen,“
worauf Weislingen: „Sie saßen fest.
Was konnten sie machen? Sickingen drohte
mit Feuer und Schwert, der hochmüthige,
jähzornige Mann. Ich haß' ihn. Sein
Ansehen nimmt zu wie ein Strom, der
nur einmal ein paar Bäche gefressen hat,
die übrigen folgen von selbst.“ Und als
Adelheid den Kaiser einwirft, replicirt
Weislingen, der Kaiser habe gesagt: „Er
ist mein treuer Diener; hat er's nicht auf
meinen Befehl gethan, so that er doch

besser meinen Willen als meine Bevollmächtigten, und ich kann's gut heißen, vor oder nach." Wir werden finden, daß das so ziemlich die Signatur Sickingen's war.

Noch fast ein Jahrhundert nach Goethe, der kein Historiker war, ist die große Charakterfigur Franz v. Sickingen's in einen mythischen Rebel gehüllt geblieben. Die Urtheile der Geschichtschreiber schwankten zwischen dem „Raubritter“ und dem Prätendenten auf die Kaiserkrone hin und her. Der Parteien Haß und Günst hat dabei redlich das Ihrige, um so bequemer, als die Quellen aus entgegengezetem Gestein und vielfach trübe flossen. In manchen wichtigen Punkten murmelten sie nicht das leiseste Wörtchen zur Aufklärung. Großer Fleiß und große Combinationsgabe waren erforderlich, um das Bild des Ritters auch nur annähernd richtig zu entwerfen.*

Wer war Franz v. Sickingen, der berühmte „Franciscus“, wie ihn seine Zeitgenossen meist kurzweg nannten; woher kam er, auf welchen Platz hatte ihn die Natur gestellt?

Wir finden das Geschlecht seit Anfang des fünfzehnten Jahrhunderts in Burg und Dorf Sickingen an der Kraich (Großherzogthum Baden), auf kurpfälzischem Mannslehen; der Name ist indeß viel älter. Die Inhaber waren stets Mehrere ihres Hauses und brachten nach der Methode der Zeit ein Gut um das andere, einen Rechtsanspruch um den anderen an sich. Ging dem Dienstherrn das Geld aus, was gar häufig geschah und seit der Entdeckung Amerika's und der besseren Ausbeutung inländischer Silberminen noch häufiger eintrat, so leisteten sie Bürgschaft und ließen sich dafür etwas verschreiben: eine Burg, ein Monopol, einen Zoll, lauter Dinge, die selten heimfielen. So löste der Großvater unseres Franz die einem Anderen verpfändete Ebernburg am Zusammenfluß der Alsenz und Nahe bei Kreuznach ein. Schwicker oder Schweickhart, der Vater,

war Amtmann in dem kurpfälzischen Kreuznach, Herr der Ebernburg und der umliegenden Dörfer. Er heirathete Margarethe v. Hohenburg und wurde Erbe von Hohenburg und Landstuhl, eigentlich „Ranstein“ bei der Stadt „Ranstuhl“ (unweit von Kaiserslautern), die ihm gleichfalls gehörte.

Schwicker war einer der grimmigsten Fehdeführer seiner Zeit, voll der gewagtesten Anschläge. Sein einziger Sohn und Erbe war unser Franz. Er wurde geboren am 2. (nicht am 1., wie lange fälschlich nachgeschrieben worden) März 1481. Mehrere Schwestern gingen später ins Kloster, eine heirathete Dietrich v. Braunsberg, eine andere Wolf v. Dalberg. Das Horoskop, welches der gläubige Vater selbst dem Sohne stellte, lautete, wie bei Wallenstein, wirksam genug: „Er wird ein treffliches Ansehen bekommen, das Ende aber etwas beschwerlich sein.“ Ob Franz sich jemals dieser Nativität erinnert hat, wie denn Wallenstein direct nach der seinigen gehandelt, wissen wir nicht; ebenso wenig, ob er den Vater 1495 bis 1496 auf seiner Pilgerfahrt zum heiligen Grabe begleitete. Auf dem Reichstage zu Worms 1495 war er mit dem Vater im Gefolge des Kurfürsten von der Pfalz. Ob er damals schon Knappe war, wann er den Ritterschlag empfangen, ist unbekannt. Seine Bildung war die eines Ritterbuben der Zeit, obwohl er später erzählt, von Reuchlin „moralische Unterweisung“ erhalten zu haben. Von Gestalt war er nicht besonders groß, aber festen Baues und durch ritterliche Uebung gestählt. Ausbrausendes Wesen war ihm früh eigen. Noch im Jünglingsalter vermählte er sich mit Hedwig v. Flersheim zu glücklichem, wenn auch bereits 1515 durch den Tod der Gattin gelöstem Bunde. Die leider nicht lückenfreie, auch schlecht edirte „Flersheimer Chronik“ stammt von einem seiner nächsten Verwandten.

Zu den unhaltbaren Mythen, die sich um Haupt und Leben des jungen Ritters gewunden haben, gehört auch der gewaltsame Tod seines Vaters Schwicker, welcher dem späteren Reichsstürmer einen Hannibalseid auf die Seele gebunden hätte. Schwicker stand im pfälzisch-bayerischen oder Landshuter Erbfolgekriege

* Das bedeutendste und gründlichste Buch scheint uns zu sein: „Franz von Sickingen. Nach meistens ungedruckten Quellen“ von Dr. H. Ullmann, Professor der Geschichte zu Dorpat. Leipzig, S. Hirzel, 1872. In den Thatfachen ist Ullmann zuverlässig, wenn wir auch dem Realismus seiner Schule nicht immer beizustimmen vermögen.

1504 auf Seiten des Prätendenten Ruprecht von der Pfalz, der sammt seinem Vater Philipp vom Kaiser Max in die Acht erklärt wurde. Schwicker residirte in Landshut selbst; er soll dann, der Sage nach, gefangen genommen und auf kaiserlichen Befehl auf Burg Koppenstein enthauptet worden sein. Das stellt sich nun als unrichtig heraus; Schwicker starb im Jahre 1505 eines ruhigen Todes.

Franz war jetzt selbständiger Erbe und Herr auf der Ebernburg, auf Landstuhl und Hohenburg im Wasgau. Wie sah es damals und bald nachher im deutschen Reiche aus? Das thut uns noth zu wissen, um auch nur die Anfänge und Vorübungen des Ritters zu begreifen. Denn mit dem vom Vater ererbten Kaufritterthum, mit der bloßen Fehdelust würden wir gar bald nicht ausreichen. Der Vater mag damit erklärt sein, nicht so der Sohn.

Kaiser Max hatte 1495 den ewigen Landfrieden aufgerichtet und das Reichskammergericht eingesetzt. Beide sollten sie dem unseligen Fehdeweisen, dem Raubritterthum, der ärgerlichen Selbsthülfe und der so schmähhchen Wegelagerei ein Ziel setzen. Recht sollten die Fürsten und Herren fortan am Reichskammergericht, zunächst in Worms, nehmen. Die Absicht war gut, aber die Institutionen entsprachen nicht den verfassungsmäßigen Zuständen des Reiches. Diese Zustände waren keineswegs geordnet oder doch zum Nachtheile des ganzen kleinen Herrenstandes, des reichsummittelbaren Adels, von den Bauern gar nicht zu reden, durch fortwährende Uebergriffe seitens der Kurfürsten und Fürsten zu einer Oligarchie ausgebildet worden, welche anderthalb Jahrhunderte später der westfälische Frieden sanctionirte. Im sechzehnten Jahrhundert, wo noch Alles im Werden war, gährte und kochte es bei allen Verletzten und Hintangesetzten. Es ist sehr leicht und eben deshalb so beliebt, ex post das Gras der Geschichte wachsen zu hören und den später Berurtheilten den Proceß selbst zum Vorwurf zu machen. Die Grafen, Herren und Ritter waren vom Reichstage ausgeschlossen, wo sie wenigstens Curia-stimmen nach Kreisen hätten haben sollen. Sie weigerten sich, den gemeinen Pfennig zu zahlen. Die Reichsummittelbaren sollten vor den fürstlichen Landesgerichten

ihr Recht holen, wo sie dann auf Kläger oder Beklagten und Richter in einer Person stießen. Das Reichskammergericht bot weder Ersatz noch Abhülfe; es kam bald ins Verschleppen und zum Anhäufen von Actenbergen. Die fürstliche Macht wuchs zusehends; ihre Executivorgane waren das Beamtenthum und der Landsknecht; der Hofadel begann im ersteren unterzugehen oder das letztere zu werden. Der unabhängige Reichsadel, in fürstlichen Lehensdienst verstrickt, suchte verzweifelt nach einer festen Position. Auch ökonomisch ging es ihm nicht zum besten seit dem Aufschwunge der Städte, die sich die unerträglichsten Monopole anzueignen wußten und den Namen „Pfefferjäck“ gar wohl verdienten. Wenn sich an das Schiff des Kaufmanns „das Gute“ anhängt, so führte dasselbe Schiff am Bugspriet den Enterhafen und kaperte unbarmherzig, was ihm in den Weg lief. Der Luxus der Städte hatte schon seit dem fünfzehnten Jahrhundert den Adel angesteckt; da aber seine Erwerbsmittel mit denen der Patricier nicht in Vergleich kamen, so hieß es wörtlich: „Woher nehmen und nicht stehlen?“

Das Ritterthum sah sich demnach auf zwei Dinge angewiesen: auf Selbsthülfe und auf Vereinigung zu Bünden, womöglich zu einem großen Bunde. War doch auch der städtische Hanfabund eine Vereinigung auf eigene Faust; war doch der schwäbische Bund ein wesentlich im Interesse der Fürsten geschlossener Pact, in welchen man den reichsfreien Adel förmlich hineinzwingen mußte. Bei der geringen Macht der einzelnen kleinen Herren war das Streben nach Verbindung unabweisbar und dem kühnsten unter ihnen zunächst die Aufgabe gestellt, sich zu Macht, Geltung und Ansehen zu bringen. In der Politik ist es lächerlich, von Egoismus, Verfolgung persönlicher Interessen u. dgl. zu reden. Ohne Ambition geht da nichts ab, nur muß sich das Selbst zum größeren Selbst erweitern, repräsentativ werden.

Franz v. Sickingen fühlte zunächst diese Mission an seine Rippen pochen: etwas aus sich zu machen in dem allgemeinen Aufstreben der Zeit, auf dem gewohnten Wege sich zur Geltung zu bringen und im Bunde mit Gleichgestellten Stärke zu empfangen und zu geben.

Von seinen Thaten im Landeshuter

Kriege wissen wir nichts, obwohl er unter den 600 pfälzischen Reifigen war, welche Ruprecht von der Pfalz zu Hülfe zogen. Aber die kleine Campagne ist auch für ihn deshalb wichtig geworden, weil die hessischen und württembergischen Truppen in der Pfalz einfielen, dort sengten und brannten und auch seines Vaters Güter nicht schonten. Das ist der Ursprung seines Zorns auf Hessen.

Sobald Franz das Erbe des Vaters angetreten hatte, befestigte er planmäßig seine Burgen, namentlich die Ebernburg; Landstuhl ist erst später an die Reihe gekommen, denn bei der Belagerung von 1523 waren die Hauptmauern noch neu. Dann trat er in den Burgfrieden oder die engere Genossenschaft mit Drachensfels und Büttelburg im Elsaß, mit Dhann und Steinfallenfels. Jeder solcher Gauerben fand bei den Verbündeten sichere Zuflucht für sich wie für seine Beute; man nannte das eine „Deffnung“. Franz war Amtmann zu Kreuznach wie sein Vater, trat in kurmainzische Lehenspflicht und betrieb als guter Wirthschafter eifrig den Bergbau. Georg Sabellicus, „der jüngere Faust“, war eine Weile Schulmeister bei ihm; da er jedoch in der Alchemie nichts leistete und sich scandalös auführte, wurde er schmähslich von damen gejagt. Franz war herkömmlich religiös und stiftete 1510 eine Nonnenklause zu Trumbach, als Gnaden- und Wallfahrtsort. Ehe jedoch die päpstliche Bestätigung kam, brachte ihn Hutten davon ab.

Darauf ging es an den Einfluß nach außen, an die Geltendmachung bei Kaiser und Reich. 1512 führte er kleine Fehden mit dem Grafen Reinhard v. Zweibrücken und mit Hessen, bei denen es nicht gar säuberlich zuging. 1514 war er schon kurpfälzischer Gesandter in Württemberg, wo er den Tübinger Vertrag zwischen Herzog Ulrich und dessen Ständen aufrichten half. Der Kurfürst von der Pfalz, dessen Hause er im Landshuter Kriege gedient, begünstigte ihn. Aber auch viel Höhere richteten bereits ihr Augenmerk auf den Ritter, der Adel und Landsknechte zusammenzubringen verstand und mit grobem Geschüs, mit Karthausen und Nothschlangen operirte, dessen „Nachtigall“ mörderisch sang, dessen „Hahn“ verderblich krächte.

Seit 1515 kam er aus Fehden und Kriegen nicht wieder heraus; eine Affaire entwickelte sich zur anderen, eine fuhr zwischen die andere. Zunächst galt es der Stadt Worms. Die Wormser hatten im pfalz-bayerischen Kriege auf der Gegenseite gestanden. Das war schon ein Span. Als sie ihren Bischof klein gemacht, gab es heftige Streitigkeiten zwischen Rath und Gemeinde. Der Rath wurde gewaltsam entsetzt; der Kaiser setzte ihn wieder ein. 1514 entstand ein Aufruhr, der unterdrückt wurde; die gefangenen Rebellen kamen in den Thurm, sechs wurden hingerichtet, drei verstümmelt und gepeitscht. Die Güter der Entflohenen wurden confiscirt, der Kaiser that sie in Acht und Aberacht. Unter den Entflohenen befand sich der bischöfliche Notar Balthasar Schlör, fortan der Secretär und treueste Berather Franzens. Schlör trat, nach dem Zeitgebrauch, dem Ritter seine Forderungen an Worms ab; dieser machte die Sache zu der seinigen und drohte. Das Kammergericht forderte ihn vor und verlangte Friedensbürgschaft. Zur Antwort fing Franz eine Anzahl Wormser Herren auf dem Rheinschiffe zwischen Gernsheim und Oppenheim auf landgräflich hessischem Gebiet ab und schleppte sie sammt der reichen Beute auf die Ebernburg. Am 16. April sprach der Kaiser die Acht und Aberacht über Franz aus und wiederholte das Mandat am 15. Mai. Wie wenig die erschreckliche Formel bedeutete, werden wir bald sehen.

Da erdröhnte Franzens Werbetrommel: gute Löhnung und freie Plünderung! Bald waren 6000 Landsknechte und 1100 Reifige versammelt. Wie es die Geschichte will, spielt nicht Sickingen, sondern Götz v. Berlichingen die zweite Rolle. Götz diente dem Franz mit siebzig Reitern auf eigene Kosten. Am 23. Juni stand Franz vor Worms und begehrte vergeblich Einlaß. Drei Tage lang wurde mit steinernen Kugeln bombardirt, zweimal gestürmt. Vergeblich ließ Franz die edlen Weinberge um die Stadt ausrotten, vergeblich verhinderte er das Abhalten der kaufmännischen Messe.

Die Wormser Angelegenheit schwebte noch für geraume Zeit, als die lothringische Fehde sich entspann. Der arme projectenreiche Kaiser Max war mit seinen

Schweizern gegen das französische Mailand schlecht angekommen; es galt ihm daher, Lothringen anfallen zu lassen und dadurch den Herzog Anton, den Verbündeten Frankreichs, aus Italien zu entfernen. Die zu dieser Diversion nöthigen 10000 Mann sollte England bezahlen. Ein Herr v. Geroldseck kündigte dem Herzog Anton Fehde an, der sich mit Unterstützung Frankreichs und des Bischofs von

waren auch nach der Niederwerfung Karl's des Kühnen allerhand Pläne lebendig. Zu den Planmachern gehörte auch Robert von der Mark, Herzog von Bouillon, genannt „der Eber der Ardennen“. Sickingen war mit ihm befreundet, und durch ihn wurde Franz I. von Frankreich aufmerksam auf unseren Ritter. Er lud ihn im Herbst 1516 nach Amboise ins Hoflager, verlieh ihm eine Pension und



Franciscus von Sickingen.

Max zur Wehre setzte. Mit kaiserlicher Zustimmung warb Sickingen, der geächtete, für Geroldseck. Franz eroberte die Feste Schaumburg in Lothringen und verwüstete das Land. Weitere Kriegsthaten erfolgten nicht; aber Herzog Anton hatte Respect bekommen, erstattete dem kühnen Ritter die Kriegskosten und nahm ihn in Lehenspflicht. Der deutsche Adel aber jubelte: Franz sei des Reiches würdig! So stand es um das Ansehen des armen Max!

Auf dem burgundischen Zwischengebiet

nahm ihn in Pflicht. Für Sickingen handelte es sich auch in diesem Falle um immer weitergreifenden Einfluß, um Ansehen und Geltung.

Sickingen's Reiter umschwärmten noch immer Worms, verlegten die Wege, raubten und plünderten, was ihnen vorkam. Da gedachte Max ihn mit Krieg zu überziehen, seinen Geächteten und Partisan! Mittellos, wie er ohnehin war, stand der Kaiser überdies zwischen zwei Feuern, zwischen der Wormser Fehde und dem Handel mit Ulrich von Württemberg.

Der Mainzer Reichstag nahm Anstand, sich gegen Sickingen zu entschließen; der schwäbische Bund dagegen verlangte Satisfaction für Sickingen's Gewaltthat auf landgräflich hessischem Gebiete, wofür er den Pfalzgrafen in Anspruch nehmen wollte. So kam es zu keiner Entscheidung, nicht einmal zu Geld in des Kaisers stets leere Kasse. Und doch war die Unsicherheit so groß, daß der Kaiser selbst sich nicht einmal über den Rhein zu fahren getraute!

Drei Kurfürsten mußten zu Mainz mit Sickingen, der unter freiem Geleit ankam, verhandeln. Waffenstillstand zu schließen, weigerte er sich, da er seiner Reissigen nicht Herr sei, die auf Beute dienten. Max ging über Alles weg und enthob am 17. Juli 1517 Franz v. Sickingen der Acht. Der Wormser Handel blieb auf vierzehntägige Kündigung der Waffenruhe in der Schwebe und wurde erst später ausgeglichen. Max bedurfte des Ritters gegen den störrischen Ulrich von Württemberg. Er berief ihn 1518 ins Hoflager nach Innsbruck und versöhnte sich feierlich mit ihm. Dann nahm er ihn gegen 300 Gulden Pension und 2000 Gulden Jahrgeld für eine Reiterschar nebst 300 Ducaten für Zehrung in Dienst. Franz war, wohin alle Ritter strebten, beim Kaiser, gegen einen widerspänstigen Fürsten.

Mit Frankreich mußte jetzt gebrochen werden, denn Franz I. protegirte den Herzog von Württemberg. Die Gelegenheit war leicht gefunden. Mailänder Kaufleute, die unter französischem Schutz reisten, wurden von Sickingen aufgebracht. Franz I. kündigte Pension und Dienstverhältniß. Er hat Sickingen's Gunst nicht wieder erkaufen können.

In aller Geschwindigkeit erledigte unser Ritter noch zwei Privatfehden. Zuerst ging es gegen Meß. Auf den Kopf eines vertriebenen Bürgers Pierre Soufroy war ein Preis gesetzt. Franz befand sich auf dem Schlosse des Ritters Philipp Schluchterer v. Erffenstein, als dort der Mord verübt wurde. Die Forderung Soufroy's an die Stadt Meß war dem letztgenannten übertragen worden. Franz trat für ihn ein und rückte vor Meß. Es kam nicht zum Kampfe, die Meßer zahlten am 7. September 25000 Gulden. Aber die Mannschaft war beisammen, an Verwendung kein Mangel. Diesmal griff

Sickingen höher hinauf, es galt dem Landgrafen Philipp von Hessen. Im landgräflichen Regimente hatte Unordnung geherrscht, Philipp zählte erst vierzehn Jahre. Der Zorn auf Hessen rührte vom Landshuter Kriege her; einen nächsten Vorwand bot die Vergewaltigung des Adelsbündischen Konrad v. Hattstein. Schon am 8. September erfolgte der Fehdebrief. Mit 8000 Mann zu Fuß und 500 Reitern zog Franz gegen den Rhein. Die hessischen Truppen flohen mit Hinterlassung alles Gepäcks. Franz rückte am 16. von Gernsheim vor Darmstadt. Die belagerten Ritter schlugen sich nicht. Die Beschießung begann. Zum anderen Male meldet sich Götz v. Berlichingen vom Odenwald her. Der junge Philipp willigt von Gießen aus in Alles; am 23. September wird der Frieden geschlossen. Sickingen erhält 35000 Gulden, die ihm zu Mainz in lauter Hellern ausbezahlt wurden; Hattstein 1000 Gulden Entschädigung. Gleich einer Großmacht zog Sickingen allerhand Rechtsbündel in den Friedensschluß und behielt sich ausdrücklich das Recht zur neuen Fehde vor, falls die subsidiären Bedingungen nicht erfüllt würden. Auf dem Reichstage zu Augsburg zog der Kurfürst Richard von Trier die Stirn in ernste Falten und warnte nachdrücklich vor dem Ritter, der ihnen Allen Gefahr drohe.

Da Franz einmal im Zuge war, so rückte er mit Heeresmacht vor Frankfurt a. M., wo ihm einige Waaren confiscirt worden sein sollten. Der Rath zahlte 4000 Gulden Entschädigung, und die Sache war abgethan. Sein Ruf wuchs ins Ungeheure, seine Hülfe rief man von weither an: gegen Erfurt, ja gegen Danzig und Elbing!

Da starb der Kaiser Max am 12. Januar 1519 zu Wels an der Donau, und Franz v. Sickingen war der deutsche Warbeck, der Königsmacher, geworden. Drei Bewerber um die Kaiserkrone standen auf dem Plan: Heinrich VIII. von England, Franz I. von Frankreich und Karl von Gent, König von Spanien. Der erste war zu vorsichtig und zurückhaltend, ernst war nur der Wettstreit zwischen Franz und Karl. Franz war im Vortheil mit seinen drei Millionen Goldkronen, die er an die Sache setzte; Karl

war genöthigt, sich auf die Fugger und die Welfer zu verlassen. Der Admiral Bonnivet, der französische Unterhändler, warf die goldene Angel aus, an welcher der Kurfürst von Brandenburg, der von Trier und der Landgraf von Hessen zapfelten; er war auch bei Sickingen, dem er 80000 Gulden bar und eine Rente von 8000 Kronen angeboten haben soll. Was immer das Angebot gewesen sei, Franz blieb bei Magens Enkel und nahm von Karl eine Pension von 3000 Livres nebst dem Commando über eine Anzahl gens d'armes, gegen „Unterstützung in allen seinen vernünftigen Angelegenheiten“. Das hat Karl von Gent zu Karl V. gemacht.

Unterdessen bemächtigte sich Ulrich von Württemberg plötzlich der freien Reichsstadt Reutlingen. Das kam der habsburgischen Partei wie gerufen und unserem Sickingen nicht minder. Oesterreich konnte zeigen, daß es deutsches Land gegen Frankreichs Intriguen zu schützen wisse, und Sickingen durfte unter des Reiches Panier sein Muthchen an dem zweiten deutschen Fürsten kühlen. Sickingen versprach mit 1000 Reitern zu kommen, und Ulrich v. Hutten war einer dieser tausend. Hutten hatte einen schon älteren Groll an dem Württemberger auszulassen, der ihm am 7. Mai 1515 seinen Better Hans gemordet. Die beiden Ritter sahen sich jetzt nicht gerade zum ersten Male; aber ihre innige Freundschaft, ihr weitschauendes Zusammenwirken rührt von diesem Feldzug her.

Vor Stuttgart, welches beschossen werden sollte, erwirkte Sickingen die Schonung des Reuchlin'schen Hauses. Diese Freundlichkeit erwies sich als unnöthig; aber nach dem Einritt besuchten die Freunde alsofort den gelehrten Doctor, den Vater des deutschen Humanismus, auf den sich Sickingen noch ganz wohl besann. Ein eigentlicher Krieg erfolgte nicht, da die Schweizer Cantone ihre Reisläufer abriefen; auch Reutlingen ergab sich. Aber gehaust wurde im Lande nicht gar bauernfreundlich. Die Stadt Neuenburg im Schwarzwalde nahm sich Sickingen als Pfand für die Kriegskosten. Götz v. Berlichingen stand als württembergischer Amtmann auf der Gegenseite. Sickingen und Frundsberg mußten sich später für ihn verwenden.

Das Heer wurde angesichts der bevorstehenden Kaiserwahl zur Unzeit entlassen, besonders da der Kurfürst von Brandenburg Frankreich zur Aufstellung einer Armee animirte und selbst 15000 Landsknechte nebst 4000 Pferden anbot, auch Philipp von Hessen für Frankreich rüstete. Da beauftragte Karl von Gent Franz v. Sickingen und Georg Frundsberg, 12000 Mann zu Fuß und 2000 Reiter anzuwerben. Die beiden Feldhauptleute thaten ihre Schuldigkeit. Auch diesmal stand Götz auf der anderen Seite.

Sickingen lag mit der Reiterei zu Höchst a. M., Frundsberg mit dem Fußvolk zu Mainz, als man sich zu Frankfurt zur Wahl anschickte. Städte und Adel am ganzen Rhein wetteiferten an patriotischer Gesinnung; es wehte eine entschiedene deutsche Luft wider den Franzmann. Unterstützt durch die Fugger'schen „Verehrungen“, vom Kurfürsten angefangen und hinab bis zu den Edelknaben, Secretären, Kammerdienern, Sänsteträgern und Postreitern, und getragen von der sanften pressure from without, wurde Karl V. am 28. Juni 1519 einstimmig zum Kaiser gewählt.

Sickingen erhielt am 23. October seine Bestallung als „Königlicher Rath, Kämmerling und Hauptmann“, mit 4000 Gulden Gehalt, 15 Gulden für zwanzig Kürassiere à vier Pferde und 7½ Gulden für jeden „Einspanner“. Weder Pfalz noch Mainz waren wegen ihres Lebensrechtes in der Bestallung erwähnt. Franz war jetzt ganz kaiserlich; wäre nur der Kaiser für die deutschen Lebensinteressen etwas werth gewesen!

Zur Krönung in Aachen, 20. October 1520, wurde Sickingen zum Kaiser beschieden; er kam mit einem Briefe Hutten's. Er verpflichtete sich Karl V. in der delicatesten Weise durch ein Darlehen von 20000 Gulden „für Württemberg“. Warbeck als Gläubiger des von ihm gemachten Königs! Wahrscheinlich war von der Statthaltertschaft in dem eroberten Herzogthum Württemberg die Rede.

Einen weiteren Liebesdienst erwies der mächtige Ritter im selben Jahre dem würdigen Reuchlin. Dieser lag in einem langjährigen Streit mit dem Dominicaner-Prior und Inquisitor Jakob Hogstraten zu Köln, einem Hauptunkelmann. Hog-

straten hatte den Gelehrten vor das Kezengericht zu Mainz geladen, fühlte sich aber in der entzündlichen Stadt selbst nicht sicher. Er zog die Sache nach Speier, wo Reuchlin freigesprochen wurde. Der Papst schob die Sache hinaus, es handelte sich aber um Erstattung der Gerichtskosten. Da mißte sich Sickingen ein mit einer Schrift: „Ervoderung und Verkündung an und wider Provincial prioren und Conventen prediger ordens teutscher Nation und sunderlichen Bruder Jacoben von der Hochstrater von wegen und namen des hochgeleerten und weitberühmbten hern Johann Reuchlins beider Rechten doctor.“ Hogstraten erschien auf Landstuhl und mußte eine scharfe Predigt hören. Im Mai 1520 wurde die Sache ausgetragen. Hogstraten wurde von seinen Mönchen abgesetzt. Als der Papst sich gegen Reuchlin entschied, intervenirten mächtige Persönlichkeiten, und Sickingen stand als Schützer der freien Wissenschaft glorreich da.

Franz stand auf der Höhe seiner Macht, am nächsten Ziele seines Ehrgeizes. Klar blickte sein großes Auge unter gewölbter Stirn in die Welt; nachhaltige Entschlossenheit lag auf seinen Lippen; kräftig und gedrungen war die Statur.

* * *

Wir sind bei dem großen Wendepunkte in der Geschichte Deutschlands angelangt: bei der Reformation Martin Luther's. Dieses Weltereigniß übte auch auf Sickingen den mächtigsten Einfluß; es verlieh ihm, was bei seinen bisherigen Vorübungen noch gefehlt hatte, eine geistige Richtung, ein Pathos.

Dabei wird es unumgänglich, des sprühenden Feuergeistes kurz zu gedenken, der auf Sickingen so bedeutsam maßgebend eingewirkt, der auf diesen die höchsten und stolzesten Hoffnungen setzte: Ulrich v. Hutten's. Hutten war ohne jegliche Macht, aber von hoher Bildung und zum Regenerator deutscher Nation wie geboren. Sickingen besaß Macht, großen Einfluß, Lernbegierde und Lernfähigkeit und — einen starken Arm. Hutten war der Lehrer, Sickingen der gelehrige Schüler. Der Drang zur That glühte in Beiden, in Hutten noch enthusiastischer

als in Sickingen; jener rechnete nur mit seinen Idealen, dieser nothwendig auch mit den Verhältnissen.

Ulrich Hutten war ein Reformator der Kirche vor Luther. Nach seiner ersten Romfahrt von 1511 schrieb er heftig gegen den Papst, den kriegerischen Julius II., zugleich auch gegen französische Sitten und Listen. 1515 erschienen die vier klassischen Briefe gegen Ulrich von Württemberg, den Mörder seines Veters. 1517, im Jahre der Theesen, veröffentlichte Hutten die Schrift des Laurentius Valla über die constantinische Schenkung in deutscher Sprache: die Päpste standen da als Lügner und Räuber. Ueber Rom sagte er, es sei der Ort,

„Wo mit dem Heiligen man selber den Gott auch verkauft.
Wann doch kommt es dahin, daß Deutschlands Augen sich öffnen?“

Am zweiten Theile der „Briefe der Dunkelmänner“ hat Hutten den größten Antheil. In dem „Triumph Reuchlin's“ rief er aus: „Es erstarken die Künste, es kräftigen sich die Wissenschaften, es blühen die Geister. Selbst der Papst schämt sich eurer Dummheit. Wollt ihr's noch einmal wagen? Thut es nicht! Deutschland hat jezt Augen.“

Auf Deutschland kam der Reformator und Humanist stets zurück. Des Vaterlandes Errettung von geistlichen und weltlichen Tyrannen, des Vaterlandes Größe und Freiheit: das war das Pathos des Ritters von dem heiligen Geist. Sickingen erschien ihm als der providentielle Mann, der seine Ideen theilen und ausführen konnte. Gegen Glück und Unglück gleich gewappnet, hochgesinnt, ein unbezwinglicher Geist, so charakterisirte er den Freund. Deutschland habe einen solchen Mann lange nicht besessen. Er sprach die Hoffnung aus, „daß durch diesen Mann der Nation großer Ruhm erwachsen werde.“ Er besitze alle großen Eigenschaften der Alten: „Klugheit, Beredsamkeit, Thatkraft und Regsamkeit, wie sie einer leitenden Persönlichkeit erforderlich sind.“

Die Anfänge Luther's: den Anschlag der Theesen, die Disputation mit Eck, sah der feurige Hutten noch als „Mönchsgezänke“ an und meinte, die Gegner sollten sich unter einander auffressen. Als

aber die Bannbulle gegen Luther herandröhte, da hatte Hutten seinen Mann gefunden und schrieb nach Wittenberg: „Du, sei fest und stark und wanke nicht! Verfechten wir die gemeine Freiheit, befreien wir das unterdrückte Vaterland!“ Die Bannbulle erschien am 15. Juni 1520, und Luther wandte sich „an den christlichen Adel deutscher Nation“. Dann verbrannte er die Bulle vor dem Thore zu Wittenberg.

Die beiden Strömungen, die politische und religiöse, schienen sich zu verbinden und den Wirbel zu erzeugen. Hutten hatte schon seit 1518 den Plan gefaßt, die Territorialherren zu bekämpfen, den Kaiser zu erhöhen, eine Landeskirche zu gründen und das römische Recht abzuschaffen. Viel zu viel auf einmal, die Strömungen sollten bald weit aus einander gehen.

Seit dem Herbst 1520 fühlte sich Hutten nur noch sicher auf der Ebernburg, da der Papst seine Auslieferung nach Rom verlangte. Auch Luthern wurde dieses Asyl von Sickingen angeboten; eine gleiche Einladung an den Reformator erfolgte von Sylvester v. Schaumburg. In der „Herberge der Gerechtigkeit“ trozten gar manche Männer dem Zorn des Papstes und seiner Schergen: Martin Bucer, der Ordminicaner, Johann Schwebel aus Pforzheim, der theologische Beirath Sickingen's, Aquila, sein Feldprediger, Decolampadius, sein Burgcaplan. Messe, Evangelium und Epistel wurden deutsch vorgelesen: der erste evangelische Gottesdienst auf deutscher Erde! Und Bucer pries das protestantische Pathos des Burgherrn im Psalmenton: Sickingen habe mehr Muth als alle Fürsten zusammengenommen; er halte es für das Höchste, um Christi willen in den Tod zu gehen. Derweilen errichtete Hutten auf derselben Ebernburg eine Druckerei, eine Stückgießerei und eine Pulverfabrik. Cromwell theilte sich da in zwei Theile: während der eine betete, hielt der andere sein Pulver trocken.

Franz v. Sickingen zählte dreiundvierzig Jahre, als die Würfel auf dem Reichstage zu Worms fielen. Vermuthlich dem jungen Kaiser zu Gefallen wollte er auf der Ebernburg ein Religionsgespräch zwischen Luther und dem kaiserlichen Beichtvater Clapio veranstalten. Clapio

war ein feiner gelehrter Franciscaner, der, wie die Besseren seines Ordens, vor Allem der Schwabe Eberlin v. Günzburg, dem deutschen Augustiner Verständniß entgegenbrachte und mit dem Luther sich vielleicht verständigt hätte, wären keine kirchlichen Macht- und Geldfragen auf der Welt gewesen. Luther schlug die Zusammenkunft ab: Clapio könne ihn in Worms sprechen.

Hutten sah von der Ebernburg aus die Dinge anders an. Er hielt eine Verständigung für unmöglich; er fürchtete das Aergste für Luther und rieth zum Neufesten. Als der Kaiser das Verbot von Luther's Schriften anschlagen ließ, erschienen Drohplacate an den Mauern von Worms: der Reichstag solle sich in Acht nehmen, 400 Edelleute und 8000 Bauern seien bereit. Ja, man las das entzehende Wort: „Bundschuh.“ Hinter den Placaten steckte sicher Hutten; Sickingen's Reiter standen nur für den Fall bereit, daß man Luther das Geleit nicht hielt.

Hutten hatte es auf den päpstlichen Legaten Alexander abgesehen, in dem er des jungen Kaisers bösen Dämon erblickte. Er wollte ihn mit Gewalt aufheben lassen. Sickingen widersprach, und gewiß mit Recht. Eine Rechtsverletzung an einer einzelnen Person verüben, ehe ein Rechtsbruch auf der anderen Seite vorlag, wäre zum mindesten eine verderbliche Herausforderung gewesen. Der schlaue Alexander spürte allerdings recht gut, was in der Luft schwirrte und was die Ebernburg bedeutete. In einem seiner Berichte heißt es: „In der That ist Sickingen jetzt allein in Deutschland König, denn er hat Gefolge, wann und wie viel er will. Andere Fürsten sind unthätig, die Prälaten zittern und lassen sich verschlingen wie die Ranninchen.“ Ein andermal heißt es: „Und in Wahrheit ist Sickingen beim jetzigen Stand der Dinge der Schrecken Deutschlands, vor dem alle Anderen erstarren.“

Sickingen, ebenso besonnen wie entschlossen, war offenbar der Ansicht, man müsse den Reichstag erst schlüssig werden lassen, um eintretenden Falls ein plausibles und weiterschallendes Motiv zum Vorschlagen zu haben. Als Luthern das freie Geleit gehalten und erst nachträglich, wenn auch in höchst incorrecter Weise, die Acht über ihn ausgesprochen wurde, hielt

Sickingen an sich. Was Acht und Aberacht bedeuteten, wußte er aus eigener Erfahrung. Hauptsächlich aber gab er den jungen Kaiser nicht auf; er stand ja in dessen Diensten, baute sicherlich auf sein persönliches Verhältniß zu ihm und hoffte wohl, einen Alexander noch auszustechen und die kaiserliche Macht trotz der bedrohlichen Wahlcapitulation über die Fürstenthümer zu erhöhen. Ohne die Herstellung der vollen Kaisermacht sah ja die ganze Bewegungspartei, bis zu den Bauern hinab, kein Heil. In diesem Gedanken ließ Sickingen sein religiöses Pathos für den Augenblick ruhen, ohne das Geringste davon aufzugeben.

Am Horizonte der auswärtigen Politik stand der unausbleibliche Kampf zwischen Deutschland und Frankreich, der nach der Kaiserwahl den Titel führte: *Balois contra Habsburg*. Da man noch mit einem Fuße im Mittelalter stand und selbst die gravitatischen Mächte der Monarchen das alte ritterliche Gebahren noch an sich trugen, so sädelte man die großen Kriege durch Privatfehden ein, maskierte wohl gar den Conflict der Großmächte durch einen junkerlichen Fehdebrief. Franz I. hezte also den unruhigen, hin und her schwankenden Robert von der Mark in Sedan gegen des Kaisers niederländische Besitzungen. Wider ihn zog Graf Heinrich von Nassau. Zugleich fielen Franzosen in Navarra ein und nahmen Pampeluna. Seine eigentliche Truppenmacht aber stellte Franz, als ginge ihn der Strauß des Herzogs von Bouillon noch gar nichts an, vorläufig in Bereitschaft. Da entbot Kaiser Karl seinen Kämmerling und Hauptmann Franz v. Sickingen, der sich in Wildbad das Podagra wegbadete, auf Ende Juli 1521 mit 2000 Reifigen und 15 000 Landsknechten nach Driedenhofen. Anfang August war Sickingen zur Stelle. Zunächst kam es nicht zum Kriege, weder mit Robert noch mit Franz; Sickingen vermittelte vielmehr zwischen seinem alten und seinem neuen Freunde, zwischen Robert und Karl.

Es war nur eine kleine Pause; der wirkliche Krieg zwischen Karl und Franz brach kurz nachher aus, und schon am 29. August standen Sickingen und Nassau vor Mouzon an der Maas. Die Stadt wurde genommen. Jetzt gab es sofort

Zwiefpalt im Obercommando. Nassau wollte vor Mezières rücken und diese durch den gewundenen Fluß geschützte Festung belagern. Sickingen war, trotz seiner guten Geschütze, seit Worms nicht für lange Belagerungen. Der Widerspruch zwischen Harnisch und Karthaune, der die ganze Zeit kennzeichnet, war durch die fünf Kugeln in seinem Wappen nicht getilgt. Der Ritter, darin einverstanden mit der napoleonischen Strategie, drang darauf, sofort ins Herz des feindlichen Landes einzubrechen. Dort gab es auch das zu holen, was er nicht mehr und der Kaiser niemals hatte — Geld. Nassau setzte jedoch seinen Willen durch, und Mezières wurde belagert. In Mezières befehligte kein Anderer als der kühne Bayard, der „Ritter sonder Furcht und Tadel“. So standen sie sich denn einander gegenüber, die beiden typischen Rittergestalten Deutschlands und Frankreichs, beide berühmt, beide unsterblich und doch wie grundverschieden! Bayard, der dienende Ritter, durchaus königlich, während sein König selbst den ersten Ritter seines Landes spielte. Franciscus, der Ritter deutschen Schlags vom Scheitel bis zur Sohle, der einem diplomatischen Kaiser zu Hülfe gezogen. Bayard, ganz aufgehend in die nationale Einheit Frankreichs; Franciscus, mit Sonderideen erfüllt, nach einer besseren Form für Deutschland trachtend. Bayard, ungebildet, ganz Krieger und Held, unverwundlich tapfer; Franciscus, der Freund Hutten's, Reuchlin's und Luther's, einer Idee gehorchend und für sie sein Leben einsetzend. Bayard, ruhmredig, rhetorisch, ausfahrend; Franciscus, bescheiden, einfach, selten heftig.

Die Belagerung nahm schlechten Fortgang, ein Entsatzheer rückte heran, Sickingen zog sich auf das rechte Maasufer zurück und zerfiel gänzlich mit Nassau. Auch Mouzon ging wieder verloren. Sickingen that nicht mehr mit. Den Klatsch der Verleumdung mochte er ruhig hinnehmen, aber er konnte sein Kriegsvolk nicht bezahlen und hatte schwere Verluste an Geschütz erlitten. Endlich erkannte ihm der Kaiser persönlich 76 000 Goldgulden und 150 Centner Kupfer zu; die 20 000 Gulden von früher standen auch noch aus. Die Zahlung wurde immer weiter hinausgeschoben; später hat sich Margarethe von

Parma für 30 000 Gulden verbürgt; das Kupfer hat Sickingen nie bekommen; seine Pulvervorräthe waren stark verbraucht. Der entscheidende Feldzug gegen Trier war schon an der Maas verloren. Die ganze Speculation auf den Kaiser ging in die Brüche.

Das Ritterthum hatte, ganz abgesehen von der über Luther verhängten Acht und dem daraus hervorgehenden großen Einfluß der Curie, gar keine Ursache, mit den Ergebnissen des Wormser Reichstags zufrieden zu sein. Es war dort ein neuer Landfrieden aufgerichtet worden, der den Fürsten die Selbsthülfe wider Friedensbrecher gestattete, noch ehe diese citirt und in die Acht erklärt worden. Das hieß die Ritter einzeln den Territorialherren preisgeben; denn so arg auch das Wegelagern hin und wieder getrieben werden mochte, fortan konnte Alles, jeder Streit, jedes Uebelwollen auf diesen Karren geladen werden. Die Fürsten brauchten sich bloß zu einigen, so räumten sie, Landschaft nach Landschaft, mit den Rittern auf.

Die Ritterschaft protestirte zunächst heftig gegen die ihr angedrohte Unbill (1522), und das in Nürnberg eingesezte Reichsregiment, das Vorbild der Berweserschaft, kündigte auch eine Reform der obigen harten Bestimmung an, die im folgenden Jahre auf dem Reichstag zur Verhandlung kommen sollte.

Gerade jetzt ging Sickingen mit Gewaltgedanken um, die er das Jahr vorher zurückgewiesen hatte. Allerdings lag im ganzen Südwesten noch Brennstoffs genug umher. Der schwäbische Bund nahm sich arge Dinge gegen die Reichsunmittelbaren heraus; die Grafen und Herren in Schwaben, auch der Truchseß von Waldburg, verweigerten den Eintritt in den fürstlichen Bund. Sie mußten durch ein kaiserliches Mandat gezwungen werden. Die Ritter des Mittelrheins und der Wetterau hielten am 18. Juni 1522 einen Tag, zu welchem Hutten erschien. Sickingen selbst berief die Ritterschaft, vornehmlich des Oberrheins, auf den 13. August nach Landau und stiftete dort die „Brüderliche Vereinigung der Ritterschaft“, zu deren Hauptmann er erwählt wurde. Weltlichen Ständen wurde der Beitritt offen gelassen, die geistlichen blieben ausge-

schlossen. Einen mächtigen geistlichen Stand dachte Sickingen zunächst niederzumerfen. Der Hauptinhalt des Bundesbriefes bezog sich auf den Austrag von Streitigkeiten zwischen Ritter und Ritter, Rittern und Fürsten. Untersiegelt werden sollte der Brief erst zwei Monate und vierzehn Tage später. Bis dahin gedachte der Hauptmann eine entscheidende That vollbracht zu haben.

Es ist wohl anzunehmen, daß Sickingen diese That in den officiellen Verhandlungen nicht zur Sprache gebracht hat; ebenso natürlich ist es aber, daß er im vertraulichen Gespräch mit völlig Gleichgesinnten davon gesprochen hat, um so mehr, als er ja der Hülfe der Freunde bedurfte. Uebrigens hat sich um den Landauer Tag auch viel Apokryphes abgelagert. Gewißlich hat Sickingen nicht ausgerufen: „Ich will euch Ziska sein!“ Das lag nicht in seinem Charakter. Der Ausdruck stammt aus einem Hutten'schen Dialog von 1521, wo Sickingen auf die Frage nach Ziska antwortet: er sei nicht durchaus abgeneigt. Auch im „Neukarsthaus“, dessen Urheber immer noch nicht ermittelt worden, obwohl er sicher aus Hutten'schen Kreisen stammt, kommt Aehnliches vor; immer aber werden solche Schlager Sickingen von Anderen untergelegt.

Wenn Sickingen einmal bei Hutten vier Arten von Räubern aufzählt, erstens: die Wegelagerer, zweitens: die Kaufleute, Monopolisten und Fugger, drittens: die Schreiber und Juristen, viertens: die Geistlichen, so hatte er für jetzt nur einen Geistlichen im Auge, allerdings einen im rothen Hut, den Kurfürsten Richard v. Greiffenklau zu Trier. Er zog aus gegen Pfaffen und Klöster und wollte, wie der bibelfeste fromme Hartmut v. Kronberg sagte, „dem Evangelium eine Deffnung machen“.

Gründe zur Fehde waren damals so wohlfeil wie Brombeeren, und wir wüßten nicht, daß sie seitdem viel theurer geworden wären. Der stolze geistliche Herr war bei der Kaiserwahl französisch gewesen: das sollte unseren Ritter gegen Karl V. decken; in diesem Sinne führte er den kaiserlichen Adler ins Feld. Während er mit Rittern und Knechten, vielleicht 10 000 Mann stark, auszog, erscholl die Werbetrommel für ihn in den Nieder-

landen, im Kölnischen, Cleveschen, in Limburg und Lüttich. Ein kühnes Manifest an des Kurfürsten Unterthanen slog ihm voraus: er komme im Namen des Evangeliums, die Unterthanen des Erzbischofs zu befreien; seine Krieger würden sich jeder Grausamkeit enthalten. Auf den Ärmeln seiner Reiter waren die Worte eingestickt: „O Herr, dein Wille werd'!“

Bergebens hatte der kluge Balthasar Schlor seinen Herrn gewarnt: er habe drei Feinde statt eines vor sich, Trier, Hessen und Pfalz. An die Feindschaft von Pfalz mochte Franz durchaus nicht glauben. Noch während des Landauer Tages aber sandten die drei Fürsten ihre Räte nach Oberwesel, wo beschlossen wurde, daß man sich kraft der Erbeinigung gegenseitig Hilfe wider einen Angriff leisten würde. Halb gewogen blieb dem Ritter nur der Kurfürst Albrecht von Mainz, der bei Ueberschreitung des Rheins von Seiten der Zuzügler beide Augen zu drückte.

Sickingen langte am 3. September vor St. Wendel an, welches sich allsofort ergab. Hier öffnete Franz allzu früh das Visir. Zu den gefangenen Rittern des Kurfürsten sagte er: „Pferde und Harnisch sind verloren, ihr habt aber einen Kurfürsten, der kam und mag euch, wo er anders bleibt, wohl bezahlen. Wo aber Franz ein Kurfürst von Trier wird, als er wohl thun könnte und thun will, und dies nicht allein als das Geringste, sondern ein Mehreres, so wird er euch, die Gefangenen, auch wohl ergehen.“ Er wollte also protestantischer Kurfürst werden und das Erzbisthum Trier säcularisiren!

So nahe glaubte er sich seinem jetzigen Ziele, und so weit war er davon entfernt! Um den immer noch erwarteten Zuzug aufzunehmen, vertrödelte er viele kostbare Tage an der Saar. Am 8. September stand er endlich vor Trier. Da aber mußte er finden, daß er sich den gefährlichsten Gegner erwählt, daß er einen wahren „Greiffenklaue“ vor sich hatte, der das geistliche Gewand über dem ritterlichen Harnisch trug. Richard wußte selbst die Unzufriedenen, ja die Priester und Frauen zum tapferen Festungsdienst zu entflammen. Kein Abfall; der Pfeil, an welchem die Aufforderung zur Uebergabe der Stadt

befestigt war, slog auf des Schützen Brust zurück. Das Kloster St. Maximin, vor der Stadt gelegen und vorzüglich zur Aufstellung von Belagerungsgeschütz geeignet, steckte Richard sammt allen aufgehäuften Vorräthen mit eigener Hand in Flammen. Sickingen's Kugeln wollten nicht versangen, während die Schüsse der Belagerten nur allzu wohl trafen.

Der Landgraf von Hessen und der Kurfürst von der Pfalz waren nicht säumig; sie rüsteten tüchtig und sandten Boten auf Boten nach Trier. Das Reichsregiment mischte sich ein; es verordnete, daß Hessen, Pfalz und Mainz ihre Unterthanen aus Sickingen's Lager heimberufen sollten, sandte aber auch einen mahnenden Boten zu Sickingen. Franz aber, bei der tragischen Krisis angelangt, verlor die Haltung und fuhr den Boten an: er werde besseres Recht schaffen als das kaiserliche. Der Bischof möge Reitersmann werden, wenn er Bischof sei! Der Kaiser solle mehr Geld finden, wenn er wiederkomme.

Der Ritter hatte kein Geld mehr, und das Pulver wurde ihm knapp. Der ersehnte Zuzug blieb aus. Hessen hatte ihm 1500 Mann sammt seinen Briefen an Minkwitz abgefangen. Am 14. September zog er ab. Am 10. October wurde er ohne Vorladung in des Reiches Acht erklärt. Der Kaiser sagte ihm persönlich ab. Der Plan war gescheitert, die Rache bereits beschlossen.

Eine letzte Hoffnung — das ist so Aufgabe des vierten Actes — leuchtete noch. Eine unerbittliche Reaction drohte im Reiche heran; niemals wissen sich die Sieger in solchen Fällen zu maßigen. Das Reichsregiment konnte und wollte nicht die drohenden Uebergriffe der übermüthigen Fürsten dulden. Leider gab es keinen wirklichen Kaiser in Deutschland!

Während des Winters von 1522 auf 1523 begnügten sich die drei Fürsten damit, Sickingen's Burgen umschwärmen zu lassen, wie er es weiland mit Worms gemacht, ihm jeden Zuzug abzuschneiden. Aber gegen seine Freunde und Schützer ergoß sich der Strom alles verhaltenen Grolls. Zuerst kam der bibelfeste Hartmut v. Kronberg an die Reihe, der doch bloß die Ebernburg während der Krise verwaltet hatte; er ward belagert und verjagt. Uebergehen wir die zahlreichen anderen

Burgfriedensgenossen Sickingen's, so darf doch nicht unerwähnt bleiben, daß der Rachedurst der Fürsten sich sogar zu einem ihres Gleichen verstieg. Albrecht von Mainz, der Dilettant in Humanismus und Reformation, der aber weder Geld noch Position missen mochte, der zeitweilige Gönner Hutten's, der halbe Begünstiger Sickingen's, wurde jetzt ganz

Sein Sohn Hans wurde ihm abgefangen und verwundet.

Immer enger zog sich der Ring des Verhängnisses, immer problematischer, immer entfernter winkte die Hoffnung auf Hilfe: Sickingen verfügte noch über 500 Knechte und 300 Reifige, etwa zwölf Schlösser der Genossenschaft standen ihm noch offen. Die schwäbischen



Ritter, Tod und Teufel. (Das Monogramm zeigt den Urheber an.)

gedemüthigt, mußte 25 000 Gulden Buße zahlen und seinen Hofmeister Frowin v. Hutten ins Elend entlassen.

Dem Treiben einer solchen Reaction suchte allerdings das Reichsregiment in den Weg zu treten; aber Sickingen, gleich dem angeschossenen Eber, ließ dem Lauf der Dinge keine Zeit mehr. Plötzlich, am 1. November, berannte er die pfälzische Feste Lüzelsburg bei Zabern und wurde — abgeschlagen. Am 10. November kündigte er dem Kurfürsten die Lehenspflicht.

Ritter waren nicht abgeneigt, loszubrechen. Der flüchtige Hartmut v. Kronberg warb in Böhmen. Zum fränkischen Rittertage zu Schweinfurt, zu dem auch Götz geladen war, sandte Sickingen, der bereits burgfest geworden, einen langen Brief, in dem er auseinandersetzte, daß dem Adel die Ausrottung drohe. Das Reichsregiment aber ließ zu Schweinfurt abwiegeln, indem es dem versammelten Adel durch Delegirte zu verstehen gab: wenn er sich ruhig verhielte, so würde es ihn

gegen die Anmaßungen des schwäbischen Bundes schützen. Am 25. Januar 1523 beschloß der Schweinfurter Rittertag, Fürbitte für Sickingen einzulegen. Franz selbst begnügte sich damit, ein „Aus-schreiben und Verantwortung“ zu veröffentlichen, welches gegen Pfalz gerichtet war, das Verfahren gegen Mainz kritisierte und die Beschuldigung, daß er einen „Bundschuh“ aufrichten wolle, entschieden zurückwies. Er habe auch gegen Trier „kein geböfels günd“ (Pöbelgefindel) gebraucht.

Damit erhält denn auch die vielfach gehegte Annahme eines Zusammenhanges der ritterlichen mit der bäuerlichen Bewegung ihren unheilbaren Riß. Zum Ueberfluß haben wir den bündigen Beweis zur Hand, daß obige Zurückweisung des Bundschuhes nicht etwa jetzt aus Rücksichten geschah, sondern in Sickingen's Grundansicht lag. Im „Neukarsthans“ unterhält sich der Ritter mit einem Bauer, der von einem geistlichen Gericht schwer gestraft worden war und von einer Abrechnung mit den Pfaffen sprach. Hätten sie nur einen Hauptmann! rief der Bauer aus. Worauf Sickingen: Wende man Gewalt an, so würde der Unschuldige mit dem Schuldigen leiden; „denn du und dein hauf schlahent mit unvernunft drein.“ Nachdem dann Sickingen seine Ansicht über der Pfaffen Treiben und Hochmuth stark geäußert, meint wieder der Bauer, da solle man ja „mit Flegeln und Kärsten dreinschlagen.“ Aber Sickingen mahnt abermals zur Geduld.

Als zwei Jahre nach jenem „Aus-schreiben und Verantwortung“ die aufrührerischen Bauern dem Sohne Franzens, Hans v. Sickingen, die Führerschaft anboten, mit dem Bemerken, auch seinem Vater sei gröblich Unrecht widerfahren, ritt Hans ins Lager des schwäbischen Bundes! Der Artikelbrief der Bauern erklärte sich ja auch ebenso entschieden gegen die Adelsprivilegien wie gegen alle anderen; er erkannte keine politische Macht mehr an als die des Kaisers. Vergebens lockte der Staatsmann der Revolution, Wendel Hipler, im Heilbronner „Verfassungsentwurf“ den Adel mit der Aussicht auf die confiscirten geistlichen Güter. Die Bauern blieben nicht vor den Burgen von Sickingen's Genossen stehen; die Fürsten hatten ihnen das Burgbrechen

gelehrt.* Ohne ritterliche Anführer mußten sie zu Grunde gehen.

Das Reichsregiment, zwischen der Türkengefahr und den inneren Wirren eingeklemmt, suchte noch immer zu vermitteln. Es sandte noch Boten an den Geächteten — hatte es doch daran gedacht, ihm das Commando wider die Türken zu übertragen! — aber die drei Kriegsfürsten ließen sich nichts sagen, und Sickingen, mit verhängtem Zügel dem Abgrunde zusprenkend, blieb störrisch und unzugänglich. Und noch hieß es, er sei „dem ganzen Reich ein Schrecken“.

Franz befand sich auf dem neubefestigten Landstuhl, von wo aus er zu operiren gedachte, während die Feinde sich an der Ebernburg die Köpfe einrannten. Am 23. April lagen die drei Fürsten vor der Stadt Kreuznach. Aber Sickingen hatte sie nicht getäuscht: sechs Tage nachher standen sie vor Landstuhl. Hutten und Bucer waren zur Vorsicht von der Ebernburg entfernt worden; Schwicker v. Sickingen betrieb den Entsatz von Landstuhl; Hans Konrad, der jüngste Sohn, wurde entfernt und in Sicherheit gebracht. Der Vater verschmähte die noch mögliche Flucht.

5000 Knechte, 1000 Reiter und mächtige Stücke hielten die Burg fest umklammert. Am 29. April begann ein unerhörtes Schießen; nach einigen Stunden krachte die zwanzig Fuß dicke äußere Mauer zusammen. Am dritten Tage der Belagerung traf den die Werke besichtigenden Sickingen ein von einer Kugel losgerissener Balken in die Seite: Lunge und Leber waren bloßgelegt. Man brachte ihn in ein finsternes, aber sicheres Felsengewölbe.

Erzherzog Ferdinand von Oesterreich wollte noch vermitteln. Die Fürsten sagten: nein! Franz schickte einen Parlamentär hinaus; die Fürsten forderten: Franz solle sich mit allen seinen Schlössern ergeben. Jetzt sagte Franz: nein! Zu-

* Auf der Annahme eines solchen, wenigstens geplanten und im Zuge begriffenen Zusammenhanges zwischen Bundschuh und Sickingen's Katastrophe, wobei natürlich Hutten die treibende Seele ist, fußt auch der dramatische Versuch Ferd. Lassalle's: „Franz von Sickingen, eine historische Tragödie“, 1859, zweite Auflage 1876 (Berlin, Franz Duncker), der trotz metrischer Holprigkeiten und vieler langstieligen Sechsjüßer sehr schöne poetische Stellen enthält.

leht kam man überein, daß Landstuhl, Franz und die Ritter sich ergeben, die Kriegsknechte aber freien Abzug erhalten sollten. Er wußte, daß er „nicht drei Tage“ mehr leben würde, und die Ritter dachte er gegen Gefangene auszutauschen.

Es war der 6. Mai 1523. Am 7. zogen die Fürsten ein und besuchten den sterbenden Löwen in seiner Höhle. Nachdem sie ihn verlassen hatten, starb er allein, ohne Beichte und Sacrament. Man zwängte den Leichnam Abends in eine alte Kiste und ließ ihn in einer Capelle des Fleckens Landstuhl beisetzen.

Es kam uns kaum noch interessiren, das Schicksal der übrigen Sickingen'schen Burgen zu erfahren. Die prächtige, fürstlich eingerichtete Ebernburg wurde ohne große Mühe genommen. Ludwig von der Pfalz ließ sie in Trümmer und Asche legen. Ueber zwanzig andere Burgen, Eigen- und Theilbesitz Sickingen's, erfuhren ein ähnliches Schicksal. Die Tragödie war zu Ende, aber nur die Fürsten führten das Satyrspiel zu ihrem persönlichen Ergötzen auf. Als sie auch mit den Bauern aufgeräumt hatten, lagerte sich die Reaction über des Reiches Boden.

* * *

Vom sicheren Standpunkte der Gegenwart läßt sich leicht ein kühles, wohl-motivirtes Urtheil über die Ideen und Pläne einer längstvergangenen Zeit fällen; die Rechnungsfehler der Träger jener Ideen sind bis auf die Decimalstellen nachzuweisen; ja, es ist nicht sonderlich schwer, die Geschichte als das Geschick über ganze Richtungen und Bewegungen zu Gericht zu setzen. Was wollte doch das Ritterthum im sechzehnten Jahrhundert noch? Warum konnten die Bauern nicht bis zur französischen Revolution warten? Weshalb verständigten sich beide nicht wenigstens zum gemeinsamen Kampfe, oder weshalb hörten die Bauern nicht auf Martin Luther's Brummbaß: Christliche Freiheit darf nicht fleischlich werden, keine Gewalt wider die Obrigkeit!

Niemand ließ sich eben belehren, noch heute achten die Völker und Regenten wenig auf die Mahnungen der Geschichte, und gerade diese Schwerhörigkeit und deren Folgen bilden nur zu oft den lei-

digen Inhalt der Geschichte selbst. Das Ritterthum stand zwischen aufstrebenden Fürsten, die das Reich zerrissen, und rebellischen Bauern, die ihr Menschen- und Eigenthumsrecht durch Flammen und Blut hindurch suchten. Die Städte kamen wenig in Betracht; sie fürchteten den Ritter wie den Bauer, nur wenige neigten sich der Sickingen'schen Sache vorsichtig zu; nur einzelne, wie Rotenburg a. T., machten gemeinsame Sache mit dem Bundschuh. Die Fürsten haßten die Ritter, fürchteten den Bauer und banden dem Kaiser die Hände. Bauer und Ritter blickten zum Kaiser auf, der andere Dinge im Kopfe hatte und im fernen Nebel verschwand. Die Macht der Fürsten schürzte sich zum Siege, und diese Macht wollte Sickingen brechen, der „Brutus“, wie man sagte, der „Cäsar“, wie ihn Melancthon nannte. Er scheiterte. Die Bauern empörten sich wider Fürsten und Adel — sie wurden geblendet, durch die Spieße gejagt, gehängt.

Selbst der große Idealist der Zeit, des deutschen Wesens kostbarster und reinsten Ausdruck, Ulrich v. Hutten, hätte nie an eine Coalition der getrennten Oppositionen denken können, wäre nicht das Pathos der Reformation eingetreten, welches Städte, Adel und Bauern durchzuckte — zugleich aber auch mächtige Fürsten — und ihnen einen gemeinsamen Boden unter die Füße gab. Zu dem Gedanken an die Erhöhung der kaiserlichen Macht gesellte sich der Eifer für das Evangelium, gegen Rom. Luther begriff das; im Jahre 1520 wandte er sich in einer seiner köstlichsten Schriften „an den Kaiser und den christlichen Adel“. Die deutschen Ritter, rief er, sollen den christlichen Kampf auskämpfen. An Sickingen persönlich schickte er eine zweite Schrift: „Von der Beichte, ob die der Papst Macht habe zu gebieten.“ Der größte deutsche Ritter wurde protestantisch, und zwar aus innerster Ueberzeugung. Nur meinte Luther nicht den Kampf mit den Waffen; von Hutten's Arsenal: Druckerei, Stückgießerei, Pulverfabrik, liebte er bloß die erste Waffe. Gegen die Bauern schrieb der Reformator zornig und ganz im Interesse der Fürsten; als der Bauer nicht hören wollte, ließen sich Adel und Städte von den Fürsten retten, und Deutschland war

froh, daß der neue Glauben sich ein Territorialrecht erwarb.

Für das Evangelium und für einen Rechtsstand der Ritterschaft zog Sickingen wider den Kurfürsten von Trier. Er wollte sich selbst den Kurhut aufsetzen. Gelang das, so saß „Cäsar“ im Senat der Sieben. Niemand ist berechtigt, zu sagen, daß er alsdenn seine Gauerben und Bundesgenossen im Stich gelassen hätte, daß er nicht auf die Landauer Abmachungen zurückgekommen wäre. Wir wollen keine hypothetische Politik in die Geschichte hineinbringen; aber Andere dürfen auch nicht den Mißerfolg canonisieren. Die Tragödien, wie sie die Geschichte bietet, haben keine regelrechte Katharsis, die macht erst der Poet zurecht. In der Geschichte gilt das Zwölftafel-Gesetz: Adversus hostem aeterna revindicatio! Für die Idee giebt es keine Verjährung!

Unter Albrecht Dürer's Stichen befindet sich der allbekannte: „Ritter, Tod und Teufel“ vom Jahre 1513. Der gepanzerte Ritter sitzt zu Pferde; der Tod auf einer schleichenden Währe glockt ihn an und hält ihm die Sanduhr vors Gesicht. Der Ritter verzieht spöttlich den Mund. Der drollige Teufel greift von hinten nach ihm — den Ritter kümmert's nicht. Ein räthselhaftes S blieb lange unverständlich oder wurde geradezu auf Sickingen bezogen. Thausing („Dürer“)

erklärt das S für den Anfangsbuchstaben von „Sanguiniker“, das Bild also für eins der „Vier Temperamente“, welches zur „Melancholie“ und zum „heiligen Hieronymus im Gehäus“ gehöre. Mag sein und soll kunstgeschichtlich nicht angefastet werden. Uns aber vergegenwärtigt der Stich vortrefflich den damals zwei- unddreißigjährigen Franciscus, der durch Tod und Teufel hindurch fürbaß reitet, sein hohes Ziel fest im Auge.

Er war in Wahrheit der letzte Ritter seines Zeitalters. Bekanntlich macht auch der Kaiser Max auf diesen Titel Anspruch, unter welchem er die poetische Weihe erhalten hat. Aber der Ritter Max hatte das Antlitz nach hinten gekehrt, während der Ritter Franz nach vorn und geradeaus blickte.

Läßt man jedoch die Zeitverhältnisse ganz außer Acht und versteht unter „Ritter“ den Anwalt der Schwachen, den Schutz der Wissenschaft, den rächenden Helfer gegen die Noth der Finsterniß und die Rabalen der Dunkelmänner: so ist und bleibt Franz v. Sickingen der erste aller Ritter. Noch mancher bedrängte Genius neben und nach Goethe mag sich des Spruches getrösten:

„Denn gegen die obskuren Ruten,
Die mir zu schaden sich verquälen,
Auch mir kann es an Ulrich Hutten,
An Franz von Sickingen nicht fehlen.“





Moderne Einsamkeit.

Von

Hieronymus Lorm.

Die Deutschen gewinnen immer mehr Neigung zu Säcularfesten. Der Geburts- und Sterbetage todter Schriftsteller wird offenbar eifriger gedacht als ihrer noch immer lebendigen Werke. Rasch und allgemein verbreiten sich die äußeren Daten und finden in weiten Kreisen so viele Thatkraft, als sich eben in beredsamer Huldigungsfeier aussprechen kann. Langsam und spärlich nur dringt hingegen die innere Bedeutung der großen Leistungen in die Gesammtheit, und erwecken die Werke so viele Thatkraft wie bisher nur — die Namen, so stieße die Weltentwicklung, deren wesentlichste Bedingung die allgemeine Verbreitung hoher Gedanken ist, nicht auf so große Schwierigkeiten. So scheint es fast, als wolle man sich durch die Säcularfeste mit dem Geiste derjenigen, denen sie gelten, für immer abfinden, ein für allemal.

Indessen wird die Zahl denkwürdiger Geburts- und Sterbetage dem Bedürfnis nach Feststimmungen bald nicht mehr genügen, und man wird zur Befriedigung des von verhaltenen Toasten peinlich ge-

schwellten Pietätsgefühles in der „Hochbrust“ zuletzt gar zu den Werken — herabsteigen müssen. Natürlich kann man von der lauten Begeisterung nicht verlangen, daß sie schweigsam und gesammelt lese; sie will nicht belehrt werden, sondern Säcularfeste begehen, und bleibt ihr dazu nach längst abgethanen Ovationen für den Autor nichts mehr übrig als sein Werk, so kann ja auch an diesem ein hundertjähriger Zeitraum der Entstehung oder Erscheinung gefeiert werden.

Ich will darum nicht ermangeln, noch rechtzeitig darauf aufmerksam zu machen, daß Johann Georg Zimmermann's berühmtes Buch „Ueber die Einsamkeit“ in vier corpulenten Bänden 1784 erschienen ist. Allerdings habe ich wenig Aussicht, daß man die drei Jahre, bis die Säcularfeier passend begangen werden könnte, auch zu Vorbereitungen dazu benutzen werde. Denn das Buch ist zwar berühmt, das heißt es hat einen Namen, unterscheidet sich aber von anderen berühmten Werken, welche ebenfalls nicht gelesen werden, durch den kleinen Umstand, daß man nicht einmal vorzugeben verpflichtet ist, man

habe es gelesen. Das Buch hat sich mit seinem Titel auch sein eigenes Schicksal geschrieben; es hat sich in die Einsamkeit begeben und wohnt ungestört in jenen Bibliotheksräumen, wo der Staub am tiefsten ist.

Man kann voraussetzen, daß diejenigen, welche wirklich Seite für Seite das Buch gelesen haben, von demselben Gefühle dazu bewogen wurden, welches dazu antrieb, daß das Buch geschrieben wurde: Sehnsucht nach Weltflucht. Das Schreiben des Werkes mag in dem Verfasser solche Sehnsucht befriedigt haben, gewiß aber kann das Lesen des Werkes dem modernen Menschen nicht die gleiche Befriedigung bringen. Die Ursache ist wohl einer Betrachtung und Erwägung werth. Denn auf den ersten Blick sollte es scheinen, daß der Trieb zur Einsamkeit gleich anderen Neigungen und Leidenschaften zeitlos, unhistorisch sei, das heißt einer angeborenen oder erworbenen Disposition des menschlichen Gemüthes entspringe, unabhängig von den Neugealtungen des geschichtlichen Weltprocesses.

In der That, aus welchem Zeitalter, aus welcher historischen Epoche wären nicht merkwürdige und in die verborgenen Geheimnisse der Menschenseele hineinragende Beispiele für den Trieb zur Einsamkeit anzuführen? Vom Unglück darf es nicht Wunder nehmen, denn zur Natur des Unglücks gehört es, die Einsamkeit zu suchen, und Unglück gab es immer und überall. Schon das verwundete Reh sucht die einsamste Stelle des Waldes auf, und sein Schmerzensblick ist eine stumme Frage, deren Beantwortung kein Jäger treffen wird. Die Alten trugen Scheu, sich einem Hain zu nähern, der vom Blitze getroffen ward, und die Dichter zogen daraus die Lehre, daß die Ehrfurcht vor dem Unglück gebiete, den Mann allein zu lassen, der davon betroffen ward, und die ihm nöthige Einsamkeit nicht ohne seinen Willen zu stören.

Die Weltflucht des Leidens hat daher nichts Merkwürdiges oder Geheimnißvolles zu ihrem Beweggrunde. Allein jede Zeit des Glanzes und des Aufschwungs der Cultur hat auch das Schauspiel gesehen, wie der Hochgestellte und Vielbenedete, vor dessen Glück die Menge mit anbetender Bewunderung auf den

Knien lag, diesen Purpur des Glückes freiwillig und ruhig, ohne äußeren Zwang und ohne erkennbares inneres Motiv, von den Schultern streifte, um im härenen Gewande des Anachoreten zeitweilig oder für das ganze Leben die tiefste Einsamkeit aufzusuchen.

Bei Philosophen, Schriftstellern, Dichtern erklärt sich die auffallende Lebenswendung einigermaßen von selbst. Auch die zum Nachdenken nicht geneigte Menge begreift leicht, daß sich in solchen Köpfen eine besondere Welt darstelle, welche mitten im Getümmel der profanen Welt nicht zum Vorschein kommen könne. Nur die Edlen von Abdera haben es nicht begriffen, als sie Hippokrates beriefen, um ihren heiteren Philosophen Demokritos von dem „Wahnsinn“ zu heilen — nicht in ihrer werthen Gesellschaft, sondern lieber allein bleiben zu wollen. Niemand aber wunderte sich, wenn Cicero, noch im Vollbesitz der Gunst römischer Bürger, die Hauptstadt gern mit den Schatten seines Tusculums vertauschte, auch wenn man nicht allgemein verstand, daß die Trauer und die Schauer um den seiner Ahnung sich aufdrängenden unvermeidlichen Untergang der Republik ihn in die Flucht trieben. Und wenn nun vollends Horaz alle höfischen Erdengüter des kaiserlich gewordenen Roms so gern mit der Einsamkeit Tiburs vertauschte, so konnte die Welt den Beweggründen dafür ihr Ohr nicht verschließen, weil er sie in Gefängen aussprach, die es bezauberten.

Hingegen ist es unerklärt, merkwürdig und geheimnißvoll geblieben, wenn Helden und Könige, denen die Welt das Leben in ihr durch die Verleihung der höchsten Aemter und der höchsten Macht vergalt, diese kostbaren Erdengüter von sich warfen, um — allein zu sein, allein mit sich selbst und nicht auf Thronen und unter anbetenden Sklaven allein.

Noch heute sagt sich mancher Gesellschaftsmüde: „Ich bin niemals weniger allein, als wenn ich allein bin,“ und hält den Einfall, weil in so natürlicher Folge der von der Welt empfangenen Eindrücke seiner Seele entsprungen, für einen neuen nur ihm gehörigen Gedanken. Und doch ist das Wort mehr als zweitausend Jahre alt, denn Publius Scipio sprach es, wenn er, seine Würden von sich schüttelnd, die

tieffte Waldeinsamkeit seines Landsitzes bei Viternum aufsuchte. Die Beschäftigung mit der Muse lag ihm fern, so fern wie Diocletian, dem römischen Vorgänger Karl's V., in der großartigen Bethätigung des Entfagungstriebes. Es ist keine Sache, die sich von selbst erklärt, wenn Einer den römischen Kaiserpurpur mit der Schürze des Gärtners und die Machtvollkommenheit über die Welt und Alles, was sie an sinnlichen und geistigen Berausungen und Entzückungen darbieten kann, mit der Thätigkeit vertauscht, in Dalmatien Kohl zu pflanzen.

Unermeßlich staunend, aber wie ein Schauspiel, dessen Reiz zu Ende ginge, wenn es erklärt wäre, also ohne sich um den inneren Gehalt solcher Erscheinungen weiter zu kümmern, nahmen sie Alterthum und Neuzeit entgegen. Ohne Zweifel hätte der Welt das Verständniß aus dem Geist des Urchristenthums aufgehen können, wenn dieses nicht allzu früh in das Christenthum des Mittelalters sich verwandelt hätte, um zunächst als Ernüchterung nach den Orgien des Alterthums zu dienen.

Im Geist des Urchristenthums treibt der Geist Indiens die bestrickendsten Knospen und Blüthen, wenn auch noch keine Gelehrsamkeit den Zusammenhang und die Vermittelung durch den Alexandriner Philo mit quellenmäßiger Sicherheit ausforschen konnte. Die wahre Erkenntniß oder die Erkenntniß der Wahrheit ist nicht von dieser Welt, lehren die Religionsstifter Indiens, und im großen, heiligen Worte Jesu Christi: „Mein Reich ist nicht von dieser Welt,“ verschmelzen die so weit aus einander liegenden Geisterreiche des Orients, die Fluren des Ganges mit den Höhen von Golgatha.

Erst in der Ausdeutung und Berwerthung des großen, heiligen Wortes trennen sie sich wieder, und Buddhismus und Christenthum des Mittelalters gehen weit aus einander. Dieses setzt an die Stelle dieser Welt eine — andere Welt, mit Vorstellungen, Bestimmungen, Entscheidungen, welche alle — von dieser Welt sind. Der Buddhismus setzt an die Stelle dieser Welt — überhaupt keine Welt mehr, sondern Nirwana, das Nichtsein, einen Zustand, der nur deshalb schlechtweg mit „Nichts“ bezeichnet wird,

weil jede positive Eigenschaft, die von ihm ausgesagt werden könnte, ja schon wieder von dieser Welt wäre, somit seiner Wahrheit und Wesenheit nicht entspräche.

Der indische Büsser sucht wie der mittelalterliche Mönch und Anachoret die Einsamkeit. Jener beklagt sein Dasein und sucht die Schuld, geboren worden zu sein, abzubüßen. Seine eigene Schuld! Denn der auf diese Welt gerichtete allgemeine Trieb und Wille, der ihn gezeugt, empfangen und geboren hat, ist ja sein eigener Trieb und Wille, so lange er in der Welt lebt, und er flieht in die Einsamkeit, um diesen auf die Welt gerichteten Trieb abzuthun und das Dasein zu vergessen, indem er die Bedürfnisse des Daseins zu verlernen sucht.

Sehr verschieden davon ist der Geist, der den mittelalterlichen Mönch in die Einsamkeit trieb. Während der nach Heiligkeit strebende Hindu die Schuld, da zu sein, ein so schweres Verbrechen, daß Todesstrafe darauf gesetzt ist, schon im Leben durch Einsamkeit abbüßt, ist der christliche Mönch bereits erlöst; der Erlöser hat die Erbsünde von ihm genommen, und die Askese der Einsamkeit hat nur den Sinn der unaufhörlichen, durch keine Erdenlust unterbrochenen Anbetung des Heilandes, als Ausdruck einer Freude, die mit allen Kräften und mit ganzer Seele dem Erlösungsgedanken hingegeben ist. Also zu verstehen ist die Einsamkeit, für welche unter allen Kirchenvätern und Canonisirten zuerst der heilige Hieronymus und zwar mit fanatischer Gluth geschrieben hat.

Das philosophische Geheimniß der Einsamkeit wird jedoch von den theologischen so wenig wie von den heidnischen Schriftstellern enthüllt. Wohl aber giebt der seit Jahrhunderten andauernde Welterfolg einer theologischen Schrift vollgültigen Beweis für den merkwürdigen Reiz, welcher dem Triebe zur Einsamkeit für diejenigen innewohnt, welche ihm nachzuhängen nicht die Kraft haben, also für die Weltleute überhaupt. Man könnte eine Säcularfeier begehen! Es sind gerade fünfhundert Jahre, daß der Augustinermönch Thomas a Kempis geboren wurde. Sein kleines Buch „Von der Nachfolge Christi“ findet bis zum heutigen Tage eine beispiellose Verbreitung in der Welt

und enthält doch im Wesentlichen nichts Anderes als die Manifestation der glühendsten Liebe zur Absonderung von der Welt, zu einsamer Verborgenheit. Welche Bedeutung man auch dem oft mystischen Ausdruck unterlegen mag — immer klopfen in ihm die Pulse eines Herzenszuges nach Befreiung von der Welt, immer besticht er dadurch das Gemüth auch des am meisten vorgeschrittenen Freidenkers. Ich habe Manchen gekannt, dem gleich mir die „Nachfolge Christi“ jahrelang nicht von seinem Schreibtische kam, weil mitten in mühseliger Arbeit einige Stellen darin zu lesen der Erquickung durch schnelles Niesen an einem Blumenstrauß gleichkam. Das dunkle und fremdartige, nicht zu begreiflichen Gedanken ausgeprägte Spiel mit dem Zauber der Einsamkeit wird demjenigen hell und vertraut, dem es gleichsam den Duft der eigensten, verborgensten Innerlichkeit des „Dämons“ erweckt: Jedes Individuum ist ja bewußt oder unbewußt ein Träger der Einsamkeit; mit anderen Individuen steht es dem Anschein nach so nachbarlich beisammen wie die Sterne am Firmament, die doch auch in Wahrheit durch unermessliche Distanzen von einander getrennt sind.

Die angeführten Beispiele aus so verschiedenen Epochen ergeben wohl zur Genüge, daß der Trieb zur Gestaltung einsamen Lebens zeitlos ist, unabhängig vom historischen Weltproceß und selbst vom persönlichen Schicksal und immer gleich mächtig war, um entweder in heroischer Activität ausgeführt oder als Reiz schriftlicher Darstellung mit passiver Liebe empfangen zu werden. Es muß daher eine besondere Ursache haben, die, wie gesagt, der Betrachtung und Erwägung wohl werth ist, daß trotz alledem gerade Zimmermann's Buch „Ueber die Einsamkeit“ genau von dem Zeitalter abhängig ist, in welchem es erschien, und heutzutage dem Triebe nach Einsamkeit nicht einmal jene theoretische Befriedigung mehr zu gewähren vermag, die sie ohne Zweifel für den Verfasser hatte und die auch sonst aus der Beleuchtung des Gegenstandes allein schon fließen kann.

Das Verlangen, die Welt mit dem Herzen zu verlassen, bevor man sie mit dem Leben verläßt, kann in zweifacher

Art seine Begründung finden. Es kann sich als Moment der Ewigkeit der vom Nichtigen und Vergänglichem erfüllten Welt gegenüberstellen, wie bei Thomas a Kempis, und dann siegt die Begründung über das Zeitliche und bleibt wirksam zu allen Zeiten. Das Verlangen kann sich aber auch dadurch begründen, daß es sich als Gegensatz zum bloßen Zeitgeist faßt, zu den in einem herrschenden Augenblick hervortretenden Richtungen und Strömungen — und dann ist mit dem Augenblicke selbst auch das Interesse an dem Pathos geschwunden, das sich ihm entgegensetzte.

J. G. Zimmermann hat schwerlich geahnt, daß die geistige Sphäre, in die er sein Buch verlegte, die Welt nicht immerdar interessiren werde; denn wer möchte annehmen, daß philosophische Grundsätze, auf die er sein Denken und selbst sein Leben baut und die er deshalb für ewige Wahrheiten halten muß, auch nur vergängliche Erscheinungen seien?

Die geistige Sphäre des Buches „Ueber die Einsamkeit“ war die des Zeitalters Mendelssohn's und Garve's, unmittelbar vor dem Durchbruch der Kant'schen Philosophie, deren Sonnenaufgang erst anfang. Er ist noch nicht vollendet, er vollzieht sich so langsam, daß er sich nach hundert Jahren noch immer im Stadium des Frühroths befindet.

Das Zeitalter Mendelssohn's und Garve's war das der Moralphilosophie, welche die Glückseligkeit des Menschen zum Ziele hatte und die Tugend des Menschen als den einzig richtigen Weg zu diesem Ziele nachzuweisen suchte, unempfindlich dafür, daß das Ziel den Weg aufhob.

Damit im Einklang räsonnirt Zimmermann über den Werth der Einsamkeit nach der Richtschnur dieser Moral und prüft, inwiefern die Zurückgezogenheit von der Welt der Tugend und folglich der Glückseligkeit des Menschen hinderlich oder nachtheilig sei.

So ist er denn genöthigt, weil jene Moralphilosophie nicht Metaphysik war, zu Gunsten der Einsamkeit sich in Widerspruch mit einer Welt zu setzen, nicht wie sie im Innersten beschaffen ist, sondern wie sie ihn unmittelbar umgab. Dieser Welt fehlte aber noch das ungeheure Ge-

wicht des Gegensatzes zwischen Einsamkeit und Gesellschaft, entstanden erst durch den seitdem erweiterten und bereicherten Begriff der letzteren. Der modernen Einsamkeit steht die moderne Gesellschaft gegenüber.

* * *

Gestattet die moderne Gesellschaft überhaupt die Einsamkeit? Fast wäre es zu bezweifeln. So ein „Einsiedel“, wie ihn die Romantiker gern beschrieben, der keinen Pfennig und dennoch ein Grundstück besaß, auf welchem er eben hauste; so ein Waldbruder, der in einer Höhle wohnte und nur von Kräutern lebte, blieb von so unromantischen Gegenständen wie Staat, Polizei und Gemeinde, von so schwerfälligen Apparaten wie Recrutierungssteuer und Bezirksrayon, die sich absolut nicht in Canzonen und Sonetten anbringen lassen, bis zur Ahnungslosigkeit verschont. Heute möchte ich keinem Einsiedler rathen, sich, bloß mit der Bewilligung seines Heiligen dazu ausgerüstet, in einem noch so menschenleeren Walde niederzulassen, er würde bald in der traulichen Gesellschaft von Gendarmen dem nächsten Bürgermeisteramt „gestellt“ werden. Selbst Kräuter zu verzehren, ist ein Nahrungsweig, welcher, regelmäßig gepflegt, zu Steuerabichätzungen führt, die sich erlauben, in die tiefste Einsamkeit zu dringen und sie gründlich zu verderben.

Allein von so romantischen Gelüsten, wie sie wohl Niemand mehr hegt, ganz abgesehen — ist die wahre Einsamkeit heute auch nur durch Mittel und Wege moderner Art erreichbar? Fangen wir die Betrachtung bei denjenigen Privatleuten an, die großes Vermögen besitzen. Sie kaufen sich, um einsam zu bleiben, in weiter Entfernung von den Mittelpunkten des Staatslebens und in wenig bevölkerter Gegend an. Nichts aber fehlt ihrer Besitzung, was der moderne Mensch Comfort und Vergnügen nennt. Blumen- und Obstgärten umgeben das Herrenhaus, jenseits derselben breiten sich die großen Teiche aus, von den köstlichsten Fischen belebt. Nicht weit davon beginnen die Waldungen, die der Jagd ein meilenweites Revier bieten. Man wird zugeben, daß zum Erwerb so wünschenswerther Güter

schon ein großes Vermögen gehört, viel zu groß, als daß noch ebenso viel übrig bleiben könnte, um ein ganzes Regiment von Landjägern und Gendarmen zu ernähren und unausgezehrt auf den Beinen zu erhalten. Denn Tag und Nacht muß gewacht werden, daß die „biedereren Landleute“ und sonstiges „Volk“, dessen Rechtlichkeitsgefühl nur in den Humanitätsphrasen landläufiger Optimisten vorhanden ist, nicht die Gärten plündern, die Teiche aussätschen und das Wild durch Raubschützen ausrotten. Dies Alles ist erst vor Kurzem der berühmten Sängerin Adeline Patti auf ihrem Landstutze in der Grafschaft Wales in England widerfahren, welchen sie gewählt hatte, um die stürmische Unruhe ihrer künstlerischen Laufbahn von Zeit zu Zeit in schöner Waldeinsamkeit zu beschwichtigen, zu vergessen. Man hat die auf ihre Kosten errichteten Aquäducte zerstört und mit komischer Schamlosigkeit ihr eigenes, räuberisch erlegtes Wild in das Herrenhaus gebracht und ihr zum Kaufe angeboten. Moderne Einsamkeit!

Ich will indessen nicht das schwierige Unternehmen wagen, Mitleid für reiche Leute zu erwecken. Ein armer Künstler, Schriftsteller, Denker will sich in einer schönen Gegend fern von dem Treiben der großen Städte ansiedeln, nicht so sehr, um die Befriedigung der leiblichen Bedürfnisse, seiner Armuth entsprechend, zu erleichtern, als um zu Werken zu gestalten, was ihm eine ununterbrochene Einsamkeit an Gedanken, Bildern und Träumen in die Seele führt.

Um mit Sicherheit völlig ungestört zu bleiben, wählt er zu seinem Aufenthalt ein Dorf, dessen Bevölkerung von jedem Interesse an Aesthetik, sowie von jedem Anflug städtischer Geselligkeit, wie etwa vom Ehrgeize, Liebhabertheater zu errichten oder öffentliche Vorträge zu wohlthätigen Zwecken zu halten, himmelweit entfernt ist. Auf diese Weise schützt er seine Einsamkeit vor dem sie zerstörenden Dilettantismus der Freundschaft.

Der Kunstdilettantismus ist eine furchtbare Heimsuchung. Man hat ihn oft erschöpfend zu definiren versucht; ich glaube, am einfachsten wäre er als eine Art von „Werther's Leiden“ ohne tragischen Ausgang zu bezeichnen, als eine der Kunst

gewidmete leidenschaftliche Liebe, welche bei ihrem Gegenstande nicht die mindeste Erwiderung findet, sich aber über diese Hoffnungslosigkeit fortwährend angenehm hinwegtäuscht. Der Dilettantismus der Freundschaft ist dieselbe Neigung, nur statt der Kunst den Künstlern gewidmet, und manifestirt sich, indem er denselben seine „gebildete Unterhaltung“ aufdrängt, die schon in den großen Städten der schlimmste Feind jener wenigen einsamen Stunden ist, welche man dem Weltgewühl abgewinnt.

Der Einsamkeitsüchtige, von dem hier die Rede ist, hat sich im lieblichen Dörfchen etablirt und fröhnt dem Gefühle, das ihn dazu antrieb, durch möglichst tiefes Schweigen und sorgfältiges Vermeiden aller Beziehungen zu anderen Leuten. Hat schon sein Ansiedeln das Befremden seiner nächsten menschlichen Umgebung erregt — die lange Dauer, verbunden mit der Unverständlichkeit seines Thuns und Nichtsthuns, seiner Vergnügungen und seiner Absichten, schneidet tief und schmerzlich in die Herzen der Dorfbewohner ein. Die Ernte droht zu mißrathen, eine Krankheit sich epidemisch zu verbreiten — was ist dies Alles gegen die Sorge und Bekümmerniß, nicht zu wissen, „was der Mensch da will!“ Bis in die nächste Kreisstadt dringt die bedrückende Frage, und die Behörde sieht sich im Interesse des Gemeinwohls veranlaßt, mindestens einige Maßregeln der Wachsamkeit zu treffen. Hat er bisher schon über manche bosshafte Miene von Erwachsenen, über Gespött und Lachen von Kindern und über unerwartete Ungefälligkeiten auf seinen täglichen Spaziergängen geduldig hinwegsehen müssen — nicht mit derselben Gleichgültigkeit kann er die Wahrnehmung empfinden, daß zuweilen ein früher nicht erblickter, städtisch gekleideter Mann mit lauernder Aufmerksamkeit seinen Schritten folgt.

Indessen geht die Gemüthsbewegung darüber bald unter in den großen, erhebenden Empfindungen und den schaffensfrohen Stimmungen, womit ihm die Einsamkeit bereits die ganze Seele erfüllt hat, noch herrlichere Ergebnisse versprechend. Da klopft es eines Morgens an seine Thür, als er gerade im Begriffe ist, in den kalten aber sonnigen Winter-

tag, der eine rasche Bewegung zur Erquickung macht, hinauszuwandern. Vor dem Einsiedler steht ein Herr, dessen Gewand verbietet, ihn kurz oder gar unhöflich abzufertigen, denn das Gewand ist ein geistliches. Der Herr Ortspfarrer nimmt sich die Freiheit, liebevoll anzufragen, weshalb der hochgeehrte Fremde niemals die Kirche besuche, obgleich man sich doch nach eingeholter Erkundigung aus seinem behördlichen Meldungsschein überzeugt habe, daß er der christlichen Gemeinschaft angehöre, und kann nicht umhin, zu bemerken, daß eine so auffallende und beispiellose Ausschließung bei der gutgesinnten Gemeinde Mergerniß zu erregen wohl geeignet sei und auch schon einigermaßen wirklich hervorgerufen habe.

Der also Angesprochene ist ein Künstler oder Dichter, voll der sanguinischen Zuversicht, Menschen von Bildung leicht mit seinem Standpunkt auszuöhnen zu können. Er veranlaßt in liebenswürdigster Weise den Herrn Pfarrer, Platz zu nehmen, und beginnt ihm gegenüber mit der Entwicklung seiner diesbezüglichen Ansichten. Vorerst nimmt der Hörer eine Miene großen Erstaunens an, die aber allmählig in ein sanftes, verständnißreiches Lächeln übergeht, begleitet von Ausrufungen wie „Ja wohl!“ oder „Ganz schön! ganz gut!“ Mitten in einer langen Periode des Redenden erhebt sich der Herr Pfarrer; er braucht offenbar nichts mehr zu hören, um von dem Rechte des Fremden ganz durchdrungen zu sein. Er empfiehlt sich, sichtbar so zufrieden gestellt von den Ergebnissen seines Besuches, daß der Einsiedler sich Glück wünscht, mit der Kraft seiner Ueberzeugung so erfolgreich auf die Intelligenz eines schlichten Dorfpfarrers gewirkt zu haben.

Das Vergnügen darüber hält noch am nächsten Morgen an, da es wieder an die Thür klopft: diesmal ist es nicht die Religion, sondern die Wissenschaft, welche beim Einsiedler vorspricht. Er wird vom Besucher scharf ins Auge gefaßt und mit einigen kurzen, sogar etwas barschen Fragen beehrt. Unangenehm davon überrascht, will sich der Einsamkeitsfreund dagegen auflehnen, aber der eingedrungene Mann sagt:

„Ich bin vom Herrn Pfarrer beauftragt, Ihren Geisteszustand zu constatiren.“

Ich bin der Irrenarzt aus dem nächsten Städtchen, und es ist besser, daß Sie dies wissen, um sich nicht unnöthigerweise zu verstellen. Ich behandle nach den neuesten psychiatrischen Grundsätzen und Methoden. Neigen Sie den Schädel besser zu mir."

Unseren Einsiedler faßt ein Grauen vor dem Verständniß des Herrn Pfarrers. Mit Mühe erlangt er einen Aufschub der Untersuchung für kurze Zeit und ist ungeachtet des ihm zugetrauten Mangels an Verstand noch immer verständig genug, um einzusehen, daß man, wie sehr man es auch in gewissen Lagen wünschen mag, nicht aus der Haut fahren kann und sich damit begnügen muß, aus dem Orte zu fahren. Moderne Einsamkeit!

Es bleibt heutzutage nichts übrig, als den Trieb zur Einsamkeit in eine Maske zu stecken, ihn unter dem Trieb zur „Sommerfrische“ zu verbergen. In den vier Monaten, welche den armen Krebsen die gefährlichsten sind, weil sie ihnen den feinsten Wohlgeschmack verleihen, sind diejenigen, die nicht rückwärts schreiten können, wenigstens nicht bis zur Lebensweise des mittelalterlichen Eremiten, nicht in Gefahr, einer Sicherheits- oder Sanitätsbehörde eingeliefert zu werden, wenn sie tagelang allein im Walde umherstreifen, höchstens mit der Unterbrechung des Einsiedlers, dürre Kräuter und ein hartes Stückchen Lammfleisch an der Table d'hôte des nächsten Ortes zu verzehren. Dabei hängt ihre völlige Ungeförtheit allerdings noch von der klugen Wahl der Gegend ab; nur fern von allen Heilquellen werden sie die Einsamkeit und mit ihr die Quelle ihres Heils finden.

Ich für meine Person genieße in den bezeichneten Monaten die Isolirung von der menschenbelebten Welt im Meißener Hochland, in der sogenannten sächsischen Schweiz, und erlaube mir, dieses unwichtigen, weil persönlichen Umstandes zu gedenken, um nicht undankbar zu sein gegen den herrlichen Punkt, an welchem mir seit Jahren meine Ideen über das Verhältniß der Einsamkeit zur modernen Gesellschaft erwachsen sind.

Dieser Punkt ist der Borsberg, zu dessen Füßen die Sommerresidenz der sächsischen Könige liegt: das friedliche,

unendlich stille und doch gerade in der Revolutionsgeschichte des vorigen Jahrhunderts so merkwürdige Pillnitz. Der gegenwärtige König von Sachsen scheint ein Natur- und Menschenfreund zu sein, und ich segne ihn alljährlich, obgleich ich so hohen Häuptern gegenüber wenig Talent zum Segnen habe, für die kostspielige Sorgfalt, womit die wunderschönen Wege zum Borsberg hinan gepflegt und ihre schattenspendenden Pflanzungen erhalten werden. Oben breitet sich das Jagdgebiet des Königs aus, in rauschenden Waldungen von lieblichem, urdeutschem Charakter.

Nun besteht aber ein Zusammenhang von nicht bloß symbolischer Art zwischen den Gedankenhöhen, auf die sich der Geist zu schwingen versucht, und den Gebirgshöhen, welche der Leib erklimmt, zwischen der Atmosphäre der beiderseitigen Erhebungen, zwischen der Einsamkeit in der landschaftlichen Natur und der im Denken, welche letztere man Philosophie nennt. Und wie mir speciell der Borsberg diesen Zusammenhang zu lebendigem Bewußtsein brachte, darüber wird man mir vergönnen, einige Zeilen zu wiederholen, die ich vor Jahren schon in einem nicht zu voller Deffentlichkeit gelangten Aufsatz niederlegte:

„Die Luft, die man sein Leben lang unbemerkt einzieht und ausathmet, ist hier von der Art, um das Athmen zu einem mit Bewußtsein genossenen Lebensgute zu machen. Das ist dieselbe Luft, die man erreichen will, wenn man die Alpen emporsteigt, um einige Zeit auf den Höhen — einer vollkommenen Welt zu verweilen.

Die Welt ist vollkommen überall, wo der Mensch nicht hinkommt mit seiner Dualität.

„Ich habe diese Verse unseres großen Dichters immer für unverständlich gehalten. Denn wo der Mensch nicht hinkommt, dort ist auch keine Welt vorhanden, wenigstens keine, die sich seinem Urtheile, seinem Maßstab für das Vollkommene unterwerfen würde. Und wo kann er hinkommen, ohne seine Dualität mitzubringen, die des Bedürfnisses in der Gegenwart, die des Sorgens für die Zukunft?

„Wenn diese Verse gerade ihrer Undeutlichkeit wegen zu philosophischer Speculation anregen, so verfällt man in dieselbe nirgends leichter als in der Ein-

samkeit und zugleich Unwirthlichkeit der Berghöhen. Schiller hat mit dem Gipfel der vollkommenen Welt die Berggipfel gemeint. „Der Hauch der Grüste steigt nicht hinauf in die reinen Lüfte.“ Sucht man sie aber auf, dann verzichtet man auf viele Erdengenüsse, die man im Thale für unentbehrlich hält, und genießt mit zufriedener Gleichgültigkeit ein Essen und Trinken, das man in der Niederung als unannehmbar von sich stieße. Der himmlische Lustgenuß macht stumpf gegen die materiellen Lebensgenüsse der Alltäglichkeit.

Und in diesem Punkte liegt eben die symbolische Verwandtschaft zwischen der Naturhöhe und der Geisteshöhe, zwischen der Freude an der Bergluft und den Ergebnissen des höchsten menschlichen Denkens.

Wie das Athmen und die Bewegung in den gereinigten Luftschichten der Höhe den kleinlichen Comfort des alltäglichen Lebensganges ganz aus dem Gesichtskreis der Wünsche und Bedürfnisse rückt, so gewährt das Erheben zu den Ideen einer von aller unbewiesenen Voraussetzung der Trägheit und Gewohnheit gereinigten Weltanschauung Befreiung vom gemeinen Unterhaltungsbedürfnisse des Tages und von den alltäglichen Wünschen des Ehrgeizes und der Eitelkeit.“

So schrieb ich, wie gesagt, vor Jahren, und seitdem ist mir immer deutlicher geworden, daß, wenn unsere Zeit Alles auf Gemeinjamkeit und Gesellschaft anlegt, Einsamkeit und Alleingehen nur einem Geschäft und einem Zweck gewidmet sein können, welche sich zu den allgemeinen Bestrebungen der Zeit im vollsten Gegensatz befinden. Man thut heute Alles in Vereinen und Versammlungen ab; man hat für alle körperlichen Bedürfnisse Consumvereine, für alle geistigen Erfordernisse politische und wissenschaftliche Vereine; man überträgt sogar den Naturgenuß und das Reisen auf große Gruppen, die sich gleichzeitig damit befassen und die Poesie des Lebens in Collectiveindrücken empfangen sollen. Nur Eins läßt sich nicht in Gemeinschaft vollziehen, nur Eins muß man ausschließlich selbst und allein vollziehen und macht es durch Gesellschaft völlig unmöglich: das Denken. War die mittelalterliche Einsamkeit dem Beten, so

ist die moderne Einsamkeit der Philosophie gewidmet.

Deshalb bildete auch die Einsamkeit niemals noch einen so scharfen Contrast zur Gesellschaft wie heute, weil noch niemals eine Gesellschaft so sehr wie die moderne der Philosophie abgeneigt, ja mit allen Zielen und Leidenschaften feindlich von ihr abgewendet war. Die Gesellschaft, welcher vor hundert Jahren J. G. Zimmermann sein Buch „Ueber die Einsamkeit“ entgegenschleuderte, war nicht die Gesellschaft im heutigen Sinne, sondern die — Geselligkeit, die Soirée, die Assemblée, die feine Welt, eine Welt, welche sich sogar gern mit Philosophie beschäftigte, indem sie die Raketen Rousseau's und Voltaire's, welche kurz darauf den Revolutionsbrand entzündeten, als Zimmerfeuerwerk aufbrauchen zu können glaubte. Diese Geselligkeit konnte auch Verständniß für die Einsamkeit haben und war denjenigen nicht abhold, die sich ihr ergaben. Heute steht der Einsamkeit ein grimmiges Medusenantlitz gegenüber: die moderne Gesellschaft, ein Begriff, der sich erst zu verwirklichen sucht, einstweilen aber schon durch dieses Bestreben Grauen und Schrecken verbindet, indem er mit unsäglicher Gewalt und brennender Leidenschaft alle Kräfte der Natur und des Menschen einzig und allein zum Dienste Aller — der Gesellschaft — heranzieht.

Das Merkwürdige und Geheimnißvolle aber, das dem Trieb zur Einsamkeit von jeher innewohnte und der Welt auffallend wurde, wenn er Kaiser auf ihren Thronen, religiöse Mystiker und selbst noch im vorigen Jahrhundert englische Sonderlinge ergriff, dieses merkwürdige und geheimnißvolle Moment ist niemals erschöpfend erklärt worden. Heute bedarf die Erklärung einer um so stärkeren Vertiefung, je großartiger die Gemeinjamkeit ist, der sich die moderne Einsamkeit trogend gegenüberstellt.

* * *

Wie ich oben nachgewiesen zu haben glaube, ist Einsamkeit heutzutage gleichbedeutend mit Philosophiren, und kann sich jetzt nur derjenige freiwillig in Einsamkeit begeben, der von Natur aus einen unwiderstehlichen Hang hat, Philosophie

zu treiben. Mir mußte es daher stets einen komischen Eindruck machen, wenn ich in meiner Borsberger Eremitage Gelehrten oder Universitätshörern begegnete, die sich, wie sie sagten, in der Einsamkeit vom Studium der Philosophie erholen wollten, während sie es auf solcher Basis erst recht hätten beginnen müssen.

Der erheiternde Widerspruch findet eine sehr natürliche Auflösung. Insofern die Philosophie Wissenschaft ist, gehört sie in der That nicht in die Einsamkeit, sondern besitzt mitten in der Welt ihren Generalstab von Professoren, ihren Hofstaat von Fachgelehrten, ihre Burgfesten von Hochschulen und Universitäten und fordert auf und vor dem Katheder so viel schulgerechte Anstrengung, daß die unter lärmender Betheiligung der Fachwelt mit der Philosophie als Wissenschaft Beschäftigten sich naturgemäß zuweilen nach einer Befreiung von ihr in der Einsamkeit sehnen müssen.

Inwiefern ist aber die Philosophie Wissenschaft? Sie ist es durch die sie begleitenden und unterstützenden Disciplinen, durch Physik, Physiologie, Mathematik, Anthropologie etc.; sie ist es ferner, insoweit sie von ihrer eigenen Geschichte handelt. Denn die verschiedenen Systeme, durch welche sich der menschliche Geist seit Jahrtausenden das All zu erklären versucht hat, sind zwar in ihrem spezifischen Inhalt kein Wissen, sondern immer nur ein Glauben und Meinen, allein daß und wie sie entstanden sind, gehört zu den Erfahrungen der Menschheit, und Alles, was auf dem Gebiete der Erfahrung liegt oder Erfahrung möglich macht — und dies allein — ist Wissenschaft.

An und für sich ist Philosophie keine Wissenschaft, sondern, wie schon der Name sagt, die Liebe zu ihr oder ein ewiges Versprechen, einmal zur Weisheit zu führen. Dieses Versprechen gleicht gar sehr dem der Mechaniker, einmal doch das Perpetuum mobile oder eine Flugmaschine zu erfinden.

Ohne einen besonders entscheidenden Umstand brauchte man sich daher vorläufig um Systeme der Philosophie so wenig wie um die Werkstätten der Mechaniker zu kümmern und könnte vielmehr, ohne weiter daran zu denken, ruhig warten, bis sie mit ihren Entdeckungen, ihren Lösungen von Welträthseln ans Licht treten,

und uns schon als lebende Menschen leiblich oder geistig in den Himmel fliegen lassen werden.

Ein einziger Umstand macht hierin einen Unterschied und zieht die Philosophie, obgleich sie uns kein festes wissenschaftliches und kein gewinnbringendes praktisches Resultat zu bieten hat, aus den Fachkreisen in das wirkliche Leben hinein. Dies ist der Umstand, daß das Philosophiren selbst schon eine Lebensfreude ganz eigenthümlicher Art gewährt.

Natur und Temperament, Verhältnisse und Bildung wirken zusammen, um zahlreichen einzelnen Individuen ein unendliches, ungesättigtes Interesse an den höchsten Problemen der Welt und des menschlichen Daseins einzulösen. Dieses Interesse ist nicht von einem äußeren Beruf abhängig, ebenso wenig ist es eine Liebhaberei für Uebungen des Verstandes und des Scharffinnes; es ist vielmehr ein in solchen Menschen sich regender gewaltiger Schicksalszug, der es ihnen unbegreiflich macht, wie die Mehrheit der Lebenden achtlos an Fragen vorübergehen oder sich durch herkömmliche Glaubenssätze mit ihnen abfinden kann, an Fragen, wenn nicht nach dem Ursprung alles Seins, doch mindestens in praktischer Beziehung nach der Richtigkeit und Wahrheit der moralischen Triebfedern für menschliches Handeln und Unterlassen.

Das speculative Moment in solchen Naturen ist eine selige, mit keiner anderen Wonne zu vergleichende Unruhe. Das Nachdenken über die sittliche Begründung ihres Daseins und über die Möglichkeit einer Erlösung der Welt aus ihren beständigen Leiden und Kämpfen, das Philosophiren also an und für sich, ist bei solcher Prädisposition selbst schon eine sittlich erhebende That und, was am meisten ins Gewicht fällt, an und für sich schon eine Erlösung. Die Erklärung dieses Zustandes ergiebt sich daraus, daß die Offenbarung des letzten Geheimnisses, also der letzte Schluß menschlicher Logik, den sie vielleicht in Jahrtausenden, vielleicht niemals erreichen wird, schon von Uranfang an als ethischer Embryo im Gemüthe vorgebildet liegt.

Der Mensch sucht kreuz und quer, was er schon hat. Das persönliche Leben ist nichts als ein sonderbarer Umweg zu dem,

was ihm schon von Anfang an gegeben ist — zum Grabe. Das Forschen der Menschheit ist nur das Suchen dessen, was schon von Anfang an gefunden ist, nur in unaussprechlicher Form. Ausgesprochen wird das Wort der Erlösung niemals werden, ohne daß die Welt zugleich unterginge, denn der ganze Weltproceß besteht nur im Suchen des auszusprechenden Wortes.

Es wäre die letzte That des ganzen Proceßes, und was hätte die Welt noch auf der Welt zu thun, wenn ihr das Höchste zu thun nicht mehr übrig bliebe?

Es ist dafür vorgesorgt, daß sie nicht so bald untergehen werde. Einstweilen sucht sie, und indem sie Staaten einrichtet, Erfindungen und Entdeckungen verbreitet, Kriege führt, die Gesellschaft organisiert, Kunstwerke schafft und so Vielerlei zu suchen scheint und meint, immer nur das Einzige, das, was sie schon hat: das Unaussprechliche.

Diejenigen aber, die dieses Weltziel, das die Welt unbewußt verfolgt, als ihr eigenstes persönliches Ziel verfolgen, fliehen in die Einsamkeit. Die Hoffnung, daß ihnen das Unaussprechliche werde vernehmbar werden, ist begleitet von der Furcht, daß ihnen seine leisen Töne im ungeheuren Lärm der Welt unverstanden und ungehört verhallen könnten. Dieses Lauschen auf eine deutlich sich ankündigende und doch niemals vernommene Stimme der eigenen Brust war von jeher das Geheimniß des Triebes zur Einsamkeit, namentlich bei den religiösen Mystikern. Diese sind bei weitem noch nicht ausgestorben, nur daß sich in der modernen Einsamkeit das Beten des frommen „Einsiedel“ in das Denken des unabhängigen Philosophen verwandelt hat.

Wie denkt er aber zunächst von seiner Einsamkeit selbst? Welches Recht und welchen Inhalt giebt er ihr der modernen Gesellschaft gegenüber, von der er sich absondert, und deren Begriff, wie erwähnt, ein so unermesslicher, Alles umfassender geworden ist? Mit Wahrheit sagt Moriz Lazarus:

„Der Mensch besitzt und spricht seine Sprache nicht als ein Einzelner; der Mensch ist in seiner Natur wie in der Kultur ein geschichtliches Wesen; in Allem,

was er erstrebt, was er vermag, was er leistet, hängt er mit der Geschichte der Vorfahren und der Mitlebenden zusammen. Mensch im wahren Sinne des Wortes, gesunder, entwicklungsfähiger und thatfertiger Mensch ist er nur in diesem Zusammenhang, welchem er ja auch ursprünglich sein Dasein, seine Geburt von den Eltern verdankt.“

Gegen die ethische Mahnung, in solchem Zusammenhang zu bleiben, die in vorstehenden Worten zu liegen scheint, würde sich die moderne Isolierung auflehnen, wenn sie die der subjectiven Laune, des Egoismus oder selbst die des Trübfinns wäre. Als philosophische Einsamkeit jedoch ist sie die Beistimmung. Denn als philosophische kann sie nur bestehen, wenn sie sich mit voller Einsicht streng als Gegensatz zur modernen Gesellschaft faßt — und auch der Gegensatz ist ein Zusammenhang. Pol und Pol können sich gegenseitig ausschließen, aber sie gehören mit einander zu derselben Achse. Die moderne Einsamkeit hat volles Bewußtsein davon, daß ihre exceptionellen Denkergebnisse in die Gesammtheit zurückkehren und in ihr weiterarbeiten. Alles Gedachte ist für Alle gedacht. Ob es in Wenigen oder in Vielen weitere Gedanken ansetzen soll — die Entscheidung hierüber liegt im verborgenen Sinn und Geist des Weltgeschickes, und sie vollzieht sich mit unabänderlicher Nothwendigkeit.

Der Gegensatz zur Gesellschaft kündigt sich im Philosophen aus Herzensbedürfniß zunächst als ein dunkles Gefühl an; die Opposition gegen die Gesellschaft ist in ihm vor Allem: Trieb zur Einsamkeit. Das Unaussprechliche in seinem Gemüthe verheißt auch seinem Geiste, wenn in ungestörter Stille darauf geachtet wird, die Lösung des Weltproblems und stimmt ihn feindlich gegen das Treiben und Lärmen, das Wollen und Streben der Welt. Aus der Entzweiung mit ihr geht als philosophische Folge nothwendig die Abneigung gegen den Pantheismus hervor. Wie könnte es auch anders sein? Dem Pantheismus ist das Göttliche die innigste Vereinigung und Verschmelzung mit der Welt, die Bejahung des Welt-daseins, während der Einsame sich mit der Welt entzweit hat und das Göttliche in seinem Gemüthe ihm nur außerhalb der Welt,

nur als Verneinung des Weltbafens fühlbar wird und denkbar erscheint.

Ich habe mir die Widersprüche und Unmöglichkeiten im Pantheismus niemals so leicht aus dem Kopfe schlagen können wie der lebensfrohe Optimismus. Wer gern tanzt, dem ist bekanntlich leicht gepiffen, und der Optimismus greift mit beiden Armen leidenschaftlich nach dieser Welt und tanzt fröhlich mit ihr umher. Der Pantheismus ist die passende lärmende und betäubende Musik zu dem optimistischen Tanze, und man kann sich daher nicht wundern, daß er seit Spinoza das Lebenselement einer stets nach neuen lebendigen Daseinsformen ringenden Cultur geworden ist.

Indessen reicht dasjenige, was Kernpunkt und Wahrheit im Pantheismus ist, um volle acht Jahrhunderte hinter Spinoza zurück, und ich kann es mir nur schwer versagen, was der Scholastiker und Kirchenvater Johannes Scotus (Erigena) in lateinischer Sprache zurückgelassen hat, zu wiederholen. Denn die Unausprechlichkeit des Unendlichen, welches durch jede ihm beigelegte Eigenschaft begrenzt und folglich aufgehoben wäre, der Satz also, daß alles Bestimmen ein Verneinen ist und das Unendliche daher durch jedes Prädicat verendlicht würde, wird von jenem Scholastiker des neunten Jahrhunderts mit bezaubernder Inbrunst gepredigt. Wunderbar stimmt diese Lehre, wenn sie von allen spinozistischen Consequenzen losgeschält wird, zu der Philosophie der Einsamkeit, die ihren logischen und metaphysischen Stützpunkt an Kant hat, und zwar ausschließlich an seiner theoretischen Philosophie, an der Kritik der reinen Vernunft. Denn ist die Unausprechlichkeit des Unendlichen etwas Anderes als die Unerkennbarkeit des Dinges an sich?

In dieser Unerkennbarkeit liegt aber auch die Vereinsamung des menschlichen Geistes, und einseitig betrachtet, müßte die Unerkennbarkeit ein beständiges Gefühl schauerlicher Verlassenheit hervorrufen; denn eine unübersteigliche Kluft trennt uns von dem höchsten Lebensgute, das Glück und Erkenntniß zugleich wäre und Beides für immer versagt, und das Herz scheint sich verbluten zu müssen an dem furchtbaren Widerspruch, daß wir vom Unerkennbaren in die Einsamkeit gestoßen

sind, nichts von ihm wissen können — und dennoch so viel von ihm wissen, daß es alle unsere Sehnsucht und Liebe ist.

* * *

Wer sich dem unsäglichen Schmerz dieses Widerspruchs unterworfen fühlt, der braucht die Einsamkeit nicht erst zu suchen; er ist einsam mitten in der Gesellschaft, und in der modernen ungleich mehr, als er es jemals in einer früheren gewesen wäre. Denn während er sich das Höchste versagen muß, während er auf das Einzige zu verzichten sich gezwungen sieht, was sich als Himmel über das irdische Dasein wölben könnte, umgiebt ihn von allen Seiten ein Trachten, das, leidenschaftlicher und begieriger als jemals, die suchenden Augen auf den niederen Erdboden gerichtet, sich nichts versagen und auf nichts verzichten will und die Früchte dieses Bodens schon für das Höchste hält, was zu erreichen wäre.

Denn Schmerz ist es natürlich, nach einer Abhülfe, einer Veröhnung, einem ausreichenden und ausgleichenden Trost zu ringen. Nach ihm muß zuerst bei denjenigen geforscht werden, welche als unmittelbare Nachfolger Kant's den Schmerz zunächst mit empfanden und wahrhaft grandiose Anstrengungen unternahmen, um eine Brücke zu bauen über die von Kant zum ersten Male dem logischen Bewußtsein aufgedeckte Kluft zwischen der Wirklichkeit und der Wahrheit, zwischen der gegebenen Welt, wie sie erscheint, und der ersuchten Welt, wie sie niemals erscheinen kann.

Von den Baumeistern der scheinbaren Ueberbrückung giebt es eine ganze Reihe, und einer nach dem anderen hat sich gerühmt, das Werk vollendet zu haben. Natürlich wendet sich der Trostbedürftige gleich an denjenigen unter ihnen, der sie alle in sich zu schließen und dabei zur höchsten Blüthe der Entwicklung gebracht zu haben den Anspruch erhebt.

Entwicklung ist ja das Princip und zugleich die Methode des Hegel'schen Systems. Nebenbei bemerkt, wird es für die nur mehr aus geschichtlichem Interesse in das System sich Vertiefenden immerdar eine staunenswerthe Leistung bleiben, ein

Princip schon durch die Methode seiner Darlegung zu verwirklichen und hinwieder die Methode als den ganzen Inhalt nachzuweisen, welcher das Princip durch seine Thätigkeit erreichen will.

Schon dieses Lob der Organisation des Systems werden heutzutage nur mehr diejenigen verstehen, die sich aus geschichtlichem Interesse in das System vertieften. Denn ein anderes Interesse, ein Herzensbedürfnis gibt es heute für dasselbe nicht mehr. Vielleicht existirt kein zweites Beispiel, daß ein System historisch, man könnte fast sagen archäologisch, noch in demselben Jahrhundert geworden wäre, in welchem es den lebendigen Antheil der Jugend gewonnen, Schule und Epoche gemacht hatte.

Dem an der Philosophie mit dem Entbehrungschmerz seines Gemüths Betheiligten drängt sich also zunächst die Frage auf: wie konnte in einer Weltanschauung, die so rasch abgestorben ist, dennoch eine Zeit lang das Lebendige sein, die studirende Jugend, ihr begeistertes Verständniß, ihre Liebe erobern?

Weder das Princip noch die Methode, noch die oben gerühmte Verschmelzung beider in der Organisation des Systems haben das stürmische und doch so rasch verwehte Wohlgefallen dafür erregt. Es giebt vor, die Wissenschaft vom Begriffe zu sein, und ist aus Begriffen zusammengeleht. Seine Anziehungskraft beruhte auf der bisher psychologisch noch nicht erschöpfend erklärten Magie des Begriffes.

Dieses zauberhafte Blendwerk verwandelt den alltäglichsten Gegenstand des gemeinen Lebens in ein wunderbares, in ein überirdisches Wesen. Dies geht folgendermaßen zu:

Wir stellen uns zum Beispiel einem Baume gegenüber, wie er in seiner ganzen empirischen Wirklichkeit beschaffen ist. Da sehen wir ihn denn an einem bestimmten Orte, so daß er zu dem uns gegebenen Raum gehört, und wir sehen ihn in einem bestimmten Augenblick, so daß er einen Theil unserer Zeit ausfüllt. Außerdem wissen wir, daß unzählige und tausendfach verschiedene Umstände sich zu einer langen Kette von Ursachen und Wirkungen zusammensügen mußten, damit wir den Baum hier und jetzt erblicken, ja damit überhaupt wir es sind, die ihn erblicken.

Wenn wir nun nicht zufällig ein ästhetisches oder ein naturwissenschaftliches oder ein pomologisches Interesse an dem Baume haben — lauter Interessen, die nicht nothwendig zur Existenz des Baumes gehören — dasjenige, was absolut unerlässlich dazu gehört, damit er in seiner ganzen Wirklichkeit vor uns stehe, nämlich Raum, Zeit und Causalität, wird uns nicht im geringsten in unserer totalen Gleichgültigkeit für den Gegenstand zu erschüttern vermögen. Der Raum ist der trübselige dieser Erde, in welchem wir uns selbst bewegen; die Zeit möchten wir mit etwas Besserem ausfüllen als mit seiner Betrachtung; die lange Kette von Ursächlichkeiten, die nöthig war, auf daß er uns gegenüberstehe, hat ja auch Alles verschuldet, was wir als Dulden und Vermiffen empfinden, und als Galeerensclaven dieser unerlässlichen Daseinsbedingung hören wir bei jedem Schritte, den wir selbst thun, die Kette an unseren Füßen rasseln.

Wie durch einen Zaubererschlag verändert sich dies Alles, sobald wir nicht den Baum in seiner empirischen Wirklichkeit, sobald wir vielmehr nur den Begriff des Baumes vor uns haben. Der Begriff des Baumes ist nicht der Baum hier, also nicht im Raume, auch nicht der Baum jetzt, also nicht in der Zeit; er ist auch nicht gerade dieser bestimmte, individuelle Baum, der von der Kette der Causalität in der beschränkten Endlichkeit der Erscheinungswelt festgehalten wird. In der Aufhebung des Raumes gewinnt der Begriff die Unermeßlichkeit des Himmels, in der Aufhebung der Zeit den beseligenden Anhauch der Ewigkeit, in der Aufhebung der Causalität die Befreiung von der irdischen Last und Schwere, von der langweiligen Pendelbewegung zwischen Ursache und Wirkung. Die Erlösung des Objectes von all diesen Klammern und Fesseln seines irdischen Daseins verbreitet über den bloßen Begriff des Objectes einen Nimbus, welcher das Herz erfrischt und erhebt, den Geist in reinere Lüfte, als auf dieser Erde walten, emporträgt.

Diese magische Wirkung des Begriffes würde jedoch nicht lange anhalten, sondern früher oder später der besonnenen Reflexion weichen, daß jeder Begriff das Denproduct einer endlichen Subjectivität und nichts weiter ist, also indirect abhängig

von allen irdischen Lebensbedingungen bleibt und mit der Persönlichkeit zu Grunde geht. Wie anders jedoch, wenn im Gegentheil die Persönlichkeit nur das Product des Begriffes wäre, der durch sie hindurchginge, sich in ihr vergänglich manifestirte, in Wahrheit aber selbständig wäre und sich von selbst bewegte, so daß die Selbstbewegung der Begriffe das eigentliche Wirken und Weben des Weltprocesses ausmache!

Diese Wissenschaft vom Begriffe hat das Hegel'sche System annehmbar zu machen versucht, und in Anbetracht, daß durch solche Herabsetzung der persönlichen und individuellen Qualempfindung zu einem für den Weltproceß des Allgemeinen gänzlich bedeutungslosen Moment, zu etwas Zufälligem, Unwesentlichem, ja Berächtlichem eine Befreiung des Gemüthes momentan gegeben zu sein schien, haben sich auch in der That eine Zeit lang Tausende dafür erwärmt. Um jedoch das Endergebniß dieser Philosophie zu verstehen und zugleich zu sehen, wie es zuerst noch größeren Enthusiasmus erwecken, dann aber um so feindseliger abgestoßen werden mußte, haben wir noch einen Augenblick bei der Selbstbewegung der Begriffe zu verweilen.

Der beseligende, weil scheinbar von der irdischen Lebensschwere losgelöste Begriff umfaßt mit dem Object auch dessen Gegentheil. Es tritt eine Entzweiung im Begriffe ein, der Gegensatz, der Widerspruch bildet sich abermals zu einem Begriffe heraus. Beide könnten nicht neben einander bestehen, und ebenso wenig könnte der eine im anderen untergehen. Im Kampfe entwickeln sie sich zu einem dritten, erweiterten Begriff, der sie in sich aufnimmt, so daß sie auf dieser höheren Stufe weiter bestehen, aber nur als aufgehobene Momente in dem höheren Begriffe enthalten sind.

Auch in diesem tritt wieder die Entzweiung ein, immer höher werden die Stufen, bis der Geist in die absolute Idee, in sich selbst zurückkehrt. Seine Selbstentäußerung, daß er sich als absolute Idee aufgeben konnte, um ein Anderes zu werden, nämlich die Welt, war sein eigener immanenter Widerspruch; der Proceß der Natur und der Geschichte ist nur der Gang, den er unternimmt, um

den Widerspruch aufzuheben, um aus der Selbstentäußerung mit voller Befriedigung wieder zu sich selbst zurückzukommen.

Die Selbstbewegung der Begriffe ist daher nichts Anderes als der unaufhaltsame Fortschritt zu einer immer höheren Gestaltung der Dinge bis zur Realisirung der höchsten Idee. Es ist begreiflich, daß dieser metaphysische Optimismus, welcher eine stets wachsende materielle und geistige Bervollkommnung der Welt, des Allgemeinen, zur Perspective hat, die Herzen der Jugend im ersten Augenblick zum Enthusiasmus entflammen mußte. Was waren ihr, die sich so gern selbst einem erhabenen Ziel zum Opfer bringt, der verzweiflungsvolle Untergang von Generationen und Nationen, die ungeheuren Kämpfe, die Wunden und Schmerzen des Menschengeschlechts, wenn dadurch die Realisirung der höchsten Idee erkauft wurde? Jedermann, ob Weltooberer oder Tagelöhner, war nur bewußt oder unbewußt ein gemeiner Knecht dieser Idee, er diente einzig und allein ihren Zwecken, während er nur seine eigenen zu verfolgen glaubte. Das war die List des Weltprocesses, und da sich in diesem die höchste Vernunft mit absoluter Nothwendigkeit verwirklichte, so mußte auch alles Vernünftige zum Sein gelangen und alles Seiende vernünftig sein.

All' dieser Taumel und Hexensabbath entsprang der wunderbaren Magie des Begriffes. Was ist aber im Lichte des natürlichen, gesunden Menschenverstandes der Begriff? Absolut nichts weiter als eine armelige Krücke des Denkens, eine Hilfsconstruction des beschränkten Bewußtseins, das nicht zwei verschiedene Gedanken gleichzeitig auszudenken, mit seiner Wahrnehmung sich nicht in zwei verschiedene Dinge gleichzeitig zu vertiefen vermag. Es vereinigt daher die Verschiedenheiten zu einem und demselben Begriff, eine wissenschaftlich angenommene Fiction. Denn das Bewußtsein ist sich vollkommen klar darüber, daß es am Begriff keine Wirklichkeit hat, daß er nur gemeinsame Merkmale der Dinge, nicht aber diese selbst mit einander vereinigt und vielmehr gezwungen ist, die Specialität und Individualität der Dinge, ihr wirkliches und nur in der Vereinzelung vorkommendes Dasein und Wirken, zu Gunsten eines be-

stimmten logischen Zweckes einstweilen gänzlich unberücksichtigt zu lassen.

Die Fiction, die Phantasmagorie des Begriffes, fälschlich zur höchsten Wahrheit erhoben und für Weltweisheit ausgegeben, hat auch die Hegel'sche Rücksichtslosigkeit gegen das Individuum zur naturgemäßen Folge. Der Moloch der absoluten Idee hungert beständig nach Opfern und Individuen; Familien, Geschlechter, Nationen, der ganze Menscheninhalt langer Zeitepochen werden ihm gleichmüthig und erbarmungslos in die glühenden Arme geworfen. Und weshalb? Damit ein Fabelgott sich verwirkliche, dessen erstes Geschäft, wenn er ein Gott wäre, das Fluchen sein müßte, um solchen Preis verwirklicht worden zu sein.

Die Reaction gegen diese aufs äußerste getriebene Begriffsfiction der Hegel'schen Allgemeinheit blieb auch nicht aus. Mit Abscheu und Entsetzen verwarfen die Menschen den Gedanken, dem Zukunftsglück eines Fabelgottes geschlachtet zu werden; sie nahmen vielmehr alles materielle Glück der Erde mit ebenfalls übertriebenem Eifer sogleich für ihre Gegenwart in Anspruch. Zeuge dessen ist das utilitarische Treiben und Wogen und der ganze materialistische Hang unserer Tage. Das Gebäude der Hegel'schen Philosophie ist darüber, wie gesagt, Gegenstand literarischer Archäologie geworden. Und es ist doch erst fünfzig Jahre alt.

Der Philosoph aus Herzensbedürfniß jedoch hat sich aus der Hegel'schen Allgemeinheit nur um so verlassener und trostbedürftiger in seine Einsamkeit zurückbegeben. Die mit den Begriffen getriebenen Orgien haben ihn belehrt, daß nur der Singular, daß nur das Ich, das Du, das Er die Beschaffenheit des Wirklichen an sich trägt, daß aber der Plural, das Wir, eine blendende Täuschung ist, die verhängnißvolle Consequenzen hat, wenn sie statt als Hilfsconstruction als Basis politischer, socialer, philosophischer Systeme betrachtet wird. Das Hegel'sche Zusichselbstkommen des Geistes, nachdem er sich früher seiner selbst entäußert und an die Welt hingegeben hat, vollzieht sich nur einsam in der Persönlichkeit. Das denkende Individuum, der Geist als solcher, geht in ununterbrochener Einsamkeit über die Erde. Die Menschheit ist ein Begriff, der Mensch ist

eine Thatsache. Der Begriff bewegt sich nicht; die Menschheit schreitet nur im Menschen fort.

In seiner nothwendigen geistigen Vereinsamung gewinnt der fortgeschrittene Mensch ein immer stärkeres Gefühl seiner Verwandtschaft mit dem Unendlichen.

„Uns Allen wohnt ein geheimes, wunderbares Vermögen bei,“ sagt Schelling, „uns aus dem Wechsel der Zeit in unser innerstes, von Allem, was von außen hinzukam, entkleidetes Selbst zurückzuziehen und da unter der Form der Unwandelbarkeit das Ewige in uns anzuschauen. Diese Anschauung ist die innerste, eigenste Erfahrung, von welcher allein Alles abhängt, was wir von einer übersinnlichen Welt wissen und glauben. Diese Anschauung zuerst überzeugt uns, daß irgend Etwas im eigentlichen Sinne ist, während alles Uebrige nur erscheint, worauf wir jenes Wort übertragen. Sie unterscheidet sich von jeder sinnlichen Anschauung dadurch, daß sie nur durch Freiheit hervorgebracht und jedem Andern fremd und unbekannt ist, dessen Freiheit, von der eindringenden Macht der Objecte überwältigt, kaum zur Hervorbringung des Bewußtseins hinreicht.“

Der Einsame steht mitten unter den Erscheinungen mit der verzehrenden Sehnsucht nach dem, was nicht erscheint und einzig und allein ist, nach der metaphysischen Realität. Der Schmerz jedoch um das Unerreichliche der Seligkeit ist selbst eine Seligkeit, denn er ist das Bewußtsein von ihr.

Jean Paul vergleicht einen großen Wasserfall in der Schweiz, der in einem so mächtigen Bogen fällt, daß man unter demselben vor dem Regen geschützt ist, mit einem großen Schmerz, der das Eindringen der kleinen Leiden des menschlichen Lebens in die Empfindung verhindert. Der große Schmerz, auf das höchste Gut der Erkenntniß verzichten zu müssen, ist begleitet von dem heiteren, weil befreienden Verzicht auf jedes heiße Trachten und Begehren nach den gemeinen Lebensgütern.

Durch diese doppelte Resignation wird die Einsamkeit zum Quietismus. Dieser ist aber keineswegs, wie so oft fälschlich vorausgesetzt wird, die Unthätigkeit des Geistes, sondern einzig und allein die Ruhe der Leidenschaft.

Die Thätigkeit des Quietismus ist eine zweifache: ästhetisches Betrachten und sittliches Handeln.

Wird den Gegenständen jede eigennützig Beziehung auf unsere Leidenschaften entzogen, dann rücken sie von selbst unter den Gesichtspunkt der Ewigkeit, deren Lichtstrahl als Schönheit auf die Erde fällt und deren unbegreiflicher Inhalt sich in der ethischen Gestalt der Aufopferung irdisch verwirklicht.

Mit Absicht habe ich die Hegel'sche Verallgemeinerung alles Lebens ausführlich dargelegt, damit sich der Gegensatz, die Ethik der Einsamkeit, um so deutlicher davon abhebe.

Wer wird der Welt den Fortschrittsglauben stören oder rauben wollen? Er ist nicht widerlegbar, aber auch nicht beweisbar und gehört darum überhaupt nicht in die Philosophie. Er ist eine Religion wie eine andere; er hat seine Priester, aber auch seine Pfaffen, seine Märtyrer, aber auch seine Fanatiker. Der Fanatismus des Fortschrittsglaubens verhärtet das Herz gegen die Leiden der Einzelnen, um es zu Gunsten der Idee, für die Interessen einer bloß begrifflich vorhandenen Gemeinsamkeit weich und empfänglich zu erhalten. Diese Richtung

hat sogar bereits eine „Socialethik“ hervorgetrieben, welche die spontanen und heiligen Regungen der Selbstverleugnung und der Aufopferung in den Mechanismus einer erzwungenen Gesetzeserfüllung zu verwandeln trachtet. Die Socialethik peitscht den Hausbettler mit Ruthen hinweg, weil sie ihren Pfennig schon pflichtgemäß an den allgemeinen Unterstützungsverein abgegeben hat.

Wie der Fürst beim Besuche des Hospitals geht die individuelle Ethik von einem Leidensbett auf Erden zum anderen. Sie will nicht einen Collectivbegriff von Tausenden in ferner Zukunft beglücken, sondern tausend Einzelne in unmittelbarer Gegenwart. Ist doch das Schicksal eines jeden Menschen eine Geschichte für sich allein, nicht nothwendig im Zusammenhang mit den allgemeinen Calamitäten, welche die Natur verhängt. Die Individualethik der modernen Einsamkeit bringt den vom Schicksal zur Einsamkeit Verurtheilten ihren Beistand. Denn wie ich es in meinen Gedichten lyrisch ausdrückte:

Hat Natur der Welt gemeinsam
Sturm und Dunkel zugebacht —
Das Geschick bereitet einsam
Jedem seine eigne Nacht.





Streifzüge in die Karpaten.

Von

Sophus Ruge.

Ueber den Jablunkapass.

Unter den Gebirgen Central-europa's nehmen die Karpaten eine hervorragende Stelle ein. Zwar stehen sie an Großartigkeit und Majestät hinter den Alpen zurück, übertreffen dieselben aber an Länge; denn der mächtige Bogen, den sie von Brestburg bis zum eisernen Thore um das Tiefland der Magyaren schlagen, entwickelt sich in längerem Zuge als die Alpenketten von Marseille nach Wien. Beide Gebirgswälle bildeten im frühen Alterthum die Grenze der Kenntniß bei den südeuropäischen Völkern. Herodot, der Vater der Geschichte, hatte nur eine dunkle Kunde von ihnen, ihm klingen ihre Namen aus so weiter Ferne herüber, daß er sie für Flüsse hielt und als Alpis und Karpis unter den Nebenflüssen der Donau aufführte. Aber während etruskische Händler und römische Heere die Alpenpässe überschritten und die Standarten der Legionen sich am Donaustrande aufpflanzten, blieb der nördliche Karpatenzug selbst einem Strabo noch unbekannt, und erst Ptolemäus kennt den jetzt üblichen Namen.

Wir wissen auch nicht, ob ein Händler damals über das Waldgebirge sich einen Weg gebahnt. Zwar erwähnt Plinius in seiner Naturgeschichte (im 37. Buche, Cap. 11), daß ein römischer Ritter unter Nero von Carnuntum an der Donau unterhalb Wien an die Bernsteinküste gezogen, doch wird er wohl die kleinen Karpaten zur rechten Hand gelassen haben und im Marchthale nordwärts gewandert sein. So blieb also im Alterthum jenes Gebirge fast ganz unbekannt und bildete wohl auf lange Zeit eine natürliche Scheidung der Völker. Ob nicht auch bei ihren Wanderungen gegen Westen schon in der Urzeit die Kelten und Germanen durch diesen waldigen Ländergürtel geschieden waren? Spätere Vögen der Wandervölker stauten sich allerdings nicht an den Karpaten auf, sondern brachen schäumend und verheerend hinüber. Germanen und Hunnen, Slaven, Magyaren und Mongolen drangen von Nordwesten oder Südosten über den Gebirgswall; und nehmen wir auch noch die von Süden hereinbrechenden Osmanli dazu, dann haben auf dem Flachboden Ungarns die

Völkerverschiebungen und das Ringen um Herrschaft und Besitz im Binnenlande fast tausend Jahre länger gedauert als in Westeuropa. Und was den erobernden Herren in Ausnützung des Bodens nicht gelang oder nicht behagte, das haben aus der Fremde ins Land gerufene Colonisten geleistet oder haben aus der Walachei herüberkommende Hirten benutzt. Dazu gesellten sich endlich noch die Söhne Israels und die braunen Kinder Hindostans, die Zigeuner.

So bietet sich innerhalb des Karpatenringes ein so buntes, buntfarbiges Völkergemälde, wie wir es sonst im Herzen von Europa nirgends wiederfinden. Ob es aber den gegenwärtig herrschenden Magyaren jemals gelingen wird, diese heterogenen ethnischen Massen zu verschmelzen und die sich kaum berührenden Kulturschichten, welche alle diese Stämme und Sprachen innehaben, einander näherzubringen, darf man wohl für die nächsten Jahrhunderte bezweifeln. Bunt und originell, bildet diese Menschenstaffage einen der vornehmsten Reize des Landes für den fremden Reisenden.

Aber auch das Gebirge selbst ist in seinen Formen so wechselvoll und reich, daß es das Interesse des Beobachters immer wach erhält und nie abstumpft. Mag auch der Karpatensandstein, der sich in seiner geologischen Natur unmittelbar an die nördliche Alpenzone anschließt, den Charakter des Gebirges beherrschen, so haben sich doch daneben und darin Gneis- und Granitstöcke von furchtbarer Wildheit, wie die Tatra, oder Trachytmassen wie in dem Matragebirge, erhoben und durchgedrängt, wodurch die Mannigfaltigkeit der Contouren gesteigert wird.

Und da von einem großen Theile Deutschlands aus diese höchst anziehende Bergwelt ebenso leicht zu erreichen ist als die Alpen, so darf man sich in der That wundern, warum die Karpaten doch noch verhältnißmäßig so wenig besucht sind. Außer dem Schau- und Prachtstück derselben, der Tatra, sind aber diese Gebirge noch nicht Mode. Ich lasse diesmal die vielbeschriebene Tatra bei Seite oder genauer vor mir in der Ferne liegen; ich will mich nur gleichsam in ihrem Vorzimmer halten, um zu zeigen, daß auch die Gebiete, an denen der

Touristenschwarm in dampfender Eile vorüberfliegt, die volle Beachtung des Naturfreundes verdienen.

Das Dampfroß hat uns durch Schlesien auf der Hauptlinie bis zur ersten österreichischen Grenzstation, nach Oberberg, getragen. Die Ebenen liegen hinter uns, das blaue Gebirge dämmert vor uns auf. Von Oberberg führen die Schienenwege entweder durch Mähren nach Wien oder durch die Karpaten nach Pest. Auf diesem Wege zur Hauptstadt Ungarns werden wir durch die ganze Breite des Karpatenzuges geführt. Hinter Oberberg, welches an der Grenze des Berglandes liegt, treten wir, die Kohlenregion durchschneidend, ins Delsathal ein. Dasselbe verengt sich gegen Teschen immer mehr; diese freundliche und gewerbreiche Stadt ist die drittgrößte im österreichischen Schlesien. Auf einem schmalen Hügelrücken, welcher besonders steil zum Delsathal abfällt, dehnt sich die Stadt lang hin. Auf einem bewaldeten Hügel thront das alte Schloß mit seiner wettergrauen Warte. Die Thürme der Stadt, und darunter namentlich der weit sichtbare Thurm der protestantischen Kirche, und rings umher die hellen, schmucken Häuser heben sich scharf vom dunklen Waldblau der Bestiden ab; ein malerisches Bild. Weiter ins Bergland hinein und hinauf berühren wir den kleinen Ort Jablunkau, unweit der Biegung der Delsa, wo dieselbe aus dem oberen Längenthal ins untere Querthal übergeht. Der Feldbau reicht ringsum noch bis zu halber Höhe an den Berglehnen hinan. Schanzen werden auf den kahlen Höhen sichtbar, gleich darauf überschreiten wir durch einen langen Tunnel die Wasserscheide. Das bedeutendste unter diesen Befestigungswerken, welche auch jenseits des Tunnels den berühmten Jablunkaupass beherrschen, trägt bei den Bewohnern den Namen der Heiduckenschanze. Jetzt ist sie verfallen und hat ihre Bedeutung verloren. Aber mehrere Jahrhunderte hindurch spielte sie in der Kriegsgeschichte eine bedeutende Rolle. Schon im sechzehnten Jahrhundert, als um 1541 die Türken von Ungarn her in Schlesien einzubrechen drohten, wurden die ersten Vertheidigungswerke aufgeworfen. Dann hielt sie 1626 der von Wallenstein verfolgte Mansfeld längere

Zeit besetzt, ehe er sich mit Gabriel Bethlen vereinigte. Und endlich eroberte auch Friedrich der Große sie im ersten schlesischen Kriege, am 2. Februar 1741. Da die Nachbarberge diese Schanzen überragen und beherrschen, hat man sie in neuerer Zeit verfallen lassen; nur Grenzjäger hielten dort noch Wache. Auf der Südseite, in Ungarn, fällt die Bahn rasch zum Waagthal. Auf der ungarischen Seite aber fehlt der Wald oder ist wüst und ohne Zusammenhang. Auf den kahlen Höhen dehnt sich Weideland. An den Blockhäusern fallen originelle Holzschnitzereien am First auf und neben den malerischen Häusergruppen winzige, schmale Ackerfluren.

Der erste größere Ort ist Czacza, dann kommen kleine Häuserhaufen an der Berglehne, am Bache, am Waldbusch. Sie haben keinen Schornstein, höchstens ein oder zwei viereckige Fensterchen. Eine Dorfstraße ist zwischen dem unregelmäßigen Haufen kaum denkbar.

Wir sind im Thale der Kisuczka, das heißt kleine Gasse, welche zur Waag fließt. Während auf der Nordseite des Gebirges das polnische Element bis zur Paßhöhe dringt, besetzen die Slowaken die südlichen Gehänge. Ueberall hantieren sie hier in ihrem grauen Kleide und schwarzen Filzhut; aber es erscheint Alles so unbedeutend, als wollte es sich der Beachtung entziehen: kleine Häuser, kleine Felder, kleine Menschen in einer großen ungebändigten Natur!

Durchs Waagthal zum Krvaschlosse.

Beim Städtchen Sillein erreichen wir den mächtigen Waagfluß selbst, der aus zwei Quellbächen sich bildet, von denen der nördliche Arm, die weiße Waag, von der westlichen Pyramide der hohen Tatra, dem stolzen Krivan, herabstürzt, der südliche Arm, die schwarze Waag, an den Waldhöhen der Königsalpe entspringt. Das Waagthal bildet eines der bedeutendsten Längenthäler der nördlichen Karpaten und bahnt, durch die Comitate Thurocz, Piptau und Zips sich erstreckend, den schönsten und bequemsten Zugang zu den großartigsten Scenerien des ganzen Gebirges. Sillein liegt in bequemer Thalweite auf einem Hügelzuge an dem Flusse,

mit großen weißen Thürmen. Der Blick streift weit nach Süden über ein Berggelände von mäßiger Erhebung; eine grandiosere Gebirgswelt baut sich im Osten auf, woher das breite Wasser heranfluthet. Eine wunderbare Wetterbeleuchtung lag in den Zügen der wilden Magura, die in ihrer Gestaltung an die böhmischen Mittelgebirge und das Eger-Bergland unterhalb Karlsbad erinnert, aber dreimal höhere Gipfel aufthürmt. Von tiefblauen Tinten stufte sich der Landschaftston ab bis in sonnenlichtes Grau. Da sind keine langgedehnten Höhenlinien ohne markirte Kuppen, sondern überall energische Individualitäten. Lauter Magnaten, jeder hart und trozig: so steigen diese Berge empor. Scharfkantige Bergschneiden sind eine Eigenthümlichkeit dieser Gebirge. Die zackigen Kämme der Magura erheben sich überall über die Baumregion und sind nur in dürftigen Rasen gekleidet.

Warum suchen unsere Maler diese Gebirge nicht auf, die dazu noch von einer originellen Staffage der Menschenwelt belebt sind?

Von Sillein geht es an der Waag aufwärts nach Osten. Der Thalkessel verengt sich, die Bergmassen rücken hart an den ungezähmten Strom heran. Wie ein Löwe lauert vor dem Engpaß die sagenreiche Burg Strecšno, ein „Schreckenstein“ von düsterer Majestät, unter dem sich der Fluß mühsam aus den beklemmenden Bergen hervorwindet. Mittelst Brücken und Tunnels ringt sich die Bahnlinie hindurch, und mitten im Engpaß hängt noch ein altes, unersteiglich scheinendes Raubnest, Dvar, auf nackter Felsenwand über den wirbelnden Wassern, auf denen eben ein kleines Floß mit zwei Slowaken gegen die Strömung arbeitet, um nicht zu zerschellen. Ein grausiger Anblick, der aber bald entschwindet; denn das Gelände öffnet sich wieder in lachender Breite, und wir gelangen zur großen Knotenstation Rutka, wo die südliche Bahn nach Pest abzweigt.

In gleicher Weise folgen noch mehrere Durchbrüche und mehrere Flachböden auf einander, immer an der Waag aufwärts.

Wir bohren uns zum zweiten Male in die Bergmassen ein, wieder brauft der

Zug in einen Felsentunnel und zeigt uns an der Oeffnung die bedeutenden Contouren des hohen Choë. Von Norden her mündet der reißende Zufluß der Waag, die Arva; dieselbe dringt aus einer dunklen Schlucht hervor, welche kaum einer Fahrstraße neben dem grünlichen Wasser Raum giebt. Dieser zweite Durchbruch ist zwei Meilen lang und endigt erst beim Städtchen Rosenberg. Das Land weitet sich wieder und bildet eine erhöhte Thalstufe bis St. Miklosh (Miko-

Wir machen Quartier im Wirthshause eines dortigen Weinhändlers und finden hier freundliche Bedienung und mäßigen Ansprüchen genügende Reinlichkeit. Den Abend benutzten wir trotz drohenden Regens noch zu einem Ausfluge auf den mit Betstationen besetzten Capellenberg, um den Anblick der Tatra und der gegenüberliegenden Djumbirfette zu genießen und uns vorläufig zu orientiren.

Am nächsten Morgen nahmen wir ein leichtes Gefährt nach dem vier Meilen



Ruine Strecsko.

laus), die Ackerfluren treten bereits gegen das Weideland zurück, auf welchem zahlreiche Viehheerden ziehen. In der glänzenden Abendbeleuchtung mit ihren indigo-blauen Wolkenschatten erscheint in schimmernder Ferne endlich die wildzerrissene Tatra mit ihrer westlichen Säule, dem hohen Arivan; über seiner Felsenpyramide wölbt sich im lichten Bergeduft ein Regenbogen. Aber der Anblick verflüchtigt sich bald wieder in einen Gewitterdunstschleier. In Rosenberg verlassen wir die Eisenbahn, um unsere Streifzüge in die Gebirge rechts und links zu beginnen. Das Städtchen liegt am südlichen Ufer der Waag, 261 Klafter über dem Meer (nach Angabe der Generalstabskarte).

entfernten Magnatenschlosse Arva. Die Straße führt nach Norden, am westlichen Gehänge des hohen Choë über die Paßhöhe von Dubowa, wo bei einem alten, plumphen Crucifix sich plötzlich der Blick auf das grüne Arvathal und den in breiter Masse sich dehnenden, fast gipfellosen Kamm der Kubinka Hola (kubinisches Gebirge) eröffnet. Der Anblick erinnert an den südlichen Steilabfall des Erzgebirges. Rasch rollt der Wagen die Windungen der guten Straße hinab, vor uns immer den massigen Gebirgskamm. In dem malerischen Dorfe Jesenowa, am nordwestlichen Fuße des Choë, gleichen einzelne Häuser mit Holzgalerien in ihrem Baustil den bekannten Schweizerhäusern.

Deutschen Namen und deutscher Sprache begegnen wir allenthalben. Nach einer Stunde hielten wir im Marktslecken Kubin, dem Hauptorte im Arvathal, vor dem Gasthause „Zum Tiroler“, und nach einer weiteren Stunde, an dem Fluß aufwärts, endete unsere Fahrt in der Nähe des Arvajschlosses. Aus dem terrassenartig aufgebauten Garten des Wirthshauses genossen wir den Anblick des höchst malerischen Schlosses, welches sich auf einem steilen, zum Theil senkrecht zum Fluß abfallenden Felsen über vier Stufenabfälle des Berges aufbaut und so aus einer Reihe von über einander liegenden Burghäusern emporthürmt.

Die einzelnen Abtheilungen sind durch gewölbte thorartige Treppengänge mit einander verbunden und doch von einander geschieden, so daß jeder Theil für sich besteht und die Besatzung, viermal hinter einander verdrängt, sich nach verlorenem Kampf immer wieder in den höheren Theil zurückziehen konnte zu neuer Vertheidigung. Das Ganze zeigt einen schweren, massigen Aufbau, zwar in leicht ins Auge fallende Gruppen gesondert, aber ohne die feine architektonische Gliederung, die an deutschen Ritterburgen entzückt.

Wir dringen durch ein eisenbeschlagenes Thor ein, ein Rundbogen ohne architektonische Zier. Im Hofraum lockt ein gekuppelter Pavillon auf der hohen Umfassungsmauer zum Ausblick ins Thal und hinüber nach der herrlichen Kuppe des hohen Choë. Je höher wir steigen, desto häufiger begegnen wir künstlich gemeißelten Wappen und Namen der früheren Burgherren, unter denen die Familien der Thurzo, Illyishazy, Tököly, Droskovicz, Eszterhazy, Erdödy und Zichy glänzen. Die Thurzo waren die eigentlichen Herren, sie besaßen einst in dem ganzen Arvagebiet von siebenundneunzig Städten und Dörfern nicht weniger als zweiundachtzig. Besonders berühmt und verehrt war der Schirmherr der Protestanten, der Palatin Georg Thurzo, Graf von Arva. — Auch ein Museum befindet sich in der Burg, welches die Fauna der Landschaft repräsentirt: Bären, Gemsen, Murmelthier, Wölfe, Wildkazen u. s. w. — Abends kehrten wir wieder nach Rosenberg zurück.

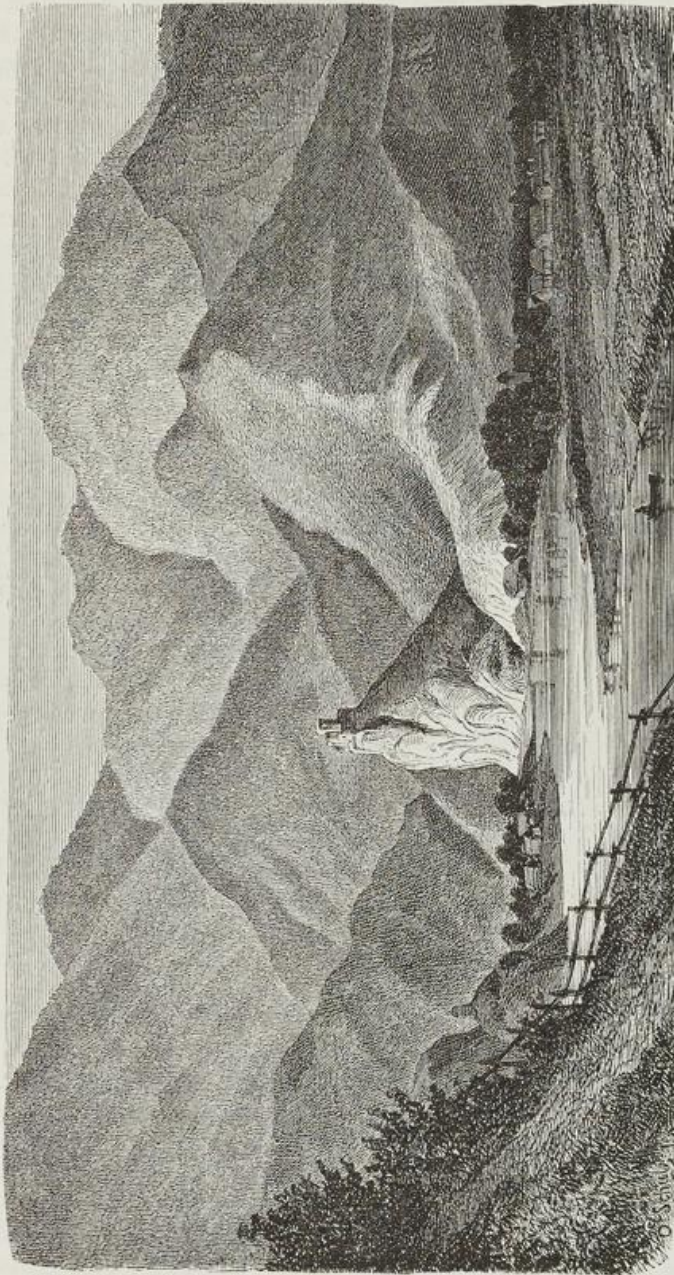
Eine Besteigung des Choë.

Den nächsten Tag bestimmten wir zur Besteigung des Choë. Unser Wirth wurde in seinem Interesse gewonnen, die Tour mitzumachen. Er war noch nicht oben gewesen, wie überhaupt Niemand in Rosenberg. Wir stellten ihm vor, daß wenn infolge der durch die Eisenbahn gesteigerten Frequenz von Touristen Rosenberg als günstiges Standquartier bezeichnet werden müsse, so würden die bei ihm einkehrenden Fremden es ihm Dank wissen, wenn er Auskunft über den Berg geben könne.

Wir fuhren also wieder auf dem Wege nach Arva bis zum Dorfe Dubowa, wo der Wirth der Dorfschenke verständigt wurde und uns zwei tüchtige Slowaken als Führer für 1½ fl. besorgte. Ihnenbürdeten wir unser Gepäck auf nebst dem erforderlichen Imbiß. Während der Zurüstung verweilten wir in der dürftigen Dorfschenke. Dieselbe lag links an der Straße und unterschied sich von den Slowakenhäusern nur durch ein schwarzes Holzschildchen über der Thür, mit dem Namen des Besitzers, der neben der geringen Gastwirthschaft auch noch einen kleinen Kramladen besaß. Die hübsche junge Frau saß mit einem Kinde an der Brust auf der Steinschwelle am Eingange. Ueber die roh gepflasterte Flur führte uns der gefällige Wirth zunächst in eine enge, schmutzige Gaststube, deren Raum noch durch einen Bretterverschlag eingeengt war, hinter welchem einige Schnapsflaschen und allerlei Waaren sichtbar wurden. Der gebielte Fußboden hatte wohl seit Jahren keine Reinigung erfahren. Es roch nach schlechtem Tabak, Fusel und Slowaken, die Luft war kaum zu athmen. Dahinter die sogenannte gute Stube besaß rohe Holzbänke, einen Tisch und selbst ein niedergesessenes Sopha. Nur das sauber bedeckte Bett sah gastlich aus, denn das Stübchen war auch zugleich das einzige Fremdenzimmer. Das Ganze machte einen sehr bescheidenen Eindruck. War der Besitzer wirklich so arm, wie man nach diesen Aeußerlichkeiten schließen durfte, oder war Alles nur auf den Verkehr mit den slowakischen Dorfbewohnern berechnet, die einem feineren Hause nicht trauten? Wirth und Wirthin

kamen mir in dieser Umgebung wie Verbannte vor, die man lieber in ein stattliches Haus mit hellen Räumen verjagt hätte.

Gottesacker, keine Blume, kein Baum ziert die Grabhügel, wenn man die kleinen Unebenheiten des Bodens — mehr flachgetretenen Maulwurfsbauern vergleich-



Streschno an der Waag.

Das Dorf Dubowa liegt am Abhänge und in einer von der Höhe des Bergstocks herabkommenden Schlucht des Choč. Der hochgelegene Kirchhof des Slowakendorfes zeigte die höchste Verwahrlosung und schauerliche Mißachtung der Gräber. Keine Mauer, kein Zaun umhegt den

bar — mit diesem Namen belegen darf. Wilde Fußwege schnitten kreuz und quer über das Todtenfeld, und Schweine wühlten am Boden. Die Luft war erfrischend kühl; während unten in Rosenberg das Thermometer 18° R. zeigte, hatte sich oben die Luftwärme um acht Uhr früh auf

12° N. gemildert. Durch eine malerische Dorfstraße zog sich der Weg in der Schlucht am südlichen Fuße der Valentovská Skala, einem klippenreichen, unbewaldeten Ausläufer des Gipfels, aufwärts. Das Thal bricht am oberen Rande kurz und steil ab, so daß man von da an auf gewundenen schmalen, mit losem Geschiebe bedeckten Viehsteigen sich mühsam durchs Gebüsch aufwärts winden muß, denn der frühere Weg war durch ein Unwetter verschüttet. Nach anderthalb Stunden gleichmäßigen Steigens erreicht man eine Art grasiges Plateau, über dessen östlichen Rand der Gipfel selbst sich in breiter Masse aufbaut. Die weite Mulde der Bergplatte bietet eine vorzügliche Alpenstrift. Der Wald wird lichter, der Weidboden ist nur noch mit einzelnen mächtigen Fichtengruppen bestanden. Weidendem Vieh, sowohl Rindern als Schafen, waren wir mehrfach begegnet. Hier trafen wir nun auch ihre Wächter: mächtige weiße Hunde mit stacheligem Wolfshalsbande (ein Zeichen, daß die Vertheidigung der Heerden nicht immer gefahrlos ist). Sie fielen uns an, wurden aber von unseren Führern beschwichtigt. Ihr Gebell lockte auch ihre Herren herbei, die slowakischen Hirten des Choè, die hier eine patriarchalische Wirthschaft führen und im Sommer einfache, rindengedeckte Blockhäuser bewohnen. Das Haupt dieser nomadisirenden Genossenschaft, ein weißbärtiger Alter, trat, als wir uns unter einer Gruppe von hohen Nadelbäumen gelagert hatten, an uns heran, einen originell aus einem Stück geschnitzten Milchkrug, dessen Handhabe ein sitzender Adler zierte, in der Hand, begrüßte uns würdevoll und hieß uns willkommen. Dann bot man uns süße und saure Schafmilch, welche letztere namentlich unseren großen Durst kühlte. Durch unseren der slowakischen Sprache mächtigen Gastgeber erfuhren wir nun, daß die Weide am ganzen Choè von der Herrschaft Arva an zwei Gemeinden für jährlich 400 fl. verpachtet wird und daß außer einer geringen Anzahl von Kühen etwa 550 Schafe hier oben Nahrung fanden. Die Heerden bleiben oben bis zur Mitte des August, und in dieser Zeit leben die Hirten fast ausschließlich von Milch und bereiten den berühmten Karpatenkäse und den geschätzten Liptauer.

Ganz gefahrlos ist das Hirtenleben nicht, denn noch immer haufen Bären hier oben und stellen namentlich den Rindern nach. Sie suchen stets, indem sie es umschleichen, ein Thier von der Herde abzudrängen, um es einsam anzufallen. Der Sprung geschieht stets nach der Kehle, um die Halsader abzureißen und das quellende Blut zu saufen. Natürlich wurden uns, die wir schon vorher beim Aufstieg immer ängstlich die dunklen Dickichte vermieden hatten, in dem verzeihlichen Glauben, daß hinter jedem dunklen Strauch auch ein solcher Viehdieb lauere, auch einige Bären geschichten zum Besten gegeben.

Eine Probe davon sei hier mit allem Vorbehalt gegeben. Acht Tage vor unserem Besuch hatte ein Bär ein Kind erwürgt. Ueber zwanzig Männer machten sich, mit ihrer unentbehrlichen Balascha bewaffnet, auf die Verfolgung des Räubers. Einer von den Hirten spürt ihn aus und faßt seine Art zum Angriff; da erhebt sich der Bär vor ihm, in der einen Lage einen mächtigen Stein — ganz homerisch —, und zerschmettert in sicherem Wurfe damit seinem Feinde das Schlüsselbein, so daß dieser von der Verfolgung abstehen muß.

Nachdem wir eine Zeit lang gerastet, ging es nun an eine Ersteigung der stumpfen Spitze. Der Aufstieg war in der heiteren, leichten Luft wenig beschwerlich, zunächst durch den parkartig mit Bäumen besetzten Grasboden bis zum Knieholz und dann weiter in mählicher Erhebung bis zur Spitze, auf welcher ein Triangulationsgerüst vom Jahre 1850 uns als Ziel vorschwebte.

Als wir um Mittag oben anlangten, fühlten wir uns keineswegs erschöpft oder erhitzt. Es herrschte völlige Stille in dem weiten Luftraum, so daß wir uns auf den höchsten Klippen ohne weitere Schutzmittel gegen Zugluft lagern konnten und uns dem wohnigen Genuße einer unbeschränkten Aus- und Rundschau überließen.

Der Choè, über 5000 Fuß hoch, verdient in der That eine hervorragende Stelle unter den Karpatenbergen. Im Osten starren die Zähne und Zinnen der Tatra, gegen Südosten erhebt sich die hochgewölbte und bewaldete Königsalpe

und davor die breite Masse des Djumbir mit den kurzen Felszacken, im Süden und Südwesten steigen die Fatra und im Westen die kahlen Kämme der Magura auf, im Norden dehnt sich der breite Damm des kubinischen Gebirges: Granit, Gneis, Dolomite, Kalk, alle Gesteine in ihren eigenen und wechselnden Gestalten. Wir hatten eine solche Mannigfaltigkeit der Bergformen um uns, wie sie wohl selten von einem hohen Standorte aus zu überblicken sind. Ich führe hier mit Vergnü-

uns ein von Süden anrückendes Unwetter, das sich schwarz über den Klippen des Djumbir lagerte, zur Umkehr. Beim Abstieg schlugen wir einen anderen bequemeren Weg ein, der uns über die Stala führte und uns längere Zeit über elastischen Weidegrund leitete. Doch gab's auch hier, wie auf allen Seiten des Bergstockes, etwas beschwerlichere Stellen zwischen den Felswänden hinunter. Am Gasthause zu Dubowa fanden wir unsere Wagen und rollten behaglich bei einbrechendem



Arvaschloß.

gen einen treffenden Ausdruck eines Reisebegleiters an, welcher von einem „Sorbitiment“ von Gebirgen sprach.

Bald waren unsere Vorrathsbehälter geöffnet, die Flaschen entfortt, und beim Knistern eines rasch improvisirten Lagerfeuers hielten wir ein durch nichts gestörtes Mahl auf luftiger Höhe. Unsere Slowaken achteten es nicht der Mühe werth, sich die Gegend anzuschauen; sie legten sich zum glimmenden Feuer und schlossen die Augen. Wir aber verweilten mit immer erneutem Interesse bei dem herzerhebenden Anblick der gewaltigen Bergmassen, Bergspitzen, Bergkegel und Berggrücken.

Nach mehrstündigem Aufenthalt drängte

Abend ins Waagthal nach Rosenberg hinab. Eine halbe Stunde vor der Stadt verließ ich das Gefährt, um die links von der Straße auf einem Hügel an der Berglehne aufragende Burgruine von Vjakava zu zeichnen. Sie macht, selbst verfallen, noch einen bedeutenden Eindruck. Der gewaltige Mittelbau muß ehemals sehr stattlich gewesen sein, als hier der natürliche Sohn des Königs Matthias, Johannes Corvinus, von seiner Burg aus das Waagthal beherrschte.

Dann wanderte ich auf der ebenen Straße durch das Dörfchen Vikaufka zurück, wo ich noch ein ländliches Genrebild beobachtete, das wohl Erwähnung verdient. Neben der Straße lief ein klei-

nes Bächlein durch Wiesengrund dem Dorfe zu. Hier saß eine junge Mutter am Wasserfaume und sang, ihr Kind wiegend, ein einfaches slowakisches Lied. Die Wiege bestand aus drei Stäben oder Stangen, die am oberen Ende mit einander verknüpft und unten zu einem Dreifuß gespreizt waren, so daß zwei Stäbe auf dem Lande, der dritte aber mitten im Bache stand. Das Kind schwebte zwischen den Stangen in einer Art von Hängetmatte über dem Bache und wurde von der Mutter durch Schaukeln in Schlummer gewiegt, unbesorgt um die Lage des Kindes, von welcher eine Städterin gewiß den Blick angstvoll abgewendet hätte.

Das Bad Korytniça.

Der folgende Morgen führte uns, den bisherigen Ausflügen direct entgegengekehrt, gerade nach Süden. Unser Ziel war das Bad Korytniça (Koritnica). Ungarn ist so reich an mineralischen Quellen,* daß man nur einen geringen Theil davon verwerthet. In der näheren Umgebung von Rosenberg liegen drei Gesundbrunnen: Lucki am östlichen Abhänge des Choč, südlich davon Tepla und jenseits der Waag in der Nähe von Njemeca Lupča, ein Sauerbrunnen. Am besuchtesten aber ist das erst vor einem Decennium bekannt gewordene Bad Korytniça, an der Westseite der hohen Djumbir-kette, in einer Entfernung von drei bis vier Meilen von der Eisenbahnstation Rosenberg. Daher ist auch in Rosenberg immer Fahrgelegenheit zu finden. Der Weg führt uns in ein enges Thal, zwischen 4000 bis 6000 Fuß hohen Gebirgszügen rechtwinkelig eingeschnitten. Der kühle, von den Berghöhen herabbringende Luftstrom und die Enge des Raumes verbieten den Getreidebau, die steilen Gehänge und Berglehnen dienen als Weide- und Wiesenland, auf denen in zahlreichen zwischen dem Buchengebüsch zerstreuten Heustadeln die Wiesenernte für den Winter untergebracht wird. Der Charakter des Thales ist weit ernster als an der Arva und erinnert in seinem Colorit an Harzlandschaften. Kleine Flöße treiben

auf dem raschfließenden schäumenden Gebirgswasser der Waag zu. Weiter hinauf, wo über Dolomittfelsen wohl auch ein Wasserfall niederstürzt, wird das Thal alpin. Die Slowaken waren auf den Bergmatten mit der Heuernte beschäftigt und bildeten manche hübsche Landschaftsstaffage.

Vier Stunden von Rosenberg entfernt liegt das einzige größere Kirchdorf im Thale. Hier kommen von drei Seiten, von Südwesten, Süden und Südosten, drei Bäche zusammen und bilden den Fluß des unteren Thales. Die Berge treten in diesem Winkel etwas zurück und geben dem Dorf Djada Raum. Von der Welt fast abgeschieden, lebt hier ein eigenthümliches Völkchen, das sich hier und in zwei anderen kleinen Dörfern nach Tracht und Sprache von den sonstigen Landbewohnern unterscheidet. Unsere Frau Wirthin in Rosenberg, die gelegentlich mit diesen Leuten verkehrte, wenn sie zur Stadt kommen, meinte, der Dialekt sei polnisch, fast russisch. Nach ihrer malerischen Tracht — der schönsten Volkstracht, die ich je gesehen — nannte ich sie scherzweise Weißrussen. Natürlich sind auch hier die Frauen wieder das conservative Element, das seine schöne Tracht zäh festhält, während die Männer in ihrer Kleidung von der slowakischen weniger abweichen. Statt der im Waagthal üblichen Flügelhaube und den Scheuklappen auf den Wangen und statt des rothen, blauen oder schwarzen Kopfbundes trägt die Frau in Djada und weiter hinein ins Gebirge ein großes weißes Tuch, so groß wie eine Serviette, über den Kopf zusammengeschlagen und über dem Nacken derart geknotet, daß die Zipfel bis über die Taille den Rücken hinabhängen.

Das unten und oben ausgechnittene, eigentlich nur die Brust selbst umfassende Mieder besteht aus blauem oder grünem Stoffe und ist von oben nach unten in mehreren Doppellinien von rothen Lizen besetzt. Die Achseln sind roth gestickt, und um die weißen Röcke zu halten, ist um den Leib eine rothe Schärpe geschlungen, deren lange Enden hinten herabfallen. Nur der obere Theil des Hemdes ist von feinem Leinen und reizend gestickt, der eigentliche Rock desselben aber so grob

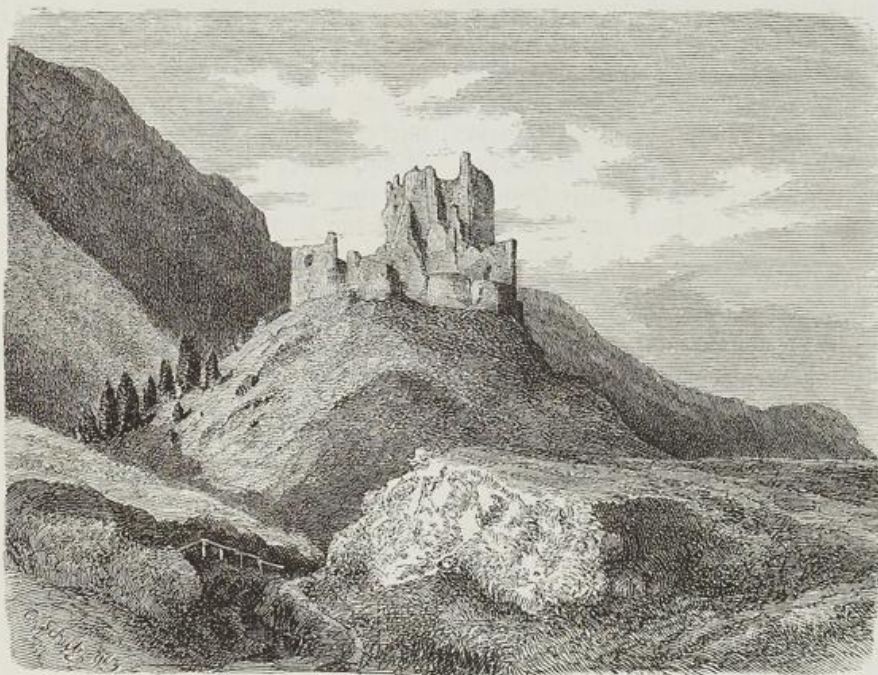
* Ungarn besitzt über hundert warme und laue Quellen, die zu Bädern benutzt werden.

wie Sackleinen, in Folge dessen der Faltenwurf sich voll und breit wie bei Tuchkleidern entwickelt. Eine schön gemusterte blaue, breite Schürze vollendet die kleidsame Tracht.

Alle Stoffe werden von den Frauen selbst gewebt und gearbeitet und nichts gekauft. Der Färber besorgt nur das Muster der Schürze. Diese originelle Tracht, unter der uns manches schöne Gesicht anblickte, findet sich nur in Osada, Szézna und Revuca, auf dem Wege nach

Gleich rechts befindet sich die gute Baderestoration, in der man vorzüglich bedient wird.

Weiter hinauf liegen an den Promenaden, die nach allen Richtungen den Wald durchziehen, zahlreiche Villen und Gasthäuser: Herculanium, Pompeji, Hunnia, Pannonia, Hungaria, Buda u. a. m. Die Badesaison währt vom 12. Mai bis 22. Juli. Als wir eintrafen, zählten die Badelisten bereits 368 Parteien mit 611 Personen. Die Quellen sind vorzugsweise



Ruine Ljaka bei Rojenberg.

Neusohl. Alle drei Orte liegen in einem Bogen um Korytniža herum.

Von Osada wird der Weg mühsamer und einsamer, behält aber noch eine gute Stunde seine gerade südliche Richtung, bis er sich scharf nach Osten wendet und in steilem Anstieg direct in die Seite der 924 Klafter hohen Belka Kochala drängt. Hier liegt zwischen zwei Waldrücken auf schiefer Ebene ganz im Wald begraben das Bad Korytniža. Am Eingange erheben sich über der Straße Ehrenpforten, mit ungarischen Farben geschmückt, und es begrüßt uns der sinnige Spruch: *Aegrotis saluam, sanis laetitiam*. Das Bad will also nicht bloß Heilung, sondern auch Sommerfrische und Badevergnügen bieten.

Eisenfäuerlinge. Der Franz-Josefsbrunnen zeigt einen stark aufwallenden, Blasen aufwerfenden Quell. Auch der Sophienquell brodelte sehr stark. Jeder Curgast schöpft sich durch das Mittelloch der Brunnenklappe mittelst eines Glases an einer 1 m langen Schnur das Trinkwasser des Sophienbrunnens selbst.

An einem kleinen Obelisk an dem oberen Ende der Promenaden stand: „Vámbery volgy 22. Juni 1865!“ Wir versuchten über die gebahnten Wege hinaus in den Wald aufwärts zu dringen, mußten aber bei dem unglaublichen Wasserreichtum des Bodens und dem dadurch gebildeten Ursumpfe unter dem dichten und wilden Nadelgehölz zu unserem Leidwesen bald davon abstehen.

Nachdem wir uns das BADELEBEN nach allen Seiten angesehen und die Bergpromenaden, die aber eigentlich thalabwärts führen, durchwandert hatten, kehrten wir auf demselben Wege, den wir gekommen, nach ROSENBERG zurück und erreichten die Stadt und unser Quartier gegen acht Uhr Abends.

Nach Gradek und zum Djumbir.

Wir rückten eine Station weiter nach Osten und zwar nach Gradek. Am Bahnhofe zu ROSENBERG belustigten wir uns, da die Züge nicht so eilig abgefertigt werden, vom Wagen aus mit unseren Freunden, den braunen Wildlingen aus dem indischen Wunderlande, die uns beim Passiren der Waagbrücke, in deren Nähe sie hausten, schon oft besteuert hatten. Diese heimathlosen Kinder des Ostens muß man in Ungarn beobachten, um sich von ihrer paradiesischen Lebensunbefangenheit einen Begriff machen zu können. Hier in unserer Nähe, im böhmischen Nachbarlande, ist ihnen von Seiten der beaufsichtigenden Behörde schon so viel von den Außerlichkeiten eines Culturmenschen aufgezwungen, daß man — was viel sagen will — eine arme Seiltänzerbande von einer Zigeunerhorde nur an der Hautfarbe und dem ungepflegten Haar unterscheidet. In Ungarn ist das anders. Dort fühlt sich auch der niedrigste Slowak so hoch gestellt in seiner socialen Stellung über einen Zigeuner, daß ich zweifle, ob er ihm den Ehrentitel „Mitmensch“ geben würde. Die Zigeuner haben hier weder Haus noch Kleidung, weder Decke noch Dach. Große Burschen habe ich im reinsten adamitischen Costüm — aber die braune Haut sieht ja nie so nackt aus wie die weiße — an den vorüberfahrenden Eisenbahnzug rennen sehen, um durch bittende Geberden und Handausstrecken das Mitleid der Reisenden zu erregen und sich dann um die hingeworfenen Kreuzer zu balgen, die sie, aus Staub und Straßenschmutz aufgerafft, sofort in den einzigen Aufbewahrungsort retten, das heißt in den Mund stecken.

Unsere braunen Wildlinge in ROSENBERG bildeten ein Rudel von Kindern, Knaben und Mädchen, barhaupt, barfuß und, wenn man das Wort bilden dürfte, auch barleib; denn nur einige halbwüchlige

Mädchen hatten so etwas wie eine zerfetzte Schürze um den Hals gehängt, die um die Beine herabflatterte und ihnen offenbar noch zu unbequem war. Vorsichtig schlichen sich, wie scheues Wild umherlugend, einige auf den Bahndamm herauf und über die Schienen bis dicht an unseren Wagen. Wir warfen einige Kreuzer hinaus, über die nun der ganze Schwarm herfiel, unbekümmert um die unsern dampfende Locomotive. Sowie aber der drohende Ruf eines Bahnbeamten erschallt, rennt die ganze Horde wie wilde Steppenpferde durch Distel und Dorn davon. Hier fallen sie ihrer lauerten Alten in die Hände, die ihnen das errungene Geld wieder abnimmt und sie zauft. Dann rücken sie wieder heran. Sowie ein Polizist erscheint, ducken sie sich nieder im Bachgebüsch wie eine Rote Rebhühner. Bald kommt Kopf um Kopf wieder zum Vorschein; am Feldrain beginnen sie ihre ungerügten Tänze, stellen sich vor dem Kornfeld auf, daß wir sie sehen sollen, und tanzen gegen uns heran und klatschen wie zum Dank in die Hände. Es war eine Scene, die uns nicht bloß nach Halbasien, sondern nach Ganzasien versetzte.

Wir sind später noch oft dieser verwahrlosten und verachteten Menschenclasse begegnet.

Wie wetterfest diese Burschen sind, das sah ich bei der Burg Streešno. Dort hatten sie sich am Strande der Waag aus herrenlosen Brettern, vielleicht Reste eines gescheiterten Floßes, ein Schutzdach zusammengesetzt, lagen aber früh morgens im thaufrischen Graue mit dem Bauche auf der Erde, und als ich mehrere Stunden später wieder vorüberkam, lagen sie noch auf derselben Stelle und ließen sich die hochstehende Sonne auf den nackten Rücken brennen.

In St. Miklosch hatte sich eine Bande unter einem der seitlichen Brückenbogen der aus dicken Holzbalken errichteten und über die Waag führenden Brücke eingeknistet. Man ließ sie gewähren, nachdem ihr Häuptling dem Bürgermeister gelobt hatte, nicht in der Stadt zu stehlen, so lange man ihnen ihr Asyl gestattete. Gegen Ueberlassung dieser sonst doch nicht zu verwerthenden Wohnung gaben sie also der Stadt gewissermaßen einen Freibrief und versahen sich in den

benachbarten Dörfern mit den nöthigsten Lebensmitteln, ohne sie zu bezahlen.

Während der Fahrt nach Gradec unterhielten wir uns mit einem magyariſchen Grundherrn, deſſen Vorfahren unter König Bela IV, 1235 bis 1270, ins Land gekommen waren. Seit ſechshundert Jahren ſaß die Familie auf ihrem Erbe, und nicht ohne bedeutendes Selbſtbewußtſein öffnete er das Fenſter nach Norden, zeigte auf eine Berggruppe weſtlich von der hohen Tatra und ſagte in gutem Deutſch: „Bitte, belieben zu ſchauen, dieſer Berg iſt mein Berg, er heißt nach mir.“ In der weitergeſponnenen Unterhaltung erfuhr wir noch manches Erwähnenswerthe.

Das Wetter in der Tatra iſt ſehr wechſelvoll, ſo daß noch im Juni (1872) ſechs Pferde erfroren. Schafe grober Zucht und Rinder halten mehr aus. Die Zeit der Grazernte erſtreckt ſich bis in den September. Auguſtſchnee bleibt im Gebirge noch nicht liegen. Wenn aber im September der Froſt das Gras im Gebirge tödtet und röthet, was man vom Thal aus an der wechſelnden Farbe erkennt, dann richtet man ſich auch unten für den Winter ein und deckt in den Gärten die Pflanzen zu, welche erfrieren könnten.

Die Station Gradec liegt am öſtlichen Ende der Thalſtufe, wie Roſenberg am weſtlichen; ſie iſt etwa drei Meilen lang und zwei Meilen breit. Bei Gradec drängt ſich die Waag hart an den Rand der ſüdlichen, vom Djumbir überragten Bergkette; die prächtig bewaldeten Hänge fallen unter ſteiltem Winkel direct zum Waſſer herunter. Gradec iſt ein weit zerſtreuter Ort, wo bedeutender Holzhandel getrieben wird. Das übermüthige Magyarenthum iſt beſtrebt, überall die ſlavischen Ortsnamen zu verdrängen und durch die vornehmen Titel ſeiner vermeintlichen Cultursprache zu erſetzen. So heißt jetzt das Stationshaus in Gradec Lipto-Ujvar. Alle Fahrpläne nennen denſelben Namen. Dagegen hat nicht bloß die von Deutſchen entworfene Generalſtabskarte von Ungarn den alten Namen, ſondern ſeltſamerweiſe leſen wir ihn auch auf den Fahrkarten der Eiſenbahn.

Das Wirthſhaus „Zum Brühl“ iſt ein großes geräumiges Gaſthaus. Die Geſellſchaftsclaſſen ſind auch hier natürlich vollſtändig geſchieden. Die „Herren“, und zu ihnen rechnen wir alle Menſchen,

welche Stiefel tragen und deutſch ſprechen, haben ihr beſonderes Caſinozimmer und bekommen zur Nacht große bequeme Betten. Die Slowaken haben ihr Schenkzimmer, in dem ſie den Abend über geſchloſſen qualmen und ſich dann auf den platten Boden der Dielen reihenweiſe zum Schlafe niederſtrecken; den Zigeunern gehört die ganze Welt — vor der Thür.

Am Morgen des 28. Juli nahmen wir einen leichten Wagen, der uns an den Fuß des Djumbir tragen ſollte. Eine halbe Stunde unterhalb Gradec ergießt ſich von Süden her die Stiavnica in die Waag. Sie entſpringt am Djumbir, geht zwiſchen hohen Waldbergen direct nach Norden und mündet unterhalb des Dorfes St. Iwany (Swati Jan) in die Waag. Oberhalb des Dorfes verſchwindet alle Anſiedlung, aller Anbau. Wir treten in ein ernſtes Waldthal. Der Waldweg, der nur der Holzabfuhr dient, iſt verwahrloſt, abſcheulich, gefährlich. Aber wir vertrauen der Sicherheit unſeres Koſſelenters Janoſch. Ueber verfallene Knüppelbrücken und Wegabſtürze, unter denen das Bergwaſſer donnert, geht es zwei Stunden lang mühsam vorwärts; herrliche Gentianen, die am Wegrande ihre Kelche öffnen, gehören bereits der Hochgebirgsflora an. Da ſchnürt ein nackter Felsgrat von weißen Dolomitsfelſen das Thal wie mit einem Querriegel ab. Dahinter treffen wir ein einziges Waldhaus, die Wohnung des Hegers. Der Herr des Hauſes empfing die ungeladenen Gäſte, die in ſein Reich eindringen, ziemlich mürrisch und gab nur einſilbige Antwort. Aber indem wir ſein Töchterchen beſchenken, gewinnen wir auch das Herz des Vaters. Er geſtattet, daß die Pferde raſten und Futter erhalten, während wir den Berg beſteigen, denn weiterhin in die einſame Bergwelt leitet ein für Menſchen möglicher Fahrweg nicht. Er deutet nur den Pfad an, den wir zu ſuchen haben, um die Höhe zu gewinnen, denn nach dem ausdrücklichen Befehle ſeines Herrn, wie er vorſchüßte, darf er Niemanden auf den Gipfel geleiten. Wir ſteigen in einem rechts abbiegenden Seitenthale hinan. Auf den Gehängen iſt das Holz abgetrieben, für neuen Anwuchs mag die gütige Natur ſelbſt ſorgen. Es fehlt an Arbeitskräften; noch lohnt es, zu ernten, ohne zu ſäen.

Wo die Bergwasser ergiebigen, fetten Schlamm Boden zusammengetrieben haben, wuchert eine strogende, großblättrige Doldenvegetation. Kein Haidekraut bekleidet die trockenen Abfälle der Höhen. Bei 4500 Fuß beginnt das Knieholz, untermischt mit kurzem Gras und Heidelbeerkraut. Die Wildbäche haben tiefe Wasserfurchen in die fahlen Hochrücken gegraben. Wir klettern pfadlos einen Querriegel der Hauptkette hinan, um den steilen Absturz des Djumbir auf der Nordseite, den keine Ziege mehr erklettern kann, zu umgehen. Das Knieholz verschwindet. Je höher wir in dem kurzen Graze steigen, desto freier wird die Rundschau. Ueber den nordwärts streichenden Widerlagern des Kammes leuchten die Tatraspitzen auf. Wir überblicken die ganze Zahnreihe vom Krivan bis zur Lomnizer Spitze, dem höchsten Gipfel der Karpaten. Nach Osten baut sich die Königsalpe auf, gegen Süden, wo der grasige Abhang des Djumbir sich in langen Zügen allmählig jent, thürmen sich die Erzgebirge Ungarns empor. Hier oben auf dem Rücken, auf dem wir stehen, liegt der Kirchhof zahlloser Kohlweißlinge. Massenhaft decken die Flügel dieser weißen Tagessalter den Boden. Durch den aufsteigenden Luftstrom vom Thale heraufgeführt, sind sie hier erstarrt und erfroren. Das spärliche trockene Gras, das dürre Moos knistert unter unseren Füßen. Nur hier und da nickt noch die kleine *Campanula barbata*. Sowie man aber den Blick in das südliche Granthal richten kann, wird die Flora viel üppiger. Auf diesen Alpenmatten blühen *Campanula*, Alpenvergifmeinnicht und Alpenanemone.

Der Gipfel des 1080 Klafter hohen Djumbir ist mit riesigen Blöcken besät. Am Fuße des schroffen Absturzes gegen Norden liegen noch Ende Juli bedeutende Schneelager. Man übersieht sehr wohl die Thäler der Waag und Gran und südlich von diesem letzten Strom das innerungarische Mittelgebirge. Schutthalden ziehen zwischen dem Weideboden thalabwärts. An einzelnen feuchten Stellen zwischen den Gneisblöcken, welche auch die Spitze bilden, zeigt sich eine reichere Pflanzenwelt.

Wir umgehen gegen Osten den Hochgrat des Gipfels und wenden uns zu den Quellen der Stiavnica, wo wieder der

Kalk auftritt und damit eine üppigere Vegetation.

Das obere Thal der Stiavnica, die an der Südseite des Djumbir entspringt und sich dann um seinen Ostfuß nach Norden wendet, besteht sichtlich aus mehreren Stufen. Hin und wieder verschwinden die rauschenden Quellen vollständig in dem lockeren Kalkboden. Man sieht in einigen mit dichtem Pflanzenkleide bedeckten Gruben die Wasser untertauchen; selbst die Spur eines Rinnsals hört auf dem Boden auf. Man geht auf gleichmäßigem Rasen über den unterirdisch abfließenden Bächen thalabwärts, bis plötzlich sich eine kleine Furche seitlich aufthut und das Wasser wieder an die Oberfläche tritt, um später noch mal zu verschwinden. Am Anfang der Knieholzregion liegt eine verfallene Hütte von Baumrinden, mit einem röthlichen Wall aus Knieholzgestrüpp umgeben, aber unbewohnt. Die südliche Thalwand als die Schattenseite trägt, so lange der Bach nach Osten fließt, nur Knieholz, die nördliche dagegen viel höher hinauf geradstämmige Fichten. Das Thal abwärts ist vorwiegend mit großblättrigem Sauerampfer bedeckt, dessen hohe rostbraune Blütenstände ein Charakteristicum der Landschaft bilden. Durch dieses manns hohe Krautmeer hat das weidende Vieh hier und da seine schmalen Pfade getreten, denen wir folgen müssen.

Nach zweistündiger Wanderung von den Quellen ab gelangen wir zu einer armeligen slowakischen Blockhütte, scheinbar halb in den Boden versunken. Das Erdreich zwischen den krüppelhaften Tannen ist zerstampft, kein Halmchen grünt hier, im dunklen Schlamm wälzen sich Schweine. Ein Reisegefährte, welcher in seiner Jugend den amerikanischen Westen durchstreift hatte, meinte: so etwa sehe eine irische Ansiedlung im Urwalde Amerika's aus. Nach und nach zeigen sich Holzschläge und die Rindenhütten der Holzarbeiter; unter den geschwärzten Firsfbäumen der Hütten wirbelt blauer Rauch empor. So langten wir wieder beim Waldheger an. Die Felsenmauer, die wir beim Eintritt schon beobachtet, bot noch eine interessante Erscheinung. In der weißen Felswand auf der höchsten Höhe wölbt sich nämlich ein weites Thor wie ein riesiges gothisches Fenster, durch

das der blaue Himmel sichtbar wird. An Höhlen ist die Gegend überall, so weit der Kalk reicht, sehr gesegnet.

Ueber morsche und löcherige Knüppelbrücken, durch Pfützenwege rumpelte der Wagen rasch vorwärts, durch Wasser- und Schlammgeleise, über große Steine polternd, immer thalab, bis auf fünf Brücken die Arme der Waag überschritten wurden und es nun im Galopp auf der guten Chaussee heimwärts ging, eine Leib und Seele erschütternde Bewegung in einem leichten federlosen Wagen. Im Galopp ging's über die letzte Brücke und im Galopp vor unser Gasthaus, wo wir mit Dunkelwerden wieder eintrafen.

Um ein Slowakendorf einmal gründlich kennen zu lernen und die magyarischen Herrensitze und Judenhäuser eingehend zu besichtigen, machte ich mich am nächsten Tage ganz allein nach St. Jvany auf den Weg, während meine Freunde zur Tatra vorauseilten. Wir hatten das Dorf am Tage vorher zweimal zu Wagen passirt, und die Erscheinungen, die ich flüchtig aufgenommen, hatten mich zu einem erneuten Besuche gereizt.

Der Fußsteig führt zunächst an der Waag hin. Ein Slowake begegnet mir; er tritt sofort bei Seite, mir den Steig überlassend, entblößt das Haupt und grüßt ehrfurchtsvoll; denn der Slowake ist „sehr ein gehorhamer Mensch“. Auf einem Steg, an dem wahrlich kein Holz gespart war, überschritt ich die Waag. Am flachen Ufer waren die Slowaken beim Zimmern von Flößen beschäftigt, denn sie gelten als die geschicktesten Holzarbeiter in ganz Liptau. Ihre Balaschka, die lange Stielart, dient ihnen als dritte Hand. Eine halbe Stunde jenseits des Steges liegt St. Jvany. Die Bevölkerung besteht aus Magyaren, Juden und Slowaken. Jene wohnen in Herrensitzen mit Thürmen und Erkern; die Juden in Steinhäusern zum Theil mit Treppenaufgängen, grell gemalte orientalische Kuppeln darüber oder Veranden mit Säulen; die Slowaken leben in hölzernen Blockhäusern. Die erste Häuserart hat große offene Fenster, bei der zweiten, der jüdischen, sind dieselben vergittert und verwahrt. Die Blockhäuser haben kleine Fensterchen mit einem Ständer in der Mitte; rechts und links sind die Scheiben der Größe oder

Kleinheit des vorhandenen Glasmaterials anbequemt.

Dazu leben drei ConfeSSIONen: Katholiken, Protestanten und Israeliten, friedlich neben einander und haben ihre besondern Gotteshäuser. So haben wir also in dem Dorfe ein Abbild von ganz Ungarn mit seiner Völkermischung und seiner Glaubensmannigfaltigkeit.

Als ich, in den engen Dorfgassen irregehend, ein Steinhaus mit prunkender Vorhalle für das Wirthshaus hielt und um einen Schoppen Wein bat, offerirte mir die Herrin des Hauses, eine asthmatische, wohlbeleibte Frau, sofort Kleiderstoffe, wies mich dann aber, als ich diese dankend ablehnte, freundlich zurecht.

Endlich fand ich die gesuchte Raft und Labung. Mir waren bei meinem ziellosen Umherschweifen bereits drei Herrensitze zu Gesicht gekommen. Also in so gemischter Stammes- und Glaubensgemeinde auch noch getheilter Besitz. Die Herrenfamilie ist in der That sehr zahlreich und hat auch noch „unverheirathete Herrschaft“. Es „residiren“ also mehrere Linien des Geschlechts in einem armjeligen Dorfe, das seitabwärts von einer Verkehrsstraße auch von Handel und Wandel nichts aufzuweisen scheint. Ein merkwürdiges Beispiel von den Folgen dieser Abgelegenheit und von der Dürftigkeit erfuhr ich bald selbst. Ich hatte mich zum Zeichnen auf eine Bank neben einem Slowakenhause gesetzt und wurde wie gewöhnlich bei solcher Beschäftigung bald von gaffender Jugend umringt. Dadurch wurden auch die Bewohner des Häuschens aufmerksam. Die Frau brachte mir einen Stuhl heraus, um mir einen bequemeren Sitz zu schaffen, und bemühte sich, die wachsende Zuschauermenge etwas fern zu halten. Als ich meine flüchtige Skizze vollendet hatte, wollte ich mich für ihre wohlmeinenden Dienste erkenntlich zeigen, bemerkte aber zu meinem Bedauern, daß mir das nothwendige Kleingeld fehlte. Ein kleiner Knabe, der sofort merkte, um was es sich handelte und woran es fehlte, erbot sich, er wolle versuchen, einen Gulden zu wechseln. Der Kleine blieb lange aus; ich argwöhnte schon, er werde verschollen bleiben; da näherte er sich langsam, zaghaft und überreichte mir das Papier wieder mit dem Bemerken: er sei

bei drei „Kaufleuten“ gewesen, aber ohne Erfolg. Nun trat aus der Schar, die den Fall aufmerksam verfolgt hatte, ein hübsches dunkeläugiges Mädchen hervor und erklärte bestimmt, sie werde gehen und wirklich wechseln. Und in der That, sie hielt Wort. Nach wenigen Minuten trat sie triumphirend wieder heran und überreichte mir eine ganze Handvoll — nur Kupfer. Dreht sich wirklich der Handelsumsatz im Dorfe nur um Kreuzer? Fast sollte man es meinen. Wenigstens trafen wir später am Krivan einen halbwüchsigem Slowakenburschen, der als Lohn für eine anderthalbstündige Führung durch Busch und Wald einen „Silberzwanziger“ nicht nehmen wollte, weil er das Geld nicht kannte.

Meine eigentliche Absicht bei dem Besuche des originellen Dorfes galt den Mineralquellen, von denen wir schon am Abend vorher, bei der Rückkehr vom Djumbir, im Dunklen, durch die Exhalationen des Straßenschlammes, in den sie sich verloren, Kunde erhalten hatten. Zur ausgesprochenen Tendenz der Dreitheilung im ganzen Dorfe gehören und passen natürlich drei Quellen. Es sind zwei laue Schwefelquellen von 18 bis 19° R. und ein kalter Säuerling. Es reizt mich, die drei Volksstämme mit den drei Quellen in Verbindung zu bringen. Die vornehmste Quelle befindet sich auf der Innenseite der Kirchhofsmauer des höher gelegenen katholischen Gotteshauses neben der ehemaligen Begräbnisstätte der magharischen Herrenfamilie. Der Quell wallt stark brodelnd auf. Bei meinem ersten Besuche (ich war auf zwei verschiedenen Reisen in dem Dorfe) lagen kalkbespritzte Schöpfeimer und allerlei Maurergeräthe im Wasser; augenscheinlich wurde das Wasser bei der Erneuerung des Kirchenabputzes zur Kalkbereitung benutzt. In dem daneben liegenden Weinhanse sollten unter dem Einfluß der Schwefeldämpfe die Leichen nicht verwesen; diese Art der Unvergänglichkeit war also den Herren vorbehalten. Der zweite Quell liegt unten im Dorfe gegen das Gebirge

zu an der Straße und brodelte aus einem wenige Fuß hohen Kalksteinfelsen hervor, dessen flachgewölbter, glatter Rücken mit einem kleinen Holzhäuschen überdeckt ist. Aus einer rundlichen Vertiefung von etwa 10 cm Weite quillt das Wasser stark hervor, räumt über den Felsen hinab und sucht sich in den Straßengeleisen seine weitere Bahn. Kinder stopften blaugemusterte Kattunschürzen und Tücher in den Kessel, ließen das Wasser durchquellen und überwallen und klopfen dann die Wäsche mit einem Holz auf dem platten Felsen aus. Also eine Waschanstalt mit Schwefelwasser, gewiß als Präservativmittel gegen unangenehme Kleidergäste sehr empfehlenswerth. Die kleinen Wäscherinnen wußten von dem Sprudel Wunderdinge zu erzählen, namentlich sollte er im Winter so heiß sein, daß man die Hand nicht hineinhalten könne. Offenbar behält das Wasser immer seine Temperatur von 19° R.

Zwölf Schritte von dem Waschhause, auf der anderen Seite der Straße, sprudelt aus dem Gestein neben dem letzten Dorfhanse ein angenehm schmeckender kühler Säuerling hervor und fließt unbenutzt, als höchstens zu gelegentlichem Trinken, mit dem Schwefelquell im schwarzen Schlamm des unverbesserlichen Fahrweges zusammen, um die Luft umher zu verpesten. Als ich den Wirth im Dorfe fragte, warum man solche Quellen ganz unbenutzt lasse oder nur zu profanem Gebrauche dienstbar mache, erwiderte er: der „Herr“ fürchte die Gastfreundschaft; denn wenn er ein Bad eröffne, würden sich ihm alle guten Freunde als Gäste ins Haus legen und mehr als den zu erhoffenden Gewinn verzehren. So zäh und verderblich sollte also noch die aus der asiatischen Steppe mit eingeschleppte Gastfreundschaft wirken!

Vielleicht wird sich auch dem Leser, wie mir selbst, der Gedanke aufdrängen: das Dörfchen spiegelt uns die Zustände Ungarns im Kleinen wieder, der weiteren Folgerungen für das herrschende Volk zu geschweigen.



Die Ponzainseln.

Von

Heinrich Holtzinger.

Seit ich an einem sonnenhellen Märztage von den Höhen von Genzano im Albanergebirge bei Rom fern im Süden die zauberhafte Inselgruppe des Ponzaeilandes und der Felsen von Palmarola und Ventotene, von zartem Duft umflossen, aus der tiefblauen Fluth des Mittelmeeres hatte auftauchen sehen, seit jener Stunde nahm ich auf meiner Wanderung in den Süden Italiens den Wunsch mit mir, einmal eigenen Fußes jene Insel der Circe und die Verbannungsstätten so mancher römischen Kaiserprinzessin zu betreten. Im Reisehandbuch sucht man freilich vergeblich nach dem Wege, der zu jenen Inseln leitet, denn in den Kreis der Touristenstationen sind sie noch nicht aufgenommen. Die einzige Verbindung der Inseln mit dem großen Verkehrsströme Italiens geht nach Neapel hin. Einmal in jeder Woche fährt ein Dampfschiff in neun oder zehn Stunden nach der Hauptinsel Ponza hinüber, um nach zwei Tagen in den Golf zurückzukehren. In der Villeggiatur auf Ischia bot sich mir daher die Gelegenheit, meinen Wunsch zur Ausführung zu bringen.

An einem klaren Septembermorgen steuerte ich in Begleitung eines Freundes von unserem Wohnort Casamicciola längs der Nordküste der Insel hin in einer kleinen Barke dem Hafen von Ischia entgegen, wo wir das Dampfschiff von Neapel erwarteten. Als wir an Bord kamen,

brannte die Sonne schon unerträglich heiß, aber bald wehte eine frische Brise uns Kühlung zu; wir hatten den „vento della giornata“, den Wind, der, früh Morgens im Südosten anhebend, mit der Sonne westwärts geht, und der so unserem Course ins Mittelmeer hinaus direct entgegentrat. Indes blieb das Meer ruhig und gleichmäßig, besonders so lange wir an der Küste von Ischia unter dem Schutze des hohen Bergrückens des Epomeo blieben. Auf der Höhe der Stadt Forio, die man in ihrer unvergleichlich malerischen Lage, mit ihren Kuppeln und weißen Thürmen, oft mit einer Stadt des Orients vergleichen hat, steuerten wir in das offene Meer hinaus; die Wellen hoben und senkten sich in stärkeren Wallungen, aber das gut gebaute Schiff ließ uns kaum eine Schwankung verspüren. Geradeaus nach Westen ging unsere Fahrt, und nicht lange währte es, da tauchten die äußersten Vorboten der Ponzagruppe am Horizonte auf: die Höhen von Ventotene und der Felsen von Santo Stefano. Das traurige Loos, das diesen Inseln im Alterthume zugefallen, ist ihnen bis auf unsere Tage verblieben, das Loos, eine Verbannungsstätte zu sein für Frevler aller Art. Kaiser Augustus hatte durch ein Edict vom Jahre 12 nach Christo den ponzischen Inseln jene Bestimmung gegeben. Und welche Namen finden wir unter jenen Berurtheilten! Wie vieler Tragödien letzter Act hat zum Schauplatz das einsame

Giland Bentotene, das alte Pandataria, wo eine Julia, eine Octavia, eine Agrippina endete! Die einzige Tochter des Kaisers Augustus und seiner dritten Gemahlin Scribonia war Julia, ein verführerisches Bild der Schönheit. Dreimal war sie vermählt, mit Marcellus, Agrippa und mit Tiberius; aber bei der großen Schar der Bewunderer, die sie umgaben, blieb ihr Wandel nicht fleckenlos. Ihre Günstlinge büßten ihr Begehren mit der Verbannung; unter ihnen, schuldig oder unschuldig, auch Ovid; Julia selbst ward verstoßen und endete ihr Leben auf Pandataria. Gleiches Schicksal erduldeten wenige Jahre später, von Tiberius verstoßen, Agrippina, die Gattin des Germanicus, und Nero, ihr ältester Sohn, folgte ihr im gleichen Jahre in die Verbannung. Als Tiberius gestorben, war seines Nachfolgers Caligula erste That die feierliche Ueberführung der Leiche seiner Mutter Agrippina und seines Bruders Nero von der Schreckensinsel Pandataria nach dem kaiserlichen Mausoleum in Rom. Des stürmischen Meeres nicht achtend, fuhr er in pomphaftem Zuge nach Bentotene hinüber; in kostbaren Urnen nahm das Trauerschiff die Leichen auf, und römische Ritter zogen das Fahrzeug, als es bei Ostia gelandet, den Tiber hinauf zur Hauptstadt. Die Schicksale der jüngeren Agrippina, der Gemahlin des Cnejus Domitius, der Claudia, des Germanicus Tochter, der Drestilla, die Caligula gewaltjam ihrem Gatten Piso entriß, diese unerfreulichen Blätter der römischen Geschichte, die alle nach jener einsamen Insel weisen, wollen wir hier nicht weiter entrollen; Pandataria ward Zeugin qualvoller Grausamkeiten bis in die Zeiten des Nero hinein. Seine eigene Gattin Octavia sandte der Kaiser dorthin in die Verbannung, da sie des Ehebruchs mit Anicet beschuldigt war, den einst Nero als Mörder seiner Mutter gedungen hatte.

Und noch heute fühlt Jeder, den das Schiff von Neapel nach den Ponza Inseln führt, daß er sich einem freudlosen, abgesehenen Orte der Verbannung nähert; man braucht nur flüchtige Umschau zu halten auf dem schmucklosen Verdeck des Schiffes: überall Gefangene in Ketten und ihre Wächter in Waffen. Das grüne Käppchen und das rothe Wamms bezeich-

net die, die zu lebenslänglicher Gefangenschaft in die Kerker von Santo Stefano geführt werden; für andere sind die Gefängnisse von Bentotene und Ponza bestimmt, während der leichtesten Strafe die „Coatti“ entgegengehen, die sich am Tage frei bewegen, aber für die Nacht in den „Bagno“ eingeschlossen werden.

Dieser Gedanke an einen großen Kerker liegt wie ein trüber Nebel über der Vorstellung von den Ponza Inseln, die, so nahe der Küste des Festlandes, doch so selten, ja, wie mir die Einwohner sagten, fast nie von den eigenen Landsleuten der Terra ferma, geschweige von Fremden besucht werden. Zwar mag dies bei der ersten Gruppe, bei den Inseln Bentotene und Santo Stefano noch entschuldbar sein, denn mit den Naturschönheiten des nahen Ischia lassen sich jene nackten Felsen mit dem spärlichen Pflanzenvuchs und den hohen schmucklosen Kerkermauern nicht vergleichen. Aber wer wäre nicht bezaubert von dem Anblick des herrlichen Ponza! Schon bald, nachdem unser Schiff die Rhede von Bentotene verlassen, als die Berge Italiens immer mehr in leisem Dufte verschwanden, erschienen am westlichen Horizont die vielgestaltigen Umrisse unseres Zieles, die Felsen von Ponza und Zannone; nur Palmarola blieb durch die Nachbarinseln noch verdeckt. Die Felsenklippen Le Botte sind das letzte Seezeichen vor Ponza, eine Stunde noch ist hier das Dampfschiff von seinem Ziele entfernt. Für die Profilansicht der Insel ist dies der geeignetste Punkt. Dominirend erscheint hier als südlicher Schluß des langgestreckten Ponza die hohe Kuppe, die den Leuchtthurm und das Gebäude des optischen Telegraphen trägt, und nach Norden schließen sich in lebhaftem Spiel der Linien die grünen Hügel und goldbraunen Felsen an, deren Kette nördlich im Giland Zannone, dem Weideplatz von Ponza, endet.

Die tiefer sinkende Nachmittagssonne warf ihre schrägen Strahlen auf die zerklüfteten Abhänge der Insel, und tiefe Schatten schieden Vorgebirge und Thäler, als unser Schiff an starrenden Klippen vorüber in den stillen, fast ganz geschlossenen Hafen steuerte, den einzigen Landungsplatz der Insel. Hatte bisher außer dem Leuchtthurm nur das hell schimmernde

Castell an der Hafeneinfahrt uns gesagt, daß wir einer bewohnten Insel entgegenfuhren, so trat uns jetzt, im Hafen selbst, wie mit einem Schlage der volle Anblick

die vor der oberen Häuserreihe hinläuft, auf den Dächern der unteren Häuser ruht, die größtentheils Magazine enthalten. Den Verkehr zwischen beiden Straßen ver-



Der Hafen von Ponza.

der Stadt entgegen, ein Panorama, wie es an Ueberraschung und Effect in Linien und Farben seines Gleichen sucht! In zwei Terrassen steigt die Häusermasse auf, und in beiden bilden wieder die zweigeschossigen Gebäude je ein einziges zusammenhängendes Ganzes, so daß die Straße,

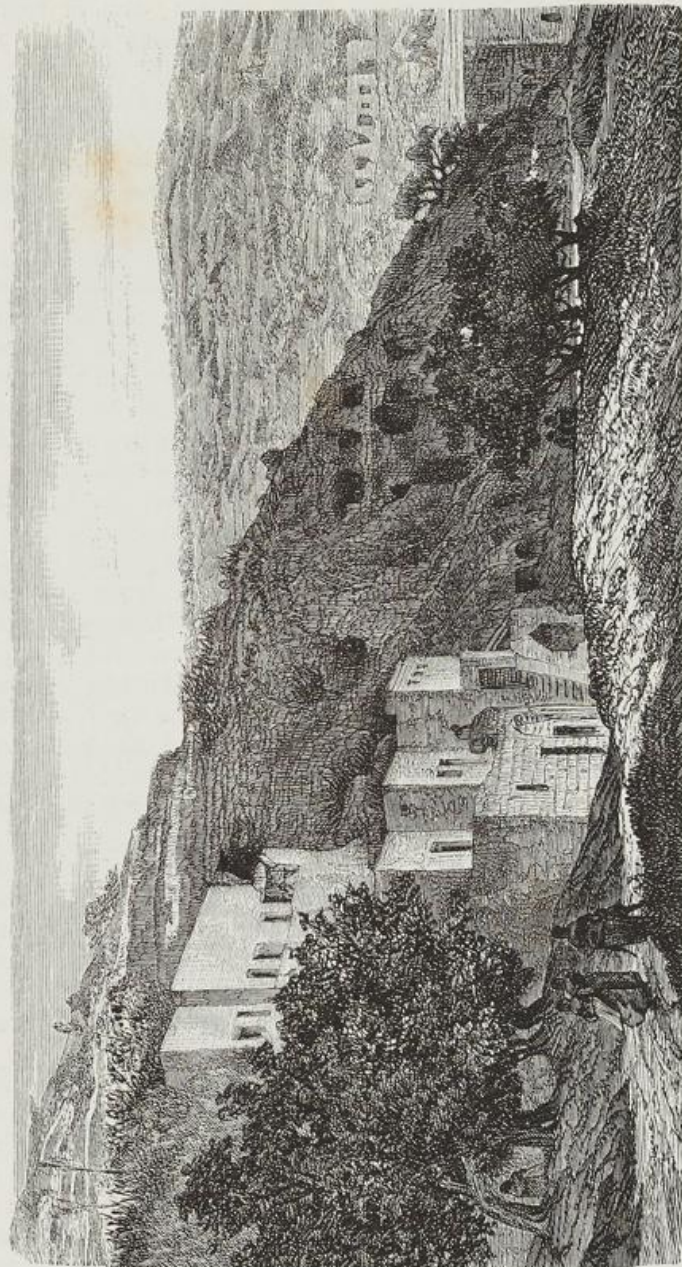
mittelt eine breite Treppe. An ihr liegt das einzige Haus, das auf den Titel „Ristoratore“ (Restaurant) Anspruch macht. In ihm fanden wir nothdürftige Unterkunft, im Gastzimmer wurden die insectenreichen Lagerstätten für uns bereitet. Ihrer Einfachheit entsprach die von Speise

und Trank. Nur der Wein ist rühmlich auszunehmen, denn die Rebe von Ponza ist weit und breit bekannt und übertrifft um ein Bedeutendes ihre Nivalinnen auf Ischia, am Vesuv und am Posilip. Gleichwohl ist der Weinbau nicht allzu ausgedehnt, die Bignen bedecken nur einen Theil der Süd- und Westseite der felsigen Insel. Neben dem Weinstock aber gedeiht hier vor Allem der Feigenbaum, von dem wir wirklich erstaunliche Exemplare trafen. Auch die stachelige Frucht der „indischen Feigen“ feierte gerade die Zeit ihrer Reife, und als wir in Begleitung eines liebenswürdigen Insulaners durch die zerstreut liegenden Gehöfte der dorfsähnlichen Ortschaft Santa Maria streiften, überboten sich die Schönen des Ortes förmlich, uns Trauben, Feigen und feurigen Wein zu credenzen. Durch freundliche Worte war mit Jedermann ein Verhältniß der Gastfreundschaft gleich angebahnt, und als wir Abends spät, nach Resten antiker Gräber suchend, hoch in die Berge hinauf zu einem einsamen Gehöft gekommen waren, in dessen Bereich wir unser Ziel vermutheten, mußten wir mit der großen Familie, die am Feierabend sich zu fröhlichem Geplauder versammelt hatte, uns an der Gabe des Bacchus erquicken und Platz nehmen inmitten der frohen Gesellschaft. Das Haus war ein echter Typus der Bauart fast aller Wohnungen außerhalb des eigentlichen Städtchens selbst. Kaum darf man es ein Haus nennen, es scheint eine Höhle, denn alle Räume sind in den leichten Tuffsteinfelsen hineingebrochen, so daß es nur einer Glättung und allenfalls noch der selten fehlenden weißen Uebertünchung der Felsfacade bedarf, um die einfache Fronte mit ihrem schmucklosen Eingang und den kleinen Fensteröffnungen auch nach außen als menschliche Wohnung zu charakterisiren. Im Inneren überraschten uns verhältnißmäßig große, flach gewölbte Räume, das tadellose Weiß der getünchten Wände legt Zeugniß ab von dem großen Reinlichkeits Sinn, der die Ponzianer rühmlich vor manchen Landsleuten auf der Terra ferma auszeichnet. Oft bildet ein einziger Raum das ganze Innere des Hauses, und alle Utensilien des täglichen Lebens finden sich hier aufgespeichert; sogar eine große Hand-

mühle fehlte nicht, und die Töchter des Hauses belehrten mich mit großem Eifer über den Mechanismus, mit dem sie die großen, gewichtigen Steine in Bewegung zu setzen verstehen. Oft überschattet den Eingang ein Laubdach aus trockenen Wein- und Feigenblättern, dessen Stützen aber selten auf den weißen gemauerten Säulen ruhen, wie wir sie überall auf Ischia und Capri sehen, wo sie ein so bedeutungsvolles Moment in der malerischen Gestaltung der Häuser bilden. Als Ersatz dieses mangelnden äußeren Schmuckes besaß aber jenes einsame Felsenhaus auf Ponza eine Innenarchitektur, die zwar so zu sagen keinen integrierenden Bestandtheil der Wohnung bildete, aber doch von den Insassen, so gut es ging, verwerthet wurde. Diese seltsame Anlage bestand aus vier parallelen Gängen, die in einer Breite von etwa sechs und in einer Höhe von vielleicht zwölf bis fünfzehn Fuß gegen hundertundfünfzig Fuß tief in den Felsen hineinführten, wobei mehrere Quergalerien jene langen Gänge unter einander verbanden. Als ich den schuttbedeckten Boden mit Hacke und Schaufel untersuchen ließ, kam ein weißer Marmorfußboden zum Vorschein, der, in Verbindung mit sonstigen architektonischen Zierden, mit Nischen, Stuckfragmenten und feinerer Behandlung mancher Partien der Tuffwände wohl die Vermuthung ausschließt, die sich dem Beschauer zunächst aufdrängen wird, als hätten diese Räume einmal zu Lagerplätzen, vielleicht für Früchte, Wein und dergleichen, gedient. Ihre Bestimmung wird sich schwer enträthseln lassen; die heutigen Bewohner machen sich wenig Scrupel über die archäologische Bedeutung ihrer Behausung, sie lagern dort den feurigen Rebenjaft, und beim kreisenden Becher griffen sie zum Tamburin und wiegten sich in den unnachahmlichen Bewegungen der Tarantella, die auf den Inseln im tyrrhenischen Meere mit besonderer Meisterschaft getanzet wird. Und grazios und fein wie die Bewegungen der Tarantella war die Gestalt der Tänzer und Tänzerinnen; der Ponzianer ist schlank von Wuchs, sein Benehmen ist ruhig und gemessen, selten zeigte einer Neugier; Bettler sahen wir fast keine. Ruhig wie die Bewohner ist das ganze Leben auf der Insel, nirgends stört das

Geräusch eines Wagens die Stille, und wo fände auch ein solcher Platz? Ein einziger breiter Weg führt von dem Städtchen am Ufer des Hafens entlang

Felsvorsprünge, die keinen Umgang gestattet, so daß man schon im Alterthum zum schwierigen Communicationsmittel des Tunnels greifen mußte. Diese Tun-



Beim „Palast der Circe“ auf der Insel Ponza.

zu den Häusern von Santa Maria, die gegenüber in der engen Thalschlucht sich verstecken und an den Felshängen kleben; aber diese Straße, bald beschattet von mächtigen Feigenbäumen, bald bespült von den leise plätschernden Meereswogen, ist hindurchgesprengt durch fünf große

nel, oft von erstaunlicher Länge und nicht immer in gerader Linie angelegt, werden durch hohe Schachte erhellt, durch die das Sonnenlicht zwischen grünen Schlingpflanzen freundlich hereinschaut. Westlich von den Häusern von Santa Maria schaut ein kahler Fels, ausgehöhlt und

von leeren Fensteröffnungen durchbrochen, auf nadelspitze, hohe Klippen herab, die abgeprengt einsam im Meere stehen, gleich den berühmten Faraglioni an der Küste von Capri; das Volk nennt jene Felsenwohnung den Palast der Circe, in der die Zauberin einst den Odysseus gefangen hielt. Unsere Phantasie muß freilich schon ein gutes Stück Arbeit mit verrichten, wenn wir aus jenen Felshöhlen die „stattliche Wohnung der Circe“ reconstruieren wollen, „aus geglättetem Stein, in weitungshauender Gegend“, und nach der üppigen Vegetation, dem Waldesdickicht, dessen Homer gedenkt, nach den Scharen der Wölfe oder gar nach den Löwen schauen wir heute vergeblich aus; kein gewaltiger Hirsch erscheint uns hier mehr, wie er auf des Odysseus Pfad „dürstend nieder zum Bach entsprang aus der Weide des Waldes.“ Aber so stolz und eifersüchtig ist der Ponzianer auf diese Bedeutung seiner Insel, daß vor wenig Jahren ein Inselaner allen Ernstes mit vielen klassischen Citaten von Homer bis auf Cicero und Plinius zu beweisen suchte, daß seine Insel in Wahrheit die Wohnung der Circe trage, ein Ruhm, den ihr das benachbarte Vorgebirge bei Terracina, der Monte Circello, nicht streitig machen könne, wenn man auch seinen Gipfel das Cap der Circe nenne, wie ähnlich die der Insel Procida benachbarten Berghöhen beim Cap Misenum Monte di Procida heißen.

In das Dunkel jener romantischen Sagenzeit von Ponza fallen die ersten Strahlen der Geschichte vereinzelt und in langen Intervallen. Die altitalische Völkerschaft der Volsker in Latium sandte zuerst eine Colonie nach Ponza, das ja dem Festlande so nahe ist, daß das Auge es schauen kann. Als dann der Volkerstamm aufgegangen war in das immer mächtiger sich ausbreitende Rom, fiel auch Ponza letzterem anheim, und als es galt, das neu unterworfenen Campanien zu sichern, erhielt die Insel, die die Gewässer an den Küsten jener Landschaft beherrscht, eine dauernde Besatzung (im Jahre 313 v. Chr.). Die kurzen Nachrichten, die in den Geschichtsbüchern des Livius hier und da über Ponza verlauten, beziehen sich durchgängig auf Hilfsleistungen, die die junge Colonie dem durch

Hannibal's Kriegszüge bedrängten Rom geboten, und zwar mit einer Freigebigkeit, die dem Abgesandten der Insel in Rom öffentliches Lob von Senat und Volk eintrug, was wieder die Ponzianer für solche Ehre nahmen, daß sie freiwillig auch in der Folgezeit mehr als den pflichtmäßigen Tribut an die Hauptstadt entrichteten, um als Dank später eine Erleichterung der Abgaben zugesichert zu erhalten.

Was Ponza mit seinen Nachbarinseln den römischen Kaisern galt, haben wir bereits berührt; den Opfern der Staatsgerichte und der Hofintrigen wurden bald die Märtyrer des christlichen Glaubens beigelegt; es möge genügen, Domitilla, die Prinzessin aus dem flavischen Kaiserhause, zu nennen, der vielen anderen, deren Opfertod die Kirchenacten nach jenen Inseln verlegen, der Theodora und Euphrosyne, des Eutychus, des Vittorinus und Maro, der Anastasia und Candida, und wie die Namen der Heiligen alle lauten, zu geschweigen; ja, die Legendarien wissen sogar von Massenhinrichtungen der Gläubigen zu erzählen, wie unter Anderem von jener Schar von zweihundertundsiebzig Gefangenen, die Diocletian, um die römischen Gefängnisse zu leeren, auf einem gebrechlichen Fahrzeuge dem stürmischen Meere überlassen, das aber, mitleidvoller als der Kaiser, die Unglücklichen zum Ufer von Ponza trug, wo der Tod durch das Schwert ihnen die Märtyrerkrone brachte.

Von jener ganzen Vergangenheit bewahrt die Insel heute wenige Spuren. Reste römischer Bauten finden sich hier und da zerstreut; eine Marmorstatue mit restaurirtem Kopf ziert die Rampe der oberen Straße des Städtchens. Interessante Gräberanlagen mit Resten farbigen Stuckes und theilweise erhaltenen Frescobildern traf ich hoch oben in den Bergen über den Gehöften von Santa Maria. Von den erwähnten architektonischen Resten ist das Meiste willkürlich mit Namen belegt worden, die keinerlei Bedeutung für Archäologie und Geschichte haben. So erscheint schon in der „Reise durch das christliche Europa“ eines gewissen Pacichelli aus dem Jahre 1685 die Bezeichnung: „Bäder des Pilatus“, die noch heute einem Complex von Galerien in der Nähe des Castells beigelegt wird;

eine Höhle, in der man Relieffragmente fand, wird als Heiligthum des Mithras ausgegeben; Reste von Befestigungen scheinen auf dem Hügel Scarpellino er-

ehrt, und wo einst das Bühnengebäude sich erhob, haben die unermüdlichen Meereswogen den leicht abbröckelnden Felsen tief unterwühlt. In der Technik dieser und



An der Ostküste von Ponza.

halten, und von der Anlage eines Theaters zeugen in einer Bigna, nahe den östlichen Häusern der Stadt, die an den Felsen gelehnten, arg zerstörten Sikreihen, aber Dionysos wird hier nicht mehr in Spiel und Gesang, sondern durch sorgsame Pflege seiner Gabe, der saftreichen Traube, ge-

vieler anderer rings um den Hafen zerstörter Baureste begegnen wir häufig der im Alterthum beliebten Anwendung des Netzmauerwerkes (opus reticulatum), dessen Material, der Tuffstein, an Ort und Stelle ohne Mühe gebrochen werden konnte. — Die wenigen auf der Insel

gefundenen antiken Inschriften, darunter eine griechische, sind wieder verschollen; die Abschriften, welche man vor Zeiten von ihnen genommen, überließ mir mein liebenswürdiger Cicerone, Signor Luigi Tricoli. — In den Zeiten der napoleonischen Kriege tritt Ponza noch einmal flüchtig in die Geschichte ein, als am 26. Februar 1813 William Bentinck, der Befehlshaber der britischen Flotte im Mittelmeer, hier dem Castell gegenüber auf einer Felsenklippe ein Fort errichtete, das seine Truppen nach Jahresfrist wieder räumten; seinen Namen knüpft das Volk noch an die Trümmer jenes Baues.

Lohnend ist der freilich etwas mühsame und sonnedurchglühnte Felsenpfad zum Leuchtturm und Gebäude des optischen Telegraphen, welcher letzterer mit der Insel Ventotene, durch sie mit Ischia und von dort mittelst des elektrischen Telegraphen mit Neapel communicirt. Jener Pfad führt über Felsen und zum Theil über die flachen oder leicht gewölbten Dächer der an und in das Tuffgestein gebauten Häuser gegen eine halbe Stunde aufwärts, an der Westseite der Insel, über jäh abstürzende Wände, an denen sich tief unten die Meereswogen schäumend brechen. Später geht es zwischen Weinbergen und Cactuspflanzen hinan zur hohen westlichen Kuppe der Insel. Die Rundschau hier oben ist überraschend malerisch und instructiv zu gleicher Zeit. Wie eine Relieffarte breitet sich die langgestreckte Insel in Sichelform nach Norden aus. Ueberall erheben sich die Felsen jäh aus dem Meere, und abgesprengte Klippen umgeben bald hier, bald da wie

Ballisaden das unzugängliche Eiland. Wie zwei Forts legen sich den Langseiten die kleineren Nachbarinseln Palmarola und Zannone vor, nackte, kahle Felsen; Palmarola wild und zerklüftet, mit schroffen Wänden und starrenden Klippen und Zacken, Zannone hier und da von spärlichem Pflanzengrün bekleidet. Und trotz dieser scheinbaren Monotonie von Fels und Meer ringsum strahlt dies einsame Inselbild eine Farbenpracht aus, wie sie in solcher Tiefe der Töne die grauen, vielgerühmten Felsenstirnen von Capri nicht zu entwickeln vermögen. Goldbraun wie die Marmorsäulen des Parthenon auf der Akropolis von Athen heben sich die Felsen von Ponza aus der tiefblauen Fluth, die nur der in ihrem ganzen Zauber sich vorzustellen vermag, der selbst am dunklen Spiegel des Mittelmeeres gewandelt; friedlich still wie ein Landsee liegt dort unten der Hafen der Stadt, die weißen Häuserreihen spiegeln sich wieder in der klaren Fluth, die kaum ein Ruder Schlag oder der Kiel einer Barke trübt; dunkles Laub weiterschattender Feigenbäume und rankender Weinstock winkt drüben vom alten Palast der Zauberin Circe, und hoch bis auf den Gipfel der Felsen wagt sich die gelbgeränderte Aloe. Friedlich und abgeschlossen, eine Welt für sich, ruht das einsame Eiland hier draußen im Meere, und wie mir einst diese Felsen in weiter blauer Ferne gewinkt, so webt jetzt ein leiser Duft drüben im Osten zarte Schleier um das hohe Cap von Terracina, und wie ein Nebelbild zerfließen die feinen Linien der Apenninen und der fernen Albanerberge in der Campagna von Rom.





Die Wetterprognose

auf Grundlage der modernen Witterungskunde.

Von

Dr. Jakob van Bebber.

Wind und Wetter stehen mit den materiellen und geistigen Interessen der Menschen in einem so innigen Zusammenhang, daß es ganz natürlich erscheint, wenn sich schon frühzeitig Bestrebungen geltend machten, die den Witterungsphänomenen zu Grunde liegenden Gesetze zu erforschen und insbesondere das Wetter vorherzusagen. In der That hat wohl keine Wissenschaft mehr Mitarbeiter gehabt, welche durch viele Jahre hindurch fortgesetzte mühsame Arbeit jene zu fördern suchten, als die Meteorologie; aber auch keine Wissenschaft hat Zeit und Arbeitskraft so spärlich belohnt, die Erwartungen so sehr getäuscht, so viele und gewichtige Gegner gehabt als die meteorologische. Waren es doch selbst Gebildete, welche über die Meteorologie den Stab brachen und ihr nicht einen den übrigen Wissenschaften — die ja auch wenigstens zum Theil ihrer selbst wegen

gepflegt und geachtet werden — ebenbürtigen Platz anweisen wollten, weil die Meteorologie keinen augenscheinlichen Nutzen gewähre und bei der Anhäufung eines massenhaften, „für das praktische Leben nutzlosen“ Zahlenmaterials nur Zeit und Arbeit vergeude. Ja, in der Pariser Akademie der Wissenschaften wurde am Ende des vorigen Jahrhunderts in öffentlicher Sitzung der Meteorologie als Wissenschaft jede Berechtigung abgesprochen. Wir dürfen uns hierüber nicht wundern, wenn wir bedenken, daß bis vor wenigen Jahrzehnten die Witterungskunde kaum so weit gediehen war, daß man nur eine sehr rohe Vorstellung von den allgemeinen atmosphärischen Zuständen gewonnen hatte, ohne sich jedoch über das Ursächliche der atmosphärischen Bewegungen sowie über die Wechselbeziehung der einzelnen Witterungselemente irgendwie Rechenschaft geben zu können. Dann waren es die unsinnigsten Hypothesen und die verrückte-

sten Träumereien, zu welchen die noch wenig fortgeschrittene Witterungskunde ein ungeheures Feld bot — Gründe genug, weshalb die Meteorologie die Achtung besonnener Männer nicht gewinnen konnte. Zwar haben die Wetter- und Bauernregeln sowie die Almanachspredictionen, deren Wurzeln dem grauen Alterthum entsprangen, deren Ausläufer und Zweige aber wie ein Stück mittelalterlicher Astrologie und Alchemie in die helle Zeit unseres intelligenten Jahrhunderts hineintragen, jede Bedeutung verloren und sind nur noch bleibende Momente eines naiven Empirismus, dem jede wissenschaftliche Grundlage, jede Methode fehlt; allein noch jetzt giebt es sogar Gebildete genug, welche den Witterungsphänomenen Ursachen unterbreiten, von denen die Wissenschaft nichts weiß. So scheint die alte Idee, daß der Mond die Witterung unseres Erdballs beeinflusse, trotz der eingehenden und vorurtheilsfreien Untersuchungen, welche von den ausgezeichnetsten Männern mit vieler Mühe durchgeführt wurden und welche sowohl auf Grund der Berechnung als der langjährigen Erfahrung zu dem unzweifelhaften Resultate führten, daß der Mond keinen merklichen Einfluß auf die Witterung habe, noch sehr tief gewurzelt zu sein. Sehr leicht lassen sich aus den periodisch wiederkehrenden Mondphasen eine Reihe von Wetterregeln ableiten und so für alle Tage des Jahres fortlaufende Wetterpredictionen schaffen, man braucht dann nur alle diejenigen Fälle zu vergessen, in welchen jene nicht eintrafen: das Vorurtheil ist fertig und gilt dann als unbestrittene Wahrheit. Auch der Mangel einer einheitlichen Organisation wirkte sehr hemmend auf die Entwicklung der Meteorologie. Beobachter haben nie gefehlt; wollte man alle Beobachtungsjournale sammeln, jene Unmassen von Zahlentabellen sichten und bearbeiten, so würden viele Kräfte noch lange Jahre vollauf zu thun haben. Sollen jene Aufzeichnungen wirklich Erfolg haben, so muß vor Allem zwei Grundbedingungen genügt werden: 1) müssen die Beobachtungen nach einheitlichem und vergleichbarem System und mit genau verglichenen Instrumenten angestellt und 2) müssen die auf möglichst großem Gebiete (wo-

möglich über die ganze Erdoberfläche) angestellten Beobachtungen nach einheitlichen Grundsätzen bearbeitet werden.

Erst der neueren Zeit war es vorbehalten, die Zielpunkte der Meteorologie genau festzustellen und, hiervon ausgehend, eine Erfolg versprechende Methode zu schaffen. — Während in Frankreich die Ideen, die Meteorologie der Schifffahrt und der Landwirthschaft dienstbar zu machen und damit auch eine sorgfältigere Pflege der Wissenschaft zu erreichen, durch die französische Revolution vereitelt wurden, gaben in Deutschland die epochemachenden Werke Alexander v. Humboldt's den meteorologischen Studien einen kräftigen Impuls. Dann waren es die beiden berühmten Männer Dove und Kämtz, welche durch Sammlung, Zusammenstellung und Vergleichung der vorhandenen Beobachtungen die ersten Grundsteine der allgemeinen vergleichenden Klimatologie legten. Gleichzeitig wußte der Amerikaner Maury die Schiffscapitäne für die Erforschung der meteorologischen Verhältnisse auf dem Meere in großem Maßstabe zu gewinnen, und die Kenntniß der Wind- und Strömungsverhältnisse des Oceans gestattete eine enorme Abkürzung der Zeit der Seereisen und Ersparnisse, die jährlich nach vielen Millionen zählen.

Nachdem auf dem Brüsseler Congreß — ein Erfolg der Maury'schen Bestrebungen — eine Vereinbarung über eine einheitliche Organisation der Beobachtungen zur See erzielt worden war, wurde 1873 auf dem internationalen Wiener Meteorologencongreß ein System geschaffen, welches Einheit in der Anstellung und Verwerthung der Beobachtungen zu Lande erzielte. Auch der neuerdings, im Frühjahr 1879 in Rom abgehaltene zweite internationale Meteorologencongreß hatte den Zweck, die Einheit in den meteorologischen Untersuchungen immer mehr herzustellen und zu befestigen.

Zwei Wege eröffnen sich, die zur Auffindung der den Witterungsphänomenen zu Grunde liegenden Gesetze führen können. Der erstere, ältere, beruht auf der Berechnung und Vergleichung der Mittelwerthe der meteorologischen Elemente. Aus den Mittelwerthen ergibt sich der klimatische Charakter einzelner Gegenden und größerer Gebiete. Aus den Abwei-

chungen der Mittel für einen bestimmten Zeitabschnitt oder der einzelnen extremen Werthe mit den langjährigen Mitteln können die Grenzen ziemlich sicher angegeben werden, zwischen welchen sich die Witterungsercheinungen in einer bestimmten Gegend bewegen. Dann können hierdurch die localen Einflüsse einer Gegend auf die allgemeinen Witterungsverhältnisse bestimmt und so endlich die Grundrisse einer allgemeinen Klimatologie entworfen werden. Allein das ist nicht Alles, worauf unser Interesse, unsere Forschung gerichtet ist: vor Allem ist es der scheinbar regellose, ja launenhafte Gang der Witterung, die außerordentliche Mannigfaltigkeit in den Witterungsphänomenen, der Zusammenhang der einzelnen atmosphärischen Vorgänge mit der allgemeinen Wetterlage, die Wechselwirkung der einzelnen meteorologischen Elemente und die daraus hervorgehenden Resultate: das sind Alles Gegenstände der anziehendsten Studien. Die Mittel gleichen nach dem Aussprüche Marie-Davy's stummen Statuen, denen der frische Hauch des Lebens fehlt; sie geben atmosphärische Zustände an, die nur sehr selten eintreten; sie verweisen den continuirlichen Gang der Witterungsercheinungen, die mannigfachen oft räthselhaften Witterungswechsel: gerade das, was zu erforschen uns am meisten interessirt. Diese Methode der statistischen Untersuchungen, durch welche namentlich Dove Großartiges geleistet hat, die aber wenigstens keine volle Befriedigung geben konnte, mußte von selbst auf das Princip der neueren Methode führen, welche die einzelnen Phasen der Witterungsercheinungen, die auf größerem Gebiete gleichzeitig stattfinden, unmittelbar erfährt, sie fixirt und verfolgt und hierdurch den getrennten Erscheinungen den Charakter des continuirlich Fortschreitenden giebt. In möglichst kleinen Zeitintervallen werden durch international vereinbarte Zeichen die meteorologischen Elemente und ihre Aenderungen auf möglichst großem Gebiete in geographische (synoptische) Karten eingetragen, wodurch man sofort einen klaren Einblick in die Wetterlage auf dem betreffenden Gebiete erhält.

Beide Methoden scheinen zwar einander schroff gegenüber zu stehen, und

insbesondere zwingt die Anwendung der neueren Methode, manche durch Autorität sanctionirte Ansicht fallen zu lassen; allein bei eingehender vorurtheilsfreier Uebersetzung erscheint es nicht allein möglich, sondern auch zur Weiterförderung unseres meteorologischen Wissens wünschenswerth, die beide Methoden trennende Kluft zu überbrücken und beide vereinigt bei unseren Forschungen zur Anwendung zu bringen. Ich glaube, daß es dem jetzigen Stande der Wissenschaft angemessen ist, diese neue Bahn zu betreten und darauf weiter fortzuschreiten, und bin der Ueberszeugung, daß dieser Weg über manche jetzt noch dunkle atmosphärische Vorgänge Licht bringen, insbesondere aber den Prognosendienst erheblich weiterfördern wird. Gewiß dürfte die Kenntniß der Häufigkeit der Minima, ihrer Bewegungsrichtungen, ihrer Geschwindigkeit, ihrer Aenderungen, ihrer Einflüsse auf Wind und Wetter und endlich ihrer Abhängigkeitsverhältnisse von den die Wetterlage bestimmenden meteorologischen Elementen, und zwar mit Berücksichtigung der jährlichen Periode und der geographischen Vertheilung, welches alles ich mit dem gemeinsamen Namen „Klimatologie der atmosphärischen Störungen“ zusammenfasse, jedenfalls einige tiefere Einblicke in den Mechanismus der großen atmosphärischen Bewegungen eröffnen und so der ausübenden Witterungskunde eine breitere und festere Basis geben.

Zwei Umstände waren es, durch deren Zusammenwirken diese neuere Methode sowohl in der alten als in der neuen Welt in raschen Aufschwung kam, nämlich die Einführung des Telegraphen in den meteorologischen Dienst und die Anwendung dieser Methode zum Nutzen des praktischen Berufslebens. Nachdem in Amerika im Jahre 1847 die ersten Versuche, den Sturmwarnungsdienst einzuführen, durch politische Wirren gescheitert waren, wurde in Frankreich 1855 auf Vorschlag Levevrièr's die Wettertelegraphie eingeführt. Holland und England folgten bald nach, und gegenwärtig giebt es wohl keinen größeren, gut organisirten Staat, der einer Centralstelle für Wettertelegraphie entbehrt.

In keinem Staate wird die Wettertelegraphie aber in einem so großartigen Maßstabe betrieben, finden die telegraphischen

Witterungsnachrichten und die sich daran knüpfenden Sturmwarnungen und Prognosen eine solche Verbreitung als in den Vereinigten Staaten Amerika's, wo nach Beendigung des Bürgerkrieges ein musterhafter Wetterdienst eingeführt wurde, für den der Congreß die jährliche Summe von etwa 3 $\frac{1}{2}$ Millionen Mark bewilligte. Die günstigen Erfolge jenseits des Oceans in Bezug auf Landwirthschaft machten auch in Europa Bestrebungen geltend, die Wettertelegraphie, welche bisher durch Sturmwarnungen nur der Schifffahrt gedient hatte, auch in den Dienst der Landwirthschaft einzuführen.

Im neuerstandenen deutschen Reiche, in welchem mit so manchen Vorurtheilen gebrochen und wir uns so vieler nützlicher gemeinsamer Einrichtungen zu erfreuen haben, wurde mit der Einrichtung der Deutschen Seewarte ein Institut geschaffen, welchem neben anderen wichtigen nautischen Aufgaben auch die zufällt: den wettertelegraphischen Dienst für das praktische Berufsleben nutzbar zu machen. Zwar hat die Seewarte als nautisch-meteorologisches Institut vor Allem für die Interessen unserer Seefahrt zu wirken und insbesondere unsere Küsten vor den Gefahren der Stürme zu schützen; allein zur Lösung dieser Aufgabe ist das Beobachtungsmaterial von einem Gebiete nothwendig, welches fast ganz Europa umfaßt. Am Vormittage laufen von zweiundneunzig Stationen, die auf einem Gebiete vertheilt sind, welches sich von Bodö innerhalb des Polarcreises südwärts bis zur Südspitze Italiens erstreckt und von Rußland ostwärts bis zur Linie Archangel'sk (am weißen Meere) und Tiflis (am Kaukasus) sich ausdehnt, telegraphische Nachrichten ein, gewiß ein Material, wie es keinem Institut der alten Welt zu Gebote steht. Die Ueberzeugung, dieses reichhaltige und sehr werthvolle Material auch zum Nutzen der Landwirthschaft und überhaupt des praktischen Lebens mit Erfolg anwenden zu können, ließ es der Seewarte trotz der Vermehrung der an und für sich umfangreichen und aufregenden Arbeiten als Pflicht erscheinen, unbeschadet ihrer Hauptaufgabe auch für die Interessen des Binnenlandes einzutreten.

Nach diesen mir nothwendig erscheinenden Erörterungen will ich versuchen, an

der Hand der beigegebenen Wetterkarten in großen Zügen die Grundlage der modernen Witterungskunde und die daraus sich ergebenden Grundsätze darzulegen, welche bei Aufstellung der Wetterprognosen maßgebend sind. —

Die unsere Erde umgebende Luft oder Atmosphäre ist ein elastisch flüssiger Körper, der die vor allen anderen hervorragende Eigenschaft besitzt, daß die Theilchen sehr leicht verschiebbar sind und also eine außerordentlich leichte Beweglichkeit haben. Die Luft hat Gewicht und übt so gut wie jeder andere Körper einen Druck auf ihre Unterlage aus, und zwar pflanzt sich dieser Druck nach allen Richtungen, sowohl vertical wie seitwärts, ganz gleichmäßig fort, wie es auch bei tropfbar flüssigen Körpern der Fall ist. Hieraus ist klar, daß der Luftdruck in allen Höhen nicht gleich, sondern daß derselbe an der Erdoberfläche am größten ist und mit der Höhe nach einem ganz bestimmten Gesetze abnimmt. Der Luftdruck wird durch das Barometer gemessen, welches die Höhe der Quecksilbersäule angiebt, die dem Gewicht einer Luftsäule von demselben Querschnitt und von der Höhe der Atmosphäre das Gleichgewicht hält. Da das Gesetz bekannt ist, nach welchem der Luftdruck mit der Höhe abnimmt, so können, um Vergleichbarkeit zu erzielen, die Barometerstände der Stationen mit verschiedenen Seehöhen auf ein und dieselbe Höhenschicht reducirt werden, und dieses geschieht in der Praxis stets, indem man das Meeresniveau zum Ausgangspunkte nimmt. Für Orte mit geringer Seehöhe beträgt der Unterschied im Barometerstande für je 10 m Höhe ungefähr 1 mm. In allen in den Zeitungen enthaltenen Wetterberichten der Seewarte sind die Barometerstände auf das Meeresniveau reducirt. Da aber die Größe der Luftdruckabnahme mit der Erhebung auch außerdem noch insbesondere von der jeweiligen Temperatur der Luft abhängt und diese in jedem einzelnen Falle nicht bekannt ist, so kann von einer absoluten Genauigkeit hier nicht die Rede sein, jedoch sind die obigen Reductionen namentlich bei nicht allzu großen Seehöhen für die Praxis vollkommen ausreichend. Wäre unsere Atmosphäre im Gleichgewicht oder wären alle auf das Meeresniveau reducirten Barometerstände gleich,

so würde die Luft keinerlei Bewegung zeigen: es würde Windstille herrschen. Dies ist aber niemals der Fall, sondern es wirken beständig oder zeitweise Ursachen, insbesondere Wärme und Feuchtigkeit, welche Störungen im atmosphärischen Gleichgewicht veranlassen und unterhalten. Und da nun, gerade so wie bei den Flüssigkeiten, die Luft stets bestrebt ist, das gestörte Gleichgewicht wieder herzustellen, ohne daß dieses Bestreben jemals befriedigt wird, so ist die Atmosphäre in stetiger Bewegung begriffen. Diese Bewegung der Luft nennen wir Wind, und da der Wind die Witterungszustände der einen Gegend in die andere überträgt, so ist er für die Witterung von hervorragender Bedeutung.

Wie ich noch des Näheren zeigen werde, ist sowohl die Richtung als auch die Stärke des Windes abhängig von der Luftdruckvertheilung. Um uns von dieser ein anschauliches Bild zu verschaffen, tragen wir alle Barometerstände, nachdem sie auf das Meeresniveau reducirt sind, in eine ein möglichst großes Gebiet umfassende Karte ein und verbinden alle Orte mit gleichem Barometerstande durch Linien mit einander. Solche Linien heißen Isobaren. Auf unseren Wetterkarten (vgl. die Karten) sind die Isobaren von 5 zu 5 mm gezogen, und zwar diejenigen unter 760 mm (also 755, 750 zc.) sind punktiert, dagegen diejenigen über 760 mm (also 765, 770 zc.) sind ausgezogen, die Isobare von 760 mm ist noch besonders hervorgehoben.

Der Ort auf der Karte, wo das Barometer am tiefsten steht, heißt das barometrische Minimum, und die das Minimum umgebende Gegend eine Depression. Auf unserer Karte habe ich das barometrische Minimum mit der Inschrift „TIEF“ bezeichnet. Ein Minimum liegt in Nordamerika westlich von der Seeregion (vgl. Karte I), ein zweites auf dem Ocean südlich von Grönland, ein drittes an der nordnorwegischen Küste und ein viertes endlich im Mittelmeere an der Ostküste Spaniens. Im ersteren ist der Barometerstand niedriger als 740 mm, im zweiten hat er die beträchtliche Tiefe unter 720 mm, im dritten und vierten liegt er unter 750 mm. Ein secundäres oder Theilminimum mit einem Barometerstande unter 735 mm befindet

sich an der Südspitze von Grönland. Ferner ist ersichtlich, daß der Luftdruck in der ganzen Umgebung des Minimums mit der Entfernung vom Centrum wächst und daß er in einer bestimmten Gegend den höchsten Werth erhält. Der Ort nun, an welchem der Luftdruck größer ist als in seiner ganzen Umgebung, wird derjenige des barometrischen Maximums genannt. Auf der Karte sind die barometrischen Maxima durch „HOCH“ hervorgehoben: eines liegt mitten im Ocean, ein zweites nördlich von den britischen Inseln, ein drittes über den russischen Ostseeprovinzen; überall steht daselbst das Barometer höher als 770 mm.

Nachdem wir uns durch aufmerksame Betrachtung der Karte eine klare Vorstellung von der Luftdruckvertheilung verschafft haben, suchen wir dieselbe in Beziehung zu bringen zu den Windverhältnissen. Die der Karte eingezeichneten gestrichelten Striche oder Pfeile geben einerseits die Windrichtung an, indem der Wind mit dem Pfeile fliegt, andererseits durch die Anzahl der angehängten Fahnen die Windstärken: 1 Fahne = leichter Wind (—|), 2 Fahnen = mäßiger Wind (—||), 3 Fahnen = starker Wind (—|||), 4 Fahnen = stürmischer Wind (—||||), 5 Fahnen = voller Sturm (—|||||) und 6 Fahnen = Orkan (—|||||). Der Kopf des Pfeiles ist ein kleiner Kreis, welcher die Lage der Station des Beobachtungsortes und dessen Ausfüllung die Bewölkung des Himmels angiebt. Alle übrigen Zeichen finden sich am Fuße der Karte.

Ein Blick auf die Karten belehrt uns, daß alle möglichen Windrichtungen und Windstärken vorkommen, aber bei aufmerksamer Betrachtung ergibt sich sofort ein sehr einfaches Gesetz, welches uns augenblicklich einen klaren Einblick in die Luftcirculation auf unserem umfangreichen Gebiete gestattet. Betrachten wir zunächst die Luftbewegung um die vier Minima, welche auf unserer Karte verzeichnet sind, so gruppieren sich um dieselben die Winde in folgender Weise. Auf der Südseite des Minimums wehen südwestliche und westliche, auf der Westseite nordwestliche und nördliche, auf der Nordseite nordöstliche und östliche und auf der Ostseite südöstliche und südliche Winde, und zwar so,

daß die Luftmassen sich dem Mittelpunkte des Minimums in spiralförmigen Bahnen nähern. — Untersuchen wir ferner die Luftbewegung um das Gebiet des höchsten Luftdrucks, z. B. desjenigen, welches sich von der Südhälfte Scandinaviens über das Ostseegebiet nach dem schwarzen und kaspischen Meere hin ausdehnt, so sehen wir an den Grenzen desselben die Luft abfließen, jedoch nicht geradlinig, sondern stark nach rechts abgelenkt. Die der Karte beigegebenen Figuren zeigen schematisch die Luftcirculation im Maximum und Minimum.

Dieses Gesetz, nach dem Entdecker das Buys-Ballot'sche genannt, läßt sich folgendermaßen formuliren: Nehren wir dem Winde den Rücken, so zeigt für die nördliche Hemisphäre (für die südliche gilt das Umgekehrte) die linke etwas nach vorn erhobene Hand den Ort des Minimums, die rechte etwas nach hinten erhobene Hand den Ort des Maximums an. Es sei noch kurz bemerkt, daß diese Ablenkung des Windes, wie nachgewiesen werden kann, durch die Erdrotation bedingt wird. — Dieses wichtige, die Grundlage der modernen Witterungskunde bildende Gesetz hat sich durch die Erfahrung vollkommen bestätigt, so daß man nur die Luftdruckvertheilung auf irgend einem Gebiete zu kennen braucht, um daraus einen richtigen Schluß auf die Windrichtung machen zu können. Die wenigen Abweichungen von der Regel, welche insbesondere bei gleichmäßiger Luftdruckvertheilung und schwacher Luftbewegung vorkommen, haben ihren Grund in localen Verhältnissen, in der unfreien Lage der Station oder in ungenauen Beobachtungen. Aber noch mehr. Aus der Luftdruckvertheilung folgt auch die Windstärke. Wo auf größerem Gebiete die Luftdruckunterschiede gering sind oder, mit anderen Worten, wo die Isobaren weit aus einander treten, da sind die Winde schwach oder herrschen Windstillen; dagegen wo die Luftdruckunterschiede größer sind oder die Isobaren dicht gedrängt neben einander liegen, da sind die Winde auch entsprechend stärker, so daß die Windstärke im umgekehrten Verhältniß mit der Entfernung der Isobaren zunimmt. Diese Beziehungen sind insbesondere auf ebenem Terrain, z. B.

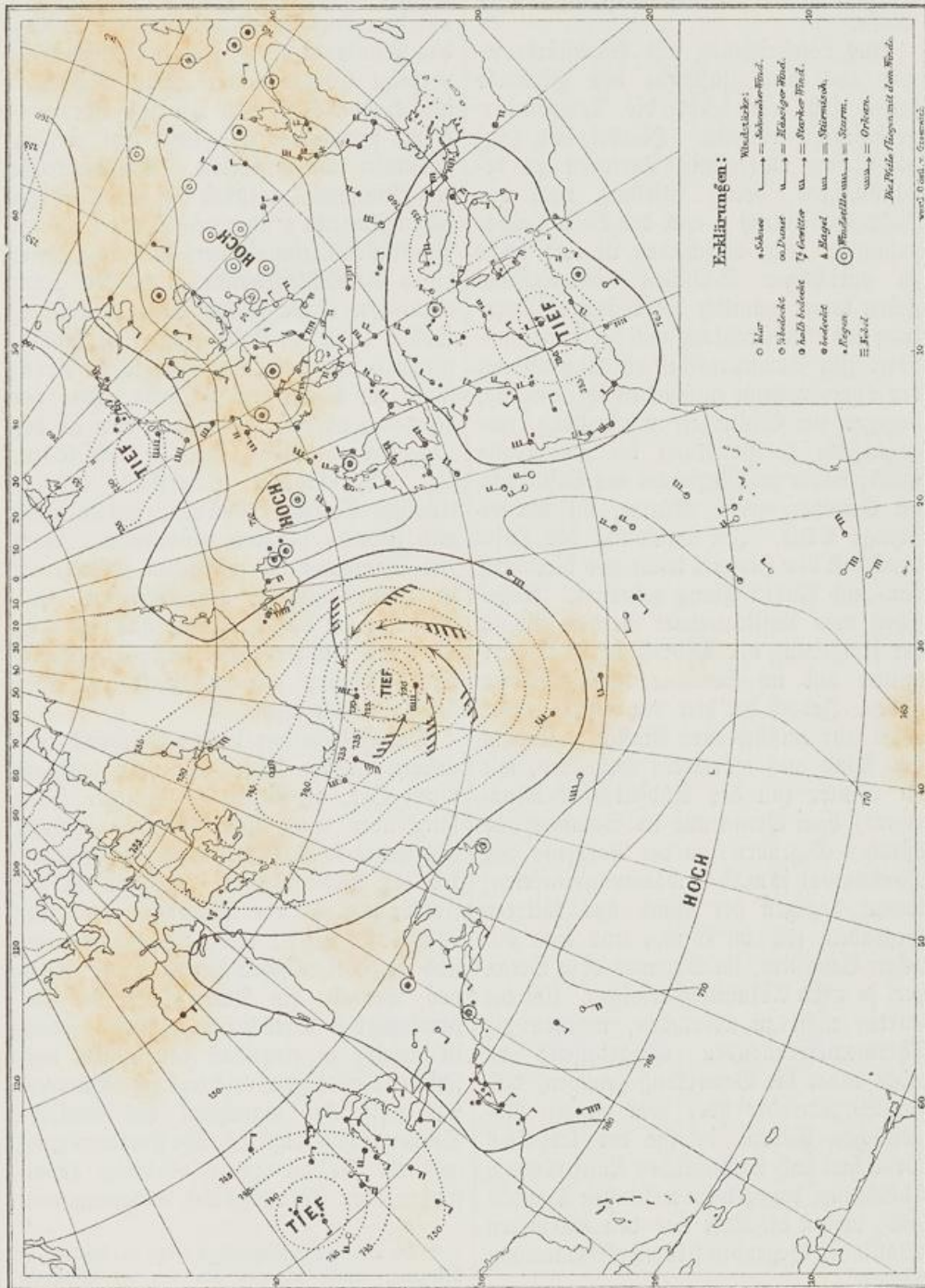
auf dem Meere, so ausnahmslos, daß ich keinen Anstand nahm, auf Karte I Windrichtung und Windstärke durch allgemeine Windpfeile einzutragen. Auf dieser Karte sehen wir das Minimum im atlantischen Ocean umgeben von dicht gedrängten Isobaren; darum sind die daselbst umkreisenden Winde stürmisch, und in der That melden die Journale der Schiffe, welche sich zu jener Zeit in der Umgebung des Minimums befanden, stürmische Witterung, vielfach schwere Stürme. Auch in der Umgebung des Minimums an der nord-norwegischen Küste herrscht Sturm. Dagegen in dem Gebiete hohen Luftdrucks treffen wir neben vielfachen Windstillen fast überall nur sehr schwache Luftbewegung.

Nun sollte man meinen, daß durch den Abfluß der Luft vom Maximum und durch den Zufluß zum Minimum die Luftdruckdifferenzen sich bald ausgleichen und so bald schwache Winde oder Windstillen eintreten müßten. Das ist aber nicht der Fall, denn aus Gründen, welche zu besprechen uns zu weit führen würde, steigt die Luft im Minimum in die Höhe, fließt oben nach dem Maximum ab, senkt sich im Maximum wieder zur Erdoberfläche, um dann dem Minimum wieder zuzufließen. Durch diesen Kreisstrom, der nicht selten durch die entgegengesetzten oberen Luftströmungen angedeutet ist, erhalten die Luftdruckunterschiede etwas Beständigeres und können sich so längere Zeit erhalten.

Besonders interessiren uns die Witterungserscheinungen im Bereich des Minimums und Maximums, welche meist einen ganz bestimmten Charakter haben. In der Umgebung des Minimums pflegt das Wetter windig, oft stürmisch zu sein, gewöhnlich ist der Himmel bedeckt, und Niederschläge sind häufig. Hält die stürmische Luftbewegung länger an und sind die Temperaturverhältnisse sehr ungleich, so treten in den Küstenstrichen Nordeuropas nicht selten auch im Winter elektrische Entladungen auf; in unseren continentalen Gegenden bilden die flachen umfangreichen Depressionen nicht selten die Brutstätten von Gewittern, die oft gleichzeitig auf größerem Gebiete sich entladen, oft, wie es scheint, nach bestimmten Gesetzen mit der Depression fortschreiten. Auf unserer

Karte ist im ganzen Umkreis der Depression an der Ostküste Spaniens, über Italien,

In der Umgebung der Depression an der nordnordwestischen Küste herrschen stür-



I. Wetterkarte vom 20. October 1876, Morgens 8 Uhr. Luftdruck, Wind und Bewölkung.

der Westhälfte des Mittelmeergebietes, über Frankreich, der Westhälfte Deutschlands, theilweise über den britischen Inseln das Wetter trübe, vielfach regnerisch.

mische Winde mit Schneegestöber. Ganz ähnliches Verhalten zeigen die westlich gelegenen Depressionen. Dagegen auf dem Gebiete mit hohem

Luftdruck herrschen in der Regel nur sehr schwache Winde oder Windstillen bei heiterem und trockenem Wetter. Auch unsere Karte zeigt diese Beziehungen im vollsten Maße.

Aus Windrichtung und Windstärke sowie aus dem Zustande des Himmels lassen sich sehr leicht die Temperaturverhältnisse ableiten. Hierbei sind zwei gleichzeitig auftretende Factoren zu berücksichtigen, deren Wirkung nach den Jahreszeiten und je nach den Bewölkungszuständen sehr verschieden ist und leicht zu unrichtigen Schlüssen Veranlassung geben kann: nämlich die Wärmeeinstrahlung und Ausstrahlung und der Lufttransport. Zur Sommerzeit ist die Einstrahlung der Sonnenwärme entschieden überwiegend, dagegen zur Winterzeit unbedeutend, wogegen die Ausstrahlung die Hauptrolle spielt: daher im Maximum des Luftdrucks im Sommer große Wärme, im Winter strenge Kälte. Im Minimum des Luftdrucks ist der Himmel trübe und hierdurch Ein- und Ausstrahlung gehemmt. Abgesehen vom Lufttransport werden wir in der Umgebung der Depression im Winter mildes und im Sommer kühles Wetter haben. Jedoch hat hier der Lufttransport einen sehr entschiedenen Einfluß: Kommt der Wind aus wärmeren Gegenden, wie im Winter (an der Südseite des Minimums) vom Ocean und im Sommer aus östlichen Gegenden (an der Nordseite des Minimums), so wird Erwärmung eintreten; kommt dagegen der Wind aus kälteren Gegenden, wie im Winter aus dem östlichen Continent, im Sommer vom Ocean her, so wird Abkühlung erfolgen. Um die Karten nicht zu überladen, wurden die Thermometerangaben weggelassen; es möge daher die Bemerkung genügen, daß am 20. October über dem ganzen südwestlichen Europa infolge der lebhaften nördlichen und nordöstlichen Luftströmung Abkühlung, dagegen im westlichen Deutschland, wohin die Luft aus den wärmeren südöstlichen Gegenden strömte, Erwärmung erfolgte.

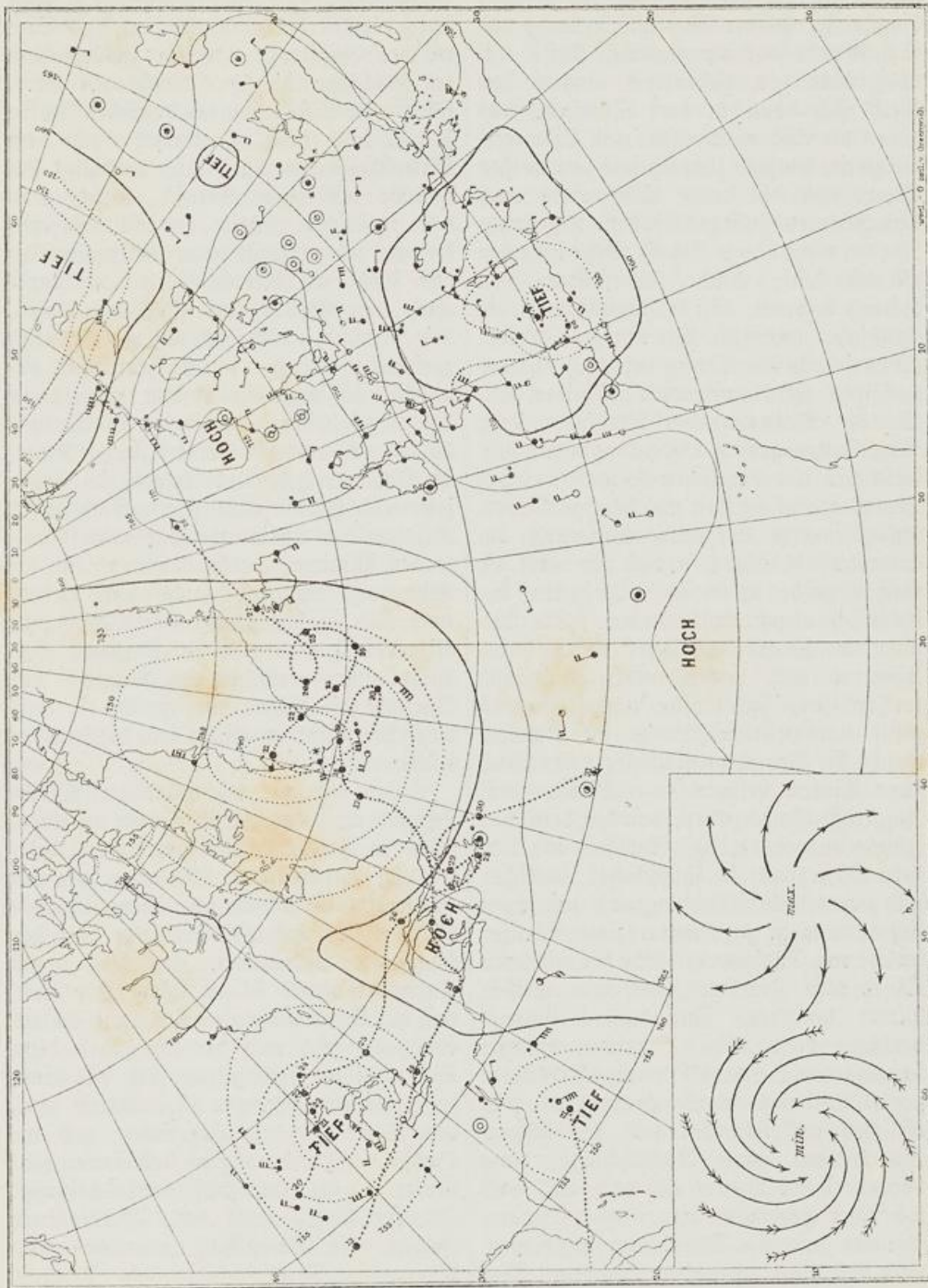
Sowohl die barometrischen Maxima als Minima sind meist in stetiger Bewegung begriffen. Um uns hiervon zu überzeugen, vergleichen wir die Karte vom 21. October mit derjenigen des Vortages: das Minimum in den Vereinigten Staaten

ist nordostwärts fortgeschritten und liegt jetzt in der Seeregion. Die Linie *** bezeichnet die Bahn des Minimums, die Punkte in derselben die Morgenpositionen mit dem beigeschriebenen Datum, so daß das Minimum bis zu seinem Verschwinden verfolgt werden kann. Das Minimum südlich von Grönland hat sich nordwestwärts fortbewegt und liegt jetzt an der Westküste von Grönland. Die Zugstraße des Minimums, welches sich aus dem Inneren Amerika's über den Ocean nach den Nordküsten Europa's verfolgen läßt, bietet durch die Schleifenbildung an der grönländischen Küste etwas Eigenthümliches. Solche Schleifen sind zwar nicht häufig, jedoch in einzelnen Gebieten, so an Grönland, an den Küsten Irlands, über der Nordsee, über Südschweden und in der Umgebung Italiens, sind sie nicht selten. An der Südküste Amerika's ist eine tropische Cyclone erschienen, welche Cuba und Florida plötzlich überraschte. Auch das Minimum im westlichen Mittelmeer ist etwas ostwärts fortgeschritten, und dasjenige im hohen Norden hat sich nach der nordasiatischen Küste entfernt, während das Maximum des Luftdrucks jetzt über Skandinavien lagert.

Die Gebiete mit hohem Luftdruck verändern in der Regel nur sehr langsam ihren Ort, oft liegen sie mehrere Tage lang über einer und derselben Gegend und geben so der Witterung den Charakter der Beständigkeit. Dagegen ist die Fortbewegung der Minima eine sehr rasche: im Mittel beträgt sie für Europa und den atlantischen Ocean 7 bis 10 m pro Secunde (in Amerika ist die Geschwindigkeit beträchtlich größer), jedoch ist dieselbe in einzelnen Fällen sehr verschieden: manchmal erscheint ein Minimum fast stationär, manchmal hat dasselbe Sturmgeschwindigkeit.* Die Fortbewegung geschieht für die ganze nördliche Hemisphäre, der Calmngürtel ausgenommen,

* Die mittlere Geschwindigkeit der barometrischen Minima, welche ich aus den von der Seewarte herausgegebenen Bahnentarten der Minima für die fünf Jahre von 1876 bis 1880 berechnet habe, beträgt für Europa im Winter 67, im Frühjahr 61, im Sommer 54, im Herbst 71 und im Jahre 63 Myriameter in vierundzwanzig Stunden. Vgl. van Bebber: „Wissenschaftliche Ergebnisse aus den monatlichen Uebersichten der Witterung von 1876 bis 1880.“

meist in östlicher oder nordöstlicher oder südöstlicher Richtung, äußerst selten in westlicher Richtung. Für die Fortbewegung der Minima giebt es gewisse Zugstraßen, die von jenen vorzugsweise inne gehalten werden und je nach den Jahreszeiten mehr oder weniger besucht sind. Diese sind für die Vorausbestimmung der



II. Wetterkarte vom 21. October 1876, Morgens 8 Uhr. Luftdruck, Wind und Bewölkung.

westlicher Richtung. Für die Fortbewegung der Minima giebt es gewisse Zugstraßen, die von jenen vorzugsweise inne gehalten werden und je nach den Jahres-

Witterung von hervorragender Bedeutung. Nehmen wir die britischen Inseln und Umgebung als Ausgangspunkt an, wo die Minima, die theils von Grönland

und Irland, theils von dem mittleren nordatlantischen Ocean, theils aus niederen Breiten des Oceans kommen, zuerst sich zeigen, so verläuft eine sehr besuchte Zugstraße von der Westküste Irlands und Schottlands der norwegischen Küste entlang über den Polarkreis hinaus und theilt sich dann in drei Straßen, von denen die eine nordwärts zum Eismeere, die zweite häufiger frequentirte zum weißen Meere und die dritte südostwärts nach dem Inneren Rußlands führt. Im hohen Norden nimmt diese Straße noch diejenigen Minima auf, welche insbesondere von Island kommen. Diese Zugstraße ist im Frühjahr wenig, in den übrigen Jahreszeiten jedoch sehr häufig besucht. Die auf derselben sich bewegenden Minima sind für die Witterungsverhältnisse unserer Gegend von großer Bedeutung: mit südwestlichen und westlichen Winden bringen sie uns oceanische Luft und häufige Niederschläge, im Winter milde Witterung, im Sommer Abkühlung, so daß hierdurch die Gegenjäge der extremen Jahreszeiten beträchtlich abgestumpft werden. Die Minima, welche auf südöstlicher Straße durch Finnland nach dem Inneren Rußlands fortschreiten, haben für unsere Gegend meist nordwestliche Winde im Gefolge, welche die Temperatur häufig beträchtlich zum Sinken bringen. — Weitere drei Zugstraßen durchziehen, von den britischen Inseln ausgehend, das Nordsee- und südliche Ostseegebiet in südöstlicher, östlicher und nordöstlicher Richtung und vereinigen sich dann meist zu einer einzigen Straße, welche von Schweden oder der mittleren Ostsee über Finnland nach dem weißen Meere hinführt. Für unsere Gegend bedingen diese Minima raschen Wechsel der entgegengesetzten Witterungscharaktere: zuerst Trübung und Erwärmung mit südöstlichen auffrischenden und rechtdrehenden Winden sowie Niederschläge, dann veränderliches Wetter mit nach und nach spärlicher werdenden Regen- oder Schneeschauern und von Abkühlung begleiteten, nach Nordwest neigenden Winden. Von hervorragender Bedeutung sind diejenigen Minima, welche zuerst am Canal erscheinen und in ostnordöstlicher Richtung der Küstenlinie folgend fortschreiten, indem dieselben sehr häufig von stürmischer Witterung begleitet sind. Einige der schwer-

sten Stürme, wie z. B. die Octoberstürme des vorigen Jahres, welche zu zahlreichen Schiffbrüchen und vielfachen Verlusten an Menschenleben Veranlassung gaben, wurden durch diese Art Minima bedingt.* — Eine weitere Zugstraße, welche insbesondere im Frühjahr häufig eingeschlagen wird, führt vom Südwesten der britischen Inseln südostwärts über Frankreich nach dem Mittelmeerbecken hin. Hier vereinigt sich dieselbe mit einer Straße, welche aus dem westlichen Theile des Mittelmeeres kommt, und verläuft dann theils ostwärts zum schwarzen Meere, theils nach Nordosten und Norden zum finnischen Busen. Die Minima, welche sich auf der südöstlich gerichteten Straße durch Frankreich bewegen, bedingen in unserer Gegend in der Regel heiteres, trockenes Wetter mit östlichen Winden, im Winter strenge Kälte, im Sommer Hitze und Dürre, im Frühjahr und Herbst nicht selten Nachtfröste. Die von der Adria nordwärts fortschreitenden Minima, welche besonders für die Witterung Süddeutschlands von Bedeutung sind, geben häufig Veranlassung zu Niederschlägen und Schneestürmen. Im Allgemeinen verfolgen die Minima mit Vorliebe die Küstenlinie, z. B. die norwegische, nordfranzösische und die deutsche Küste.

Sehen wir zu, wie Wind und Wetter sich ändern, wenn ein Minimum an einem Orte in größerer oder geringerer Entfernung vorübergeht. Nehmen wir zunächst an, ein Minimum nähere sich vom Westen her und ein Ort liege auf der Bahn des Minimums. Aus Fig. a am Fuße der Karte II ist sofort ersichtlich, daß der Wind an diesem Orte mit Südost einsetzen wird, und der Ort wird diese Windrichtung beibehalten, bis das Centrum vorübergegangen ist. Dabei wird das Barometer beständig fallen, und die Größe der Aenderung in bestimmter Zeit deutet auf die Intensität der Erscheinung. In der Regel wird das Thermometer steigen, die Bewölkung zunehmen und Neigung zu Niederschlägen sich einstellen. Charakteristisch für das Herannahen einer Depression ist gewöhnlich das Auftreten

* Vgl. van Beber: „Bemerkenswerthe Stürme“ in den Annalen der Hydrographie und maritimen Meteorologie, Jahrg. 1880, Heft 7 und 1881, Heft 1.

eines dünnen Wolken(Cirrostratus)schleiers, der sich nach und nach weiter ausbreitet, und der von der Richtung des Unterwindes nach rechts abgelenkte Wolkenzug. Nachdem das Centrum den Ort passirt hat, setzt der vorher gewöhnlich abflauende Wind mit zunehmender Stärke aus der gerade entgegengesetzten Richtung (Nordwest) ein, das Barometer fängt an zu steigen, das Thermometer sinkt; die Wolkendecke zerreißt, die Niederschläge fallen immer spärlicher und nur noch in Schauern, die Bewölkung nimmt immer mehr ab. — Liegt der Ort südlich von der Bahn des Minimums, geht also das Minimum nördlich vorüber, so wird zuerst Südost- oder Südwind eintreten, der zunächst langsam, dann rascher nach Südsüdwest, West, Westsüdwest und Nordwest übergeht (recht-drehend), wobei das Wetter sich in der vorher besprochenen Weise um so vollständiger ändert, je näher der Ort an der Bahn liegt. — Liegt endlich der Ort nördlich von der Bahn oder geht das Minimum südlich vorüber, so setzt der Wind etwa mit ESE (E international für Ost) ein, geht durch E allmählig nach ENE, NE und N (Zurückdrehen, Krimpen des Windes). Die hiermit verknüpften Aenderungen in der Witterung können leicht abgeleitet werden und sind den oben besprochenen ganz ähnlich.

Bei weitem die meisten Minima gehen nördlich an uns vorüber, und dann ist die Aenderung der Windrichtung meist eine rechtdrehende, so daß der Südost gewöhnlich in einen stärkeren Südwest und West übergeht, der darauf häufig nach Nordwest dreht, wobei dann gleichzeitig die oben besprochenen Witterungsänderungen vor sich gehen. Hierdurch findet das Dove'sche Drehungsgezet eine sehr einfache Erklärung und tiefere Begründung.

Obige Erörterungen geben uns eine allgemeine Vorstellung von dem Gange der atmosphärischen Erscheinungen, wie sie in Wirklichkeit am häufigsten stattfinden; allein Abweichungen von diesen Regeln kommen außerordentlich oft vor, und gerade hierin liegen die großen Schwierigkeiten, welche sich dem ausübenden Meteorologen entgegenstellen. Von hervorragender Bedeutung sind die Theilminima und die Ausläufer der Depressionen oder Ausbuchtungen der Isobaren,

welche sich gewöhnlich gleichzeitig mit den Hauptminima fortbewegen. Ein Beispiel eines Theilminimums findet sich auf Karte I an der Südspitze von Grönland. Diese secundären Bildungen pflegen in der Regel schnell fortzuschreiten und sind insbesondere bei rascherer Entwicklung häufig von stärkeren Witterungswechseln begleitet, als dieses bei vollkommen ausgebildeten Depressionen einzutreten pflegt, namentlich geben sie oft Veranlassung zu ergiebigen Niederschlägen und im Sommer zur Gewitterbildung.

Man sieht also, daß es sich bei der Vorausbestimmung des Wetters hauptsächlich um die Bestimmung der Fortbewegung und der Umwandlungen der barometrischen Depressionen handelt, und man darf wohl sagen, daß die weitere Entwicklung des Prognosendienstes insbesondere von dem Fortschritt in dieser Kenntniß abhängt. Sehr oft liest man die Behauptung, daß es fast unmöglich sei, für ein größeres Gebiet Prognosen zu stellen, und daß ein praktischer Witterungskundiger am Orte die auf Grundlage der Witterungsnachrichten aus ganz Europa für ein größeres Gebiet aufgestellten Prognosen mit Erfolg modificiren könne. So unzweifelhaft es auch ist, daß durch die Beschaffenheit des Terrains locale Einflüsse auf den Witterungscharakter ausgeübt werden, daß hierdurch z. B. locale Niederschläge, locale Gewitter auftreten können, so ist doch wohl Niemand im Stande, jene Erscheinungen aus den localen Wetteranzeigen mit einiger Wahrscheinlichkeit vorauszusagen, noch weniger, deren Ausbreitung, Dauer oder Intensität vorher zu bestimmen. Sehr wünschenswerth ist es, daß jene localen Einflüsse auch in Bezug auf die Prognosen eingehend studirt werden, allein verwerflich ist jedenfalls die Ansicht, daß jede meteorologische Station auch berufen sei, Prognosen zu stellen oder zu modificiren; dieses muß vorläufig noch der Centralanstalt oder hinreichend mit der Meteorologie Vertrauten überlassen werden, denen ein genügendes Material von der Centralanstalt zugeht.

Was die bereits bei den Prognosen erzielten Erfolge betrifft, so ist es nach dem jetzigen Stande der ausübenden Witterungskunde der Seewarte möglich, auf

Grundlage der zweimal täglich einlaufenden Witterungsdepeschen aus ganz Europa Wetterprognosen auszugeben, von denen bis jetzt 80 bis 81 Procent mit den nachfolgenden Thatbeständen übereinstimmen,* und hieraus dürfte sich annähernd der Nutzen berechnen lassen, welcher von den Prognosen wenigstens vorläufig für das praktische Leben zu erwarten ist. Es ist Sache der Landwirthe und der sonstigen Interessenten, hiernach die für die Praxis des Prognosendienstes so wichtige Frage zu entscheiden, ob gegenwärtig mit 80 Procent Treffern, die sich ziemlich gleichmäßig auf alle Witterungselemente und auf alle Monate des Jahres vertheilen, dem praktischen Leben so erhebliche Dienste geleistet werden, daß eine weitere Verallgemeinerung desselben geboten erscheint. In der That ist diese Frage schon durch die günstige Aufnahme, welche die Prognosen allerwärts finden, und durch die Thatsache, daß dieselben bereits von fast allen größeren Zeitungen Deutschlands publicirt werden, befriedigend beantwortet worden.

* Vgl. van Beeber: „Ergebnisse der ausübenden Witterungskunde während des Jahres 1880.“

Von der Ueberzeugung ausgehend, daß Wetterprognosen nur in Anlehnung an Witterungsthatbestände wahren Werth haben und der Wetterdienst nur dann seine volle Wirksamkeit äußern kann, wenn auch die Prognosen durch sachlichen Einblick in die allgemeine Wetterlage unterstützt werden, wurde es von der Seewarte den Zeitungen zur Bedingung gemacht, gleichzeitig neben der Prognose auch Witterungsthatbestände zu publiciren. Auf jede Weise ist darauf hinzuwirken, ein Verständniß der Grundlage des Prognosendienstes zu erzielen, gewiß wird so der Nutzwert der Prognosen bedeutender ausfallen und mehr gewürdigt werden.

Schließlich kann es nicht oft genug betont werden, daß es sich hier nicht um volle Sicherheit, sondern nur um Wahrscheinlichkeit handelt, allerdings um eine Wahrscheinlichkeit, aus der für das praktische Leben ein wesentlicher Nutzen gezogen werden kann, ganz abgesehen davon, daß man mit Recht erwarten muß, daß jene mit wachsender Erfahrung sich immer mehr, wenn auch voraussichtlich sehr langsam, der Gewißheit nähern wird.





Willkürliche Lebensäußerungen in der Pflanzenwelt.

Von

August Vogel.



St auch das ganze Wesen der Pflanzennaturen nur ein schwaches Schattenspiel der thierischen Welt, so liegen doch in der Pflanze Triebe und Eigenthümlichkeiten, die uns unwillkürlich an die Lebensvorgänge im Thierreiche erinnern. In dieser pflanzlichen Haushaltung, welche in dem kleinsten Samentorn mit verborgener, wunderbarer Kraft waltet — unerklärlich gleich der, welche die Sternenvwelt schwebend durch luftleere Räume in ewig gleichen Bahnen führt —, tritt uns eine fremde, unbekante Welt entgegen; in jeder Pflanze beobachten wir Triebe, die auf Empfindung, auf eine Art besonnenen Strebens hinzuweisen scheinen. Wie die Fähigkeiten des Menschen, geistige und körperliche, nach vorangegangener sogenannter harter, an Beschränkungen reicher Jugend und einer strengen Erziehung, sich besonders gut entwickeln sollen, so ergibt sich auch bei manchen vegetabilen Gewächsen eine gedrückte Lage für ihr Gedeihen als zuträglich. Das Walzen des Grasbodens, das Niedertreten der Zwiebelpflanzen in Gärten und dergleichen, wenn auch eine rein praktische Erklärung möglich ist, könnten als Beispiele dafür erwähnt werden. Nach einer alten Regel soll der Bauer sich am Johannisstage in seinen Zwiebelbeeten wälzen, damit „die Zwiebeln recht groß werden.“ Wächst ja auch die Kamille nach glaubwürdiger Behauptung des berühmten Sir John Fal-

staff um so schneller und üppiger, „je mehr sie getreten wird.“

Beobachtet man die einzelnen Pflanzen betreffs ihres Vorkommens näher, so bemerkt man bei den einen das Bestreben nach Isolirung, bei anderen den Trieb nach einer Art von Geselligkeit. Zu den ersteren, welche jederzeit einzeln und dort und da zerstreut wachsen, gehören bei uns in Europa der kletternde Nachtschatten (*Solanum dulcamara*), die weiße Lychnis (*Lychnis divica*), der Wiesenknöterich (*Polygonum bistorta*), die lilienartige Zaunblume (*Anthericum liliago*) und manche andere. Ganz verschieden hiervon ist der Eindruck derjenigen Pflanzen, die dem Triebe der Geselligkeit folgen, ähnlich dem Triebe der Thiere, sich in Heerden zu sammeln. Wie die Ameisen und die Bienen unter den Insecten, wie die Raben, die Staare und viele andere Vögel die Geselligkeit lieben, so giebt es auch eine Menge Pflanzen, die stets in einer größeren Anzahl von Individuen auftreten, große Strecken des Bodens überziehen und andere Arten wenig oder gar nicht zwischen sich dulden. Dahin gehören die Kiefernwälder, die Buchen, Eichen, Birken und Esen, welche unsere Laubwälder bilden; viele Weiden, zwischen denen prächtige Epilobien mit ihren herrlichen Blüthentrauben hindurchblicken; das Haidekraut, welches große Strecken dünnen Bodens überzieht; die Heidelbeere, die den Boden der Nadel-

holzwaldungen bedeckt; manche Gräser, wie Rispengras; mehrere Wasserpflanzen, in moorigen Gegenden Torfmoos (*Sphagnum palustre*) u. a.

Man weiß, daß es, wie unter den Menschen, Pflanzen giebt, die sich sehr gut, andere, die sich gar nicht mit einander vertragen. So hat die Kaulbeere, wie schon Plinius erwähnt, eine Vorliebe für den Feigenbaum und wächst auch in unseren Gärten am liebsten in seiner Nähe; so haßt der Weinstock den Kletterbaum, so meiden sich Eiche und Hasel. Da, wo die Pflanzen familienweise beisammen wohnen, scheinen sie kräftiger zu gedeihen, als wenn sie vereinzelt stehen; ihr Wuchs ist, besonders an Bäumen, schlanker, ihre Oberfläche glänzender. Dagegen sind einzeln stehende Pflanzen struppiger, rauher, auf Berghöhen behaarter. Hierin gleichen die Pflanzen dem Menschen, welcher ja auch durch Geselligkeit heiterer, in seinem Aussehen gefälliger wird, während Einsamkeit ihn rauher und wilder macht. Bisweilen wählt sich eine Pflanze gerade nicht die beste Gesellschaft; unter gemeinem Unkraut ersprießen öfters edle Früchte.

„Es wächst die Erdbeere unter Nesseln auf,
Gesunde Beeren reifen und gedeihen
Am besten neben Früchten schlechter Art.“

Ein bekanntes Beispiel von dem Triebe nach Geselligkeit giebt uns der Epheu. Er gedeiht am besten in der Gesellschaft eines Stammes, dem er sich anschließen kann. Wie alle vegetabilen Gebilde strebt zwar auch der Epheu nach oben, dem Himmel, dem Lichte zu; aber allein, ohne Begleitung vermag er es nicht; an einem Stamme muß er sich emporwinden und schlingen, nur an demselben steigt er höher und höher bis zur Spitze hinauf. Je kräftiger und höher sein stützender Geselle aus dem Boden zum Himmel steigt, desto stärker wird auch er, desto näher kommt auch er dem Himmel und grünt so blendend und so saftig in der Hitze des Sommers und im Winterschnee treu vereint mit seinem Gesellschafter, als ob ewiges Leben in seinen Adern fließe. Findet der Epheu keinen Stamm, dem er sich gesellig anschließen kann, so drängt ihn sein socialer Trieb, sich an jeden Zweig oder Stein anzuklammern; ohne Begleiter aber kriecht er einsam, elend und unbeachtet

am Boden fort. Ueberhaupt ist der Epheu ein interessantes Pflanzengebilde, an welches sich zahlreiche poetische und profanische Sagen knüpfen. Als Dionysos geboren war, schützte ihn eine schnell wachsende Epheuranke vor den eifersüchtigen Blicken der Here. Der Epheu diente vor der Verwandlung der Daphne in den Lorbeerbaum zu den Kränzen der Dichter, und noch Horaz singt in seiner ersten Ode:

„Mich gesellet Epheu, der Kranz des Dichterkopfes,
den Göttern.“

Auch bei den ersten Christen hatte der Epheu wegen seines Ausdauerens im Winter hohe Bedeutung. Im Mittelalter aber verlor er an Werth; man betrachtete ihn, wenn er an einem gestürzten Baume fortgrünte, höchstens als einen treuen Diener, der seinen gefallenen Herrn nicht verläßt. Auch medicinische Wirkung wurde dem Epheu zugeschrieben. Wer mit Löfeln, aus Epheuholz geschnitzt, ißt, soll vor Halsweh und Bräune geschützt sein (Helwig, Zauberarzt, Seite 84). Bei den Römern war die Meinung verbreitet, Epheulaub verhüte die Berauschung. Jäger erzählen, daß die Wildschweine sich mit Epheu heilen, wenn sie verwundet sind, und daß die Bache zur Erleichterung des Geburtsactes Epheublätter verzehre. Diesen Beobachtungen zufolge pflegte man stümperigen Hauschweinen einen Epheuzweig um den Hals zu hängen, was auch heutzutage mitunter noch geschieht. Der Epheu, welcher in der griechischen Mythe so vielfältig auftritt, ist zur Zeit fast als eine gefallene Größe zu betrachten; nur in Frankfurt erfreut er sich noch hergebrachter Ehren. Der Eschenheimer Thurm, unter Ludwig dem Bayer 1364 erbaut, ist ganz mit Epheu umwachsen. Schon mehrmals sollte diese alterthümliche Stadtzierde abgetragen werden, allein man hielt für gut, der Sage Rechnung zu tragen, nach welcher so lange kein Stein entfernt werden darf, bis daß die herrlichen Epheuranke die Wetterfahne des Thurmes erreicht haben. Doch muß anerkannt werden, daß der Epheu allenthalben neuerer Zeit verdienstermaßen größere Beachtung gefunden, indem man ihn an Fenstern in Töpfen zieht, um auch im Winter einiges Grün zu haben.

Eine mit dem Geselligkeitstrieb ge-

wissermaßen zusammenhängende Eigenschaft: die Unverträglichkeit oder Kampfbegierde, ähnlich wie in der Thierwelt, wird auch den Pflanzen mitunter zugeschrieben. Seitdem Darwin's Lehre im größeren Publikum Gegenstand der Unterhaltung geworden, hört man häufig vom „Kampfe um das Dasein“ sprechen, ja die Lehre des Daseinskampfes wird nicht selten zur Erklärung einer großen Menge von Lebens- und Naturerscheinungen aufgeführt. Wir möchten dem Daseinskampfe in der animalischen Natur eine gewisse Berechtigung keineswegs absprechen, — ist derselbe ja doch als selbstverständliche Folge des natürlichen Bestrebens eines jeden Individuums, sich die nothwendige Bedingung seiner Existenz zu sichern und schwächere Concurrenten fernzuhalten, jedenfalls in Betracht zu ziehen. Verfolgt man indes die Beobachtungsergebnisse in der Pflanzenwelt etwas genauer, so drängt sich doch die Ueberzeugung auf, daß hier in der vegetabilen Natur ein solcher Kampf eigentlich gar nicht so verbreitet ist, als man anzunehmen gewohnt ist, und daß sogar in vielen Fällen, in welchen die Unterdrückung einzelner Individuen durch kräftigere oder günstiger gestellte Nachbarn klar vorzuliegen scheint, dieses thatsächliche Ergebnis weniger als das Resultat eines Kampfes, sondern vielmehr als ein Verschwinden infolge ganz anderer Verhältnisse hervortritt. Mehrere Beispiele aus der Pflanzenwelt werden dies einigermaßen zu bestätigen im Stande sein.

Wir kennen den charakteristischen Einfluß der chemischen Zusammensetzung des Erdreiches auf die Natur der Vegetation. Bekanntlich gelingt es, durch verschiedenartige Behandlung einer Wiege eine von der ursprünglichen ganz abweichende neue Pflanzenwelt auf derselben zu erzeugen. So z. B. ruft Aschdüngung aus der Grasnarbe die Kleeartigen Gewächse, eine Düngung mit gebrannten Knochen die Entwicklung von Raigras hervor u. s. w. Nirgends aber ist die gänzliche Umwandlung der Vegetation in die Augen fallender als auf Torfmooren, welche theilweise von der Cultur berührt worden sind. Die Cultur eines Torfmoores beginnt nach Anlage der Hauptabzugscanäle damit, daß das Torffeld mit ein bis zwei Fuß tiefen Gräben durchzogen wird.

Als erste Folge dieser partiellen Trockenlegung ergiebt sich eine sehr bemerkbare Veränderung der Pflanzendecke. Die Halme des sauren Grazes verschwinden, und es treten neue kleeartige Grasarten hervor, welche dem Wiesenmoor ein total verändertes Ansehen verleihen. Während es im nicht entwässerten Zustande eine gleichmäßig graugrüne Decke zeigt, gleicht es nun schon einem von zahlreichen Blüten durchzogenen bunten Teppich. Wir haben hier somit einen mächtigen Unterschied des Pflanzenlebens ohne weitere Cultur, ohne irgend eine Düngung, ausschließlich durch Entziehung des stehenden Wassers. Eine ähnliche, nicht minder auffallende Umwandlungsercheinung der Vegetation zeigt sich auf den Hochmooren. Als bald nach der Entwässerung verschwindet die Krüppelföhre, die Birke tritt auf und bei weiter fortgesetzter Cultur die Fichte und Eiche, ohne daß irgend eine Aussaat stattgefunden hätte. Bei Hochmooren, welche keine Neigung zur Waldbildung haben, erscheinen nach der Entwässerung hochwüchsige Grasarten und zwischen ihnen einige Straucharten, Weiden und Pappeln. Hier kann doch Niemand eine Spur von Kampf erblicken; die Bedingungen des Wachstums werden durch Wasserentziehung und Düngung gänzlich verändert, und so tritt eine völlig neue Vegetation, aber ohne allen Kampf, in die Erscheinung. Wird ein Boden, welcher längere Zeit uncultivirt lag, aufgebrochen und das Erdreich auf einen Haufen geworfen, wie solches z. B. bei neuen Straßenanlagen gewöhnlich der Fall ist, so bildet sich nach einiger Zeit eine eigenartige Vegetation, welche zwar nach Qualität und Zusammensetzung des Bodens oder der natürlichen Lage und dem Feuchtigkeitsgrade verschieden ist, aber bei übereinstimmenden Verhältnissen stets eine gewisse Gleichmäßigkeit in der Vegetation zeigt.

Bei etwas thonhaltigem Kalkboden besteht die erste Vegetationsperiode gewöhnlich aus der gemeinen Distel, die oft schon im ersten oder zweiten Jahre mit solcher Mächtigkeit auftritt, daß sie bisweilen für sich allein schon solche Erdhaufen vollkommen überdeckt. Die einzelnen Pflanzen drängen sich dicht an einander, und augenscheinlich findet unter

denselben eine Art von Bestreben statt, sich auf Kosten der Nachbarn auszubreiten, wobei unmerkbar allerdings einige Individuen unterdrückt werden und verkümmern. Besichtigt man aber denselben Erdhaufen im darauffolgenden Jahre, so ist das Bild ein ganz anderes. Die Distel tritt nicht mehr so zahlreich auf, von einer Unterdrückung einzelner Individuen ist keine Spur mehr vorhanden, aber ihre Entwicklung ist auch bei weitem nicht mehr so üppig, als sie im ersten Jahre gewesen, obgleich durchaus keine räumliche Beengung stattfindet. Im dritten Jahre erscheint die Distel nur noch vereinzelt in mageren Exemplaren, während sich zwischen ihnen eine ganz neue Vegetation bildet. In den Waldgegenden am bayerischen Gebirge — wie ich solches zunächst zu beobachten wiederholt Gelegenheit hatte — erscheint gewöhnlich nach der Distel die Belladonna, nach dieser die Walderdbeere, welche längere Zeit hindurch den Boden ganz bedeckt, bis sich endlich zwischendurch vereinzelt Triebe der Himbeere oder der Brombeere entwickeln, die nun das Terrain lange Zeit hindurch behaupten, bis einzelne junge Waldbäumchen, Fichten, Föhren oder Buchen sich dazwischen ansiedeln und am Ende Herren des Terrains bleiben. Ein Kampf zwischen diesen verschiedenen Pflanzengattungen ist in keiner Weise bemerkbar, vielmehr scheint jede Art freiwillig der anderen Platz zu machen, sobald ihre natürliche Periode zum Abschluß gelangt. Nur zwischen den Individuen derselben Gattung, wenn solche gleichzeitig massenhaft auftreten, findet kurze Zeit hindurch gegenseitige Bedrängung statt, die man allenfalls, wenn man gerade will, einer Art von Kampf vergleichen könnte.

Noch bezeichnender ist das Verhalten unserer Waldbäume an solchen Orten, an welchen die menschliche Thätigkeit nur wenig in deren Wachstum eingreift. Eine jede Wanderung durch die Wälder in der Nähe der bayerischen Alpen überzeugt uns, daß dieselben ehemals zum größten Theile mit Eichen bestanden waren, daß aber diese Baumart allmählig der Buche, dann der Fichte und zuletzt der Föhre den Platz überlassen hat. Diese Beobachtung wird überdies durch Urkunden, ja selbst durch das Zeugniß aus

der Erinnerung älterer Leute bestätigt. Besichtigt man diese nunmehrigen Fichten- und Föhrenwälder genauer, so findet man bei dichtem Bestande allerdings zahlreiche Individuen, welche aus Mangel an Licht und Raum zurückgeblieben und verkümmert sind; man findet aber auch gleichzeitig zwischen den Fichten und Föhren einzelne junge Eichen und Buchen, welche sich in dem dichten Bestande offenbar nicht behaglich fühlen, vielmehr möglichst in die Höhe drängen und daher bei geringem Umfange unnatürlich in die Länge gewachsen sind und in der Regel nur durch die benachbarten, sie weit überragenden Nadelholzbäume aufrecht gehalten werden. Sobald jedoch die Laubbäume so weit emporgewachsen sind, daß sie directes Sonnenlicht erreichen, so kräftigen sie sich in auffälligster Weise binnen weniger Jahre so bedeutend, daß sie sich selbständig aufrecht zu erhalten vermögen, allmählig die Nadelwaldung überragen und zuletzt wieder eine Laubholzwaldung darstellen. Es sind uns mehrere Wälder bekannt, in welchen sich nach der Erinnerung älterer Leute und nach den vorhandenen Resten innerhalb eines nicht zu langen Zeitraumes schon zweimal ein solcher Wechsel der gesammten Waldvegetation vollzogen hat.

Was veranlaßt die Pflanzen zu einem solchen freiwilligen, kampflosen Ueberlassen des Terrains nach einer gewissen Zeitperiode an eine andere Gattung? Die einzige Antwort, die man auf eine solche Frage zu erhalten pflegt, ist, daß die Pflanze in dem Boden nicht mehr die nothwendigen chemischen Bedingungen ihrer Existenz finde. In dieser Antwort scheint uns indeß, bis jetzt wenigstens, keineswegs eine ganz ausreichende Erklärung des Vorganges zu liegen. Wenn auch in den Aischenbestandtheilen der Waldbäume notorisch qualitative und quantitative Unterschiede bestehen, so sind diese doch nicht so groß, daß hieraus allein schon ein gänzlicher Wechsel der Vegetation genügend erklärt werden könnte. Eichen, Buchen und Fichten wachsen ebensowohl auf einem humusreichen wie auf humusarmem Boden, es kann also nicht das Vorhandensein einer größeren oder geringeren Menge von Kohlenwasserstoffbestandtheilen (Blätterabfall oder sonstige vegetabile Verwesungs-

producte) der Grund dieser Erscheinung sein. Ebenso wenig kann man behaupten, daß Eiche und Buche stärkere Lebenskraft besitzen als Fichte und Föhre, indem bald die Laubbäume die Nadelhölzer, bald umgekehrt die letzteren die ersteren ersetzen. Nur wo die menschliche Thätigkeit fördernd oder hemmend in das Wachstum des Waldes eingreift (Anlage künstlicher Pflanzungen, Entfernung der Humusdecke u. s. w.), vollzieht sich das diesem Wechsel zu Grunde liegende Gesetz nicht in bemerkbarer Weise.

Auch hier also findet ein Kampf um das Dasein nur in sehr beschränktem Maße statt, nämlich vorzugsweise zwischen den Individuen derselben Species, wenn solche mitunter dicht gedrängt stehen. Der Wechsel der Vegetation zwischen verschiedenen Pflanzenspecies dagegen ist im Ganzen nicht Folge eines Kampfes, sondern nach meinem Dafürhalten Folge eines uns noch nicht näher bekannten Naturgesetzes. Bestände in der That ein Existenzkampf zwischen den einzelnen Pflanzengattungen, so wäre es absolut unmöglich, daß unsere natürlichen Wiesen, so weit die Cultur des Menschen nicht eingreift, aus einer so zahlreichen Menge der mannigfaltigsten Pflanzengattungen in ziemlich conformen Mischungsverhältnissen sich darstellen; längst müßten einzelne Gattungen alle übrigen verdrängt haben. Allem Anscheine nach besitzen uncultivirte Wiesen noch ganz dieselben Pflanzenformen und in derselben Mischung, die sie vielleicht schon vor Jahrtausenden charakterisirten.

Wenn hiernach die Vorstellungen über den Kampf um das Dasein im Pflanzenreiche nach unserem unmaßgeblichen Dafürhalten auf ein geringeres Maß, als man gewöhnlich annimmt, zurückgeführt werden dürften, so möchten andererseits bestimmte, so zu sagen geheime Beziehungen der Pflanze zum Menschen nicht in Abrede gestellt werden. Ist es nicht äußerst kennzeichnend für das eigenthümliche Verhältniß der Pflanze zum Menschen, daß es fast kein Kraut, keine Blume, keinen Baum giebt, an welchen nicht irgend eine Sage, das Wohl oder Wehe des Menschenlebens betreffend, haftet? Wir wissen, noch am Anfange des vorigen Jahrhunderts glaubte man, gewisse Kräu-

ter zur sogenannten Passauerkunt, nämlich zum Festmachen gegen Dieb und Schuß, zur Herstellung von Freitugeln u. s. w., benutzen zu können; man glaubte an eine Feuerwurzel von einem hohen Berge in Aegypten mit der vortrefflichen Eigenschaft, vor Feuer Schaden zu behüten; denn wenn an das Haus desjenigen, der sie besaß, Feuer gelegt wurde, so verbrannten nur die zum Anzündn herbeigebrachten Stoffe, ohne daß Latten und Balken, Heu oder Stroh von den Flammen ergriffen wurden. Die Sage, daß aus Gräbern Blumen sprießen — sie ist allgemein verbreitet und trägt Trost und Hoffnung in sich. Pflanzte man ja doch allenthalben Blumen auf die Hügel seiner Verstorbenen, um den düsteren Herd der Verwesung durch einen freundlichen Schmuck zu umhüllen, — um über der Nacht des Grabes einen neuen Frühling zu schaffen, als das Bild einer schöneren Auferstehung. Gern pflücken wir Blumen von den Gräbern unserer Entschlafenen, um sie als Andenken zu bewahren; nur sollen es — so warnt die Sage — solche sein, welche man mit eigener Hand gepflanzt, denn sonst „kommt der Todte zur Nacht und fordert den Raub zurück“. Die meisten Volksgefänge von unglücklich Liebenden schließen damit, daß ihren Gräbern Blumen und Bäume entwachsen. In anderen Volksliedern wird erzählt, daß Weischen, Berggiftmeinnicht, Reben, Epheu, Linden u. s. w. aus den Grabhügeln emporwachsen.

Die Unabhängigkeit des vegetabilen Lebens von der innersten menschlichen Natur ist nur eine scheinbare. Zwar kann man wohl fragen: Für wen blüht und duftet die Blume der Einöde? Für wen prangt sie in der Schönheit und hohen Regelmäßigkeit ihrer Gestaltung, in der bunten Mannigfaltigkeit ihres Farbenschmuckes? Kein menschliches Auge sieht sie, keines Menschen Brust athmet ihre Düste. Aber sie blüht und prangt und duftet auch in der verlassenen Einöde unbekümmert um menschlichen Beifall. Giebt es doch Menschen, denen sich die Pflanzenwelt — sit venia verbo — mit einer bestimmten Zuneigung zuwendet. Von ihnen sagt man gewöhnlich, sie haben „eine glückliche Hand“. Der Same, den sie in die Erde legen, geht auf, die Blumen ihrer Pflanze gedeihen. Es ist bekannt, daß Blumen

bei Kranken die Schönheit bald verlieren, sowie sie auch durch Berührung und Pflege gewisser Personen bald vergehen. Das ist nicht erlernte Geschicklichkeit, nicht besseres Verständniß der Behandlung, das ist angeborenes, bevorzugtes Verhältniß zur Pflanzenwelt. Niemand zweifelt daran, daß Einzelnen die Fähigkeit verliehen sei, wilde Thiere durch einen Blick, einen Laut zu zähmen, — daß es Einzelne giebt, die furchtlos und ohne Gefahr die Höhle des Raubthieres in der Wüste betreten. Man findet die Thatsache nicht auffallend, daß ein Pferdebändiger sich das wilde Roß der Steppen ohne Gewalt, nur durch ein Wort unterthan mache. Sollte zwischen dem Menschen und der Pflanzenwelt nicht etwas Aehnliches bestehen können? Bleibt es doch immerhin merkwürdig, daß jungen Leuten offenbar das Pflanzen besser gedeiht als alten, daß namentlich Pfropfer behaupten wollen, mit zunehmendem Alter verderben ihnen immer mehr Schößlinge an den gepfropften Bäumen, bis ihnen zuletzt gar keiner mehr wachse. Warum sollte nicht auch in der Pflanze ein gewisser Instinct liegen, der sie nöthigt, ihre oft widerspenstige Natur einem begünstigten Liebling willig zu unterwerfen? Man weiß, wie schon gesagt, die berührten Verhältnisse auch recht natürlich zu erklären, indem man sie ganz einfach in das Bereich der sogenannten „Fables convenues“ verweist. Doch wir wollen es mit Steffens halten, der uns, um den Geist der Natur recht zu erfassen, in die Gesellschaft der Dichter gehen heißt, „denn nur in dieser Herzen ergießt sie sich wahr und offen.“

Eine Betrachtung über willkürliche Lebensäußerung der Pflanze, wie sie hier in einigen Andeutungen versucht worden, kann nicht wohl schließen ohne Hinzuziehen der vielbesprochenen Frage: „Besitzen die Pflanzen ein Wahlvermögen in ihrer Aufnahme der Bodennährstoffe?“ Einige Beispiele dürften zur Beurtheilung der Frage beitragen. Zunächst ist es Thatsache, daß in den verschiedenen Pflanzen verschiedene Mengen der einzelnen

Mineralstoffe gefunden werden, auch dann, wenn sie auf dem nämlichen Boden gewachsen sind. Wenn man Kalkpflanzen und Kalipflanzen neben einander säet auf einem fruchtbaren Boden, das heißt auf einem Boden, der beide Nährstoffe in ausreichender Menge enthält, so nimmt die Kalkpflanze vorzugsweise die ihr notwendige Kalkerde, die Kalipflanze dagegen das Kali aus dem Boden auf. Dies wird — wohl mit einigem Rechte — dem Wahlvermögen der Pflanze zugeschrieben; sie wählt mit ihren unterirdisch im Boden umhererschleichenden Wurzeln die ihr am meisten entsprechende Nahrung aus. Freilich erhebt sich dagegen andererseits ein schwerwiegender Einwurf: Wenn die Pflanzen unter den ihr zur Ernährung gebotenen Stoffen wählen könnten, so würden sie sicherlich keine ihrem Organismus feindlichen Stoffe aufnehmen. Trotzdem ist aber durch zahlreiche Versuche constatirt, daß die Pflanze giftige Stoffe, sobald sie ihr geboten werden, absorbiert. Die Pflanze richtet ihre Wurzelentwicklung, wie man aus vielen Beispielen erkennt, nach der Natur des Bodens ein. Man hat beobachtet, daß die Wurzeln in fruchtbarem Boden, wo sie schon in der nächsten Umgebung Nährstoffe genug finden, von geringerer Ausdehnung sind als in sterilem, wo sie gleichsam ängstlich suchend sich nach allen Seiten und in die Tiefe hin erstrecken muß. Liegt hierin auch nicht ein directer Beweis für Annahme eines Wahlvermögens der Pflanze, so zeugt es doch von einem gewissen willkürlichen Bestreben, sich durch weite Aussendung ihrer Wurzeln aus der Ferne Nahrung zu holen — sie will nicht hungern —, und andererseits von einer gewissen Neigung zur Bequemlichkeit, wenn ihr in nächster Nähe die passende Nahrung zu nehmen ohne Mühe mit sparsam entsendeten Wurzeln vergönnt ist — sie will sich nicht unnöthig plagen. Die Pflanze verfährt nach dem etwas leichtsinnigen Molière'schen Grundsatz: „Je prends mon bien où je le trouve“, und zwar, könnte noch hinzugefügt werden, „sans me déranger.“



Literarische Mittheilungen.

Bilder aus dem Leben in England.



Bilder aus dem Leben in England. Von Ludwig Freiherrn von Dmpteda. Breslau, Verlag von S. Schottländer.

Allen denjenigen, die sich für die gesellschaftlichen und politischen Zustände der Engländer interessiren, werden diese von Herrn v. Dmpteda dargebotenen Bilder hoch willkommen sein. Die Zahl der aus England gelieferten Reisebeschreibungen bleibt zwar weiter hinter der Masse von Büchern zurück, die jährlich den Italienern, den Franzosen oder den Schweizern gewidmet werden, ist aber immerhin bedeutend genug, so daß es für den Schriftsteller nicht leicht wird, außerhalb der Zeitschriftenliteratur einen hinreichend breiten Platz für sein Buch zu finden. Die große Mehrzahl der in England Reisenden pflegt aber nur das städtische Leben, künstlerische und literarische Beziehungen oder die meistens auf dem Continent unterschätzten Schönheiten englischer Landschaft in den Kreis der Beobachtungen aufzunehmen. Außerordentlich gering ist dagegen die Ziffer derjenigen, die über die Eigenthümlichkeiten des englischen Landlebens in zuverlässiger Weise Bericht erstatten. In den Einrichtungen, Gebräuchen, Sitten und Genüssen des englischen Landlebens liegt gerade die Kraft und Eigenheit des englischen Nationallebens ebenso stark ausgeprägt, wie die internationale Bedeutung Englands in der Großindustrie, im Handel und im Maschinenwesen sich darstellt. Solche Männer, die den Kreisen des englischen Großgrundbesitzes nahestehen, pflegen entweder überhaupt als Schriftsteller nicht aufzutreten, oder verschmähen es, über einen Gegenstand sich vernehmen zu lassen, der wegen seiner vermeintlichen Alltäglichkeit für die vornehmen Classen in England kaum ein Interesse er-

wecken könnte. Andererseits ist es für continentale Schriftsteller von Beruf nicht leicht, Zutritt zu erlangen zu einer Gesellschaft, die nicht den Ehrgeiz hat, den die vornehme Gesellschaft in Paris vor 1789 befaß, als sie danach trachtete, überall von Europa angestaunt zu werden. Herr v. Dmpteda war in der besonders glücklichen Lage, die Begabung eines in der Darstellung geschickten Schriftstellers mit der Uebung eines politisch eindringenden Blickes und den gesellschaftlichen Beziehungen zu den vornehmsten Schichten der englischen Grundaristokratie zu verbinden.

Seine Lebensgewohnheiten bewahrten ihn davor, Belehrung und Unterhaltung mit einander zu verwechseln, und befähigten ihn, den Zweck zu erreichen, den solche Schilderungen vorzugsweise anzustreben haben: in unterhaltender und anregender Form eine Belehrung zu gewähren, die weder von streng wissenschaftlichen Werken geboten, noch in ihnen gesucht zu werden pflegt, obschon sie für die politische Bildung der Gegenwart von größter Wichtigkeit ist. Der Zusammenhang des öffentlichen Lebens in England, die gesellschaftlichen Grundlagen des Parlamentarismus und die Bedeutung der Selbstverwaltung können nur dann klar werden, wenn man das ländliche Leben jener leitenden Classe genauer beobachtet, von der die meisten Franzosen und Deutschen wenig mehr gesehen haben als den Luxus in Pferden und Equipagen, der während der Sommermonate in Park Lane entfaltet wird.

Herrn v. Dmpteda's Buch enthält eine Reihe von Bildern, die theils im helleren, theils im dunkleren Colorit oder, wenn man will, in sehr starken Lichtcontrasten, aber vollkommen naturgetreu gemalt wurden. Eine erste Reihe gehört den „Englischen Landsitzen, Gärten und Gärtnern“. Wir erfahren hier,

warum eigentlich die englische Gartenkunst in unserem Jahrhundert die Gartenkunst der Franzosen und die steifen Hecken oder Alleen Ludwig's XIV. ebenso verdrängt hat, wie die englischen Verfassungsgrundsätze immer mehr an die Stelle jener abstracten Principien treten, welche von der französischen Revolution verkündet wurden. Wie die politische Freiheit des englischen Parlamentarismus innerhalb eines zur Lebensgewohnheit befestigten Gesetzeszustandes wurzelt, so bedeutet auch die englische Gartenkunst die Anerkennung der schöpferischen Freiheit innerhalb der Natur, die durch die Menschenhand nur veredelt und entwickelt, nicht beschnitten und verkümmert wird — wie in jenen berühmten Vorbildern von Versailles, deren Linien und Abtheilungen uns heute anstarren wie ein in das Botanische überseztes Ministerialreglement.

Die Freude, welche die höchsten Schichten der englischen Aristokratie aus ihren Landsitzen, aus Parkanlagen, landwirtschaftlichen Culturen und Blumenbeten schöpfen, ist durch Herrn v. Dmpteda begreiflich gemacht und dem Verständnis der deutschen Leser näher gebracht.

Als „Nachstücke“ in seinem Buche erscheinen die für Socialpolitiker höchst werthvollen Schilderungen der Trinkkrankheit in England, gegen die mit seltenster Thatkraft, aber mit verhältnißmäßig geringen Erfolgen die Mäßigkeitsvereine ankämpfen, von denen einsichtige

Beurtheiler jedenfalls mehr erwarten als von Strafgesetyparagraphen, trotz welchen sich die Trunkenheitsfälle in England während der letzten Jahre nur gemehrt haben.

Die von Herrn v. Dmpteda mit großer Sorgfalt gesammelten „Materialien“ der Trunkenheitsgesetzgebung sollten von denjenigen nicht unbeachtet gelassen werden, denen es obliegt, an der Lösung gleichartiger Probleme in Deutschland mitzuarbeiten.

Sehr anmuthig sind die Beschreibungen, die der Verfasser vom Oxford Studententleben entwirft. Ist die wissenschaftliche Leistungsfähigkeit der Lehrenden, wie Engländer selbst zugeben, auf Deutschlands Hochschulen eine vergleichungsweise viel höhere, so wird unter denjenigen, die Herrn v. Dmpteda's Buch lesen, wohl Mancher bedauern, daß die Universität den Lernenden in Deutschland nicht jene Lebensfrische und Lebenskraft bieten kann, die Oxford der Jugend in England verbürgt.

Der politischen Bildung leistet das höchst empfehlenswerthe Buch, dessen Inhalt wir andeuten, auch dadurch einen wesentlichen Dienst, daß mancherlei mißgünstigen Vorurtheilen gegen England, die zur Mode zu werden scheinen, die Spitze abgebrochen wird, während Schattenseiten des englischen Volkslebens ebenso unparteiisch gewürdigt sind.

Franz v. Holzendorff.

Literarische Notizen.

Deutsche Hand- und Hausbibliothek. (Stuttgart, Verlag von W. Spemann.) Vier Bände. Eigentlich unter dem Haupttitel „Collection Spemann“ erscheint diese Haus- und Handbibliothek in der That als ein Bedürfnis auf dem deutschen Büchermarkt. Das deutsche Buch ist wirklich ungleich theurer als das französische oder englische. In dieser Sammlung soll nun jedes Werk, elegant gebunden, bloß eine Mark kosten, und trotz dieses billigen Preises sollen in ihr die Meisterwerke der deutschen und aller anderen Literaturen zur Ausgabe gelangen. Der Prospect verheißt in dieser Hinsicht geradezu bedeutende Leistungen, und die bis jetzt erschienenen vier Bände lassen uns hoffen, daß alle diese Verheißungen auch zur Erfüllung kommen werden. Der erste Band enthält zwei gediegene Erzählungen von Louise v. François, der zweite den „Oberhof“ von R. Zimmermann mit einer Einleitung von Levin Schücking, der dritte die moralischen Novellen von Cervantes in der Uebersetzung von A. Keller und Fr. Notter, der vierte endlich ein literarisches Curiosum:

den Roman „Die Hallig“ von J. C. Biernaßki mit einer orientirenden Einleitung von Heinrich Dünker. Unter solchen Auspicien ist der Bibliothek die thätigste Förderung und die Unterstützung der deutschen Hand und des deutschen Hauses zu wünschen.

Emancipirte Novellen. Von Johannes Proelß. (Leipzig, Verlag von Carl Reißner.) Diese Novellen — fünf an der Zahl — verdienen aus der Anzahl von Sammlungen dieser Art, die gegenwärtig auf den Büchermarkt geworfen werden, mit Auszeichnung hervorgehoben zu werden. Sie sind „emancipirt“ von dem Jopf der herkömmlichen Langweile und des traditionellen Novellenreceptis — daher ihr Name —, nicht aber von der Sitte und der obersten Moral. Es zieht ein fröhlicher jugendfrischer Ton durch diese gut geschriebenen novellistischen Skizzen, die ein nicht gewöhnliches Fabulirungstalent verrathen und sowohl in der Ausführung wie in der Erfindung fesseln und anmuthen. Den Preis werden wohl „die Gleichheitsbrüder“ davontragen.

Mit dem Bleistift. Geschichten und Skizzen von Ferdinand Groß. (Leipzig, Carl Reißner.) Wenn man die nicht wegzuleugnende Thatsache des Verfalls der dramatischen Literatur in Deutschland verstehen will, so muß man als einen Hauptfactor den Umstand mit in Erwägung ziehen, daß der moderne Journalismus hauptsächlich dem Drama, aber auch allen anderen Dichtungsarten die besten Kräfte, die hervorragendsten Talente raubt, um sie in seinen aufreibenden Dienst zu ziehen. Selten noch ist uns dies so klar geworden als beim Durchlesen dieser Sammlung feuilletonistischer Skizzen, die alle von Geist und Witz und Wissen durchtränkt sind. Groß ist ein Feuilletonist von hoher Bedeutung; er wäre aber wohl ein gleich vorragender Dramatiker und sicher auch ein trefflicher Romanschriftsteller, wenn er es vorzöge, statt mit dem Bleistift vielmehr — mit der Feder zu schreiben. Aber freilich die Hast und Unruhe des modernen Lebens verlangt diese prickelnde, sprühende, nervöse Art der Darstellung, und man muß gestehen: Groß ist ein Meister dieser Art, und seine Skizzen vom Tage und für den Tag lassen sich auch noch später — mit Genuß zum Theil — stets aber mit Vergnügen lesen.

Novellen von B. Glogau. (Berlin, Verlag von W. Herz.) Mit diesen Erstlingen seiner Muse hat ein junger Autor sich bereits einen guten Namen erworben. Das will bei der Uebersuthung auf den Heeresstraßen unserer Literatur nicht wenig bedeuten und hat seinen Grund vor Allem in der durchaus originellen Weise, in der dieser Autor seine Vorwürfe ansaßt und zur Ausführung bringt. Schon die erste Novelle, „Auf der polnischen Landstraße“, ist originell und interessant — das Vorbild Turgenjew's war freilich etwas zu verlockend —, nicht minder ist die Skizze „Im Exil“ geistvoll und fesselnd. Die Novelle „Marga's Erörthen“ ist wiederum in der psychologischen Ausführung des Hauptcharakters so fein und richtig, daß man fast glauben könnte, es sei eine Dame, die hier ihre Freundin schildert! Die anderen Novellen sind etwas schwächer und scheinen der ersten Entwicklungsstufe dieses Autors anzugehören, von dem wir wohl noch Bedeutendes zu erwarten haben.

Sommermärchen. Von Rudolf Baumbach. (Leipzig, A. G. Liebeskind.) Der Dichter der „Lieder eines fahrenden Gesellen“ erscheint hier als Märchenerzähler, und derselbe frische und humoristische Ton, der seine Gedichte durchzieht und ihnen einen so eigenartigen Reiz verleiht, ist auch in diesen entzückenden Märchen wieder anzutreffen — ein Ton, so keck und natürlich und anmuthig, wie er auf dem deutschen Parnass lange nicht gehört worden, und dabei auch so treuherzig und sinnig,

daß die Grenze von dem Kunstmärchen zu dem wahren echten Volksmärchen mit Glück überschritten ist. Es ist eine realistische Verbindung von Märchen und Novelle, welche Baumbach namentlich in den humoristischen Partien geschickt durchgeführt hat. Schöpferische Phantasie, ein echtes Dichtergemüth, ungetrübter Frohsinn haben sich hier zu schönem Bunde vereinigt; — wer ein Freund dieser Dichtungsart ist, dem wird das kleine Büchlein in sommerlichen Tagen manche frohe und schöne Stunde bereiten.

Gedichte von Ernst Ziel. Zweite vermehrte Auflage. (Leipzig, Verlag von Ernst Reil.) Ernst Ziel hat sich nicht nur als Redacteur der „Gartenlaube“ einen geachteten Namen in der literarischen Republik erworben, er gehört auch als Dichter zu den wahrhaft „Berufenen“. Die in kurzer Zeit nothwendig gewordene zweite Auflage seiner Gedichte ist ein vollkräftiger Beweis dafür, daß Ernst Ziel bereits Bürgerrecht auf dem deutschen Parnass erworben. Es ist in der That ein männlich starker Geist, eine überzeugungstreue Gesinnung, ein energischer Fortschrittstrieb und zugleich eine außerordentliche Gestaltungskraft, welche in diesen Gedichten und Liedern, die auch von seltener Formvollendung sind, sich offenbaren. In den „Vaterländischen Gedichten“ pulst eine warme patriotische Gesinnung, quillt der Feuerstrom echter Vaterlandsliebe. In den gedankentiefen Canzonen und einzelnen der vermischten Gedichte: „Der Urwelfriede“, „Vom Bau zu Babel“ sowie in den „Stimmungen und Reflexionen“ erhebt sich der Dichter zu mächtigem Gedankenschwunge, der die schwierigsten Räthsel des Menschendaseins zu lösen trachtet. Das Glaubensbekenntniß des Dichters ist das aller wahrhaft großen und edlen Menschen: „Des Menschen Höchstes ist die Menschenliebe!“ Am ansprechendsten sind die Lieder Ziel's, aus denen sein sinnig deutsches Gemüth spricht und welche die ergreifendsten Herzenstöne anschlagen. Vorzüglich anmuthend sind die Liebeslieder an Willy (des Dichters Gattin), der auch die ganze Sammlung gewidmet ist.

Aus dem Tagebuche eines Capellmeisters. Von Martin Roeder. (Mailand, G. Ottino.) „Dal taccuino d'un direttore d'orchestra“ — dies ist eigentlich der Titel eines vor Kurzem erschienenen, ziemlich umfangreichen Werkes von Martin Roeder. Der jetzt in Deutschland lebende junge Componist hat diese während seines langjährigen Aufenthalts in Italien in verschiedenen musikalischen und politischen Zeitungen veröffentlichten Aufsätze über Kunst und Künstler Italiens gesammelt, und der Verleger Ottino hat das Werkchen in splendorer Ausstattung herausgegeben. Wir empfehlen Allen, die der italienischen Sprache mächtig

sind und sich für moderne Musikverhältnisse interessieren, dieses vortrefflich geschriebene interessante und geistvolle Buch.

* * *

Flora von Deutschland. Herausgegeben von Schlechtendal, Langethal und Ernst Schenk. Revidirt und verbessert von Ernst Hallier. Fünfte Auflage. (Gera-Untermhaus, Verlag von Fr. Eugen Köhler.) Band 1 bis 4. Dieses Werk eignet sich ganz besonders zum Studium der deutschen Flora; durch die in demselben durchgeführte, den neuesten Ansichten entsprechende Systematik steht es weit über den gewöhnlichen derartigen Handbüchern. Die Charakteristik der einzelnen Familien, Gattungen und, was am schwierigsten ist, der einzelnen Arten ist mit besonderer Schärfe und Klarheit durchgeführt, so daß auf diese Weise das Bestimmen der Genera auch für den Laien nach einiger Uebung möglich wird. Die Aufzählung der Synonyma und die Erklärung der Namen sogar der einzelnen Species sind Vorzüge, von denen besonders der erstere keinem Handbuche der Botanik fehlen sollte, da die Bezeichnung einer und derselben Species oft fünf bis sechs Namen von den verschiedenen Autoren erhalten hat. Die Erklärung der Blüthe und ihrer Bestandtheile ist meist an Längsschnitten durchgeführt, während die meisten der heutigen Botaniker dieselbe, so weit es möglich, an Diagrammen zu geben versuchen (Giehler, Sachs u. a.). Die Abbildungen sind meist so naturgetreu, daß der aufmerksame Beobachter durch Vergleichung mit ihnen allein schon die einzelne Pflanze erkennen kann; manchmal sind indeß in ihnen charakteristische Merkmale zu grell hervorgehoben, was der Natürlichkeit des Bil-

des schadet. Jedenfalls sind sie aber einem wenn auch noch so sorgfältig gepflegten Herbarium zum mindesten gleichzustellen. Man kann dieses Werk seiner Reichhaltigkeit wegen auch mit voller Berechtigung eine Flora Mittel europa's nennen und ihm einen bedeutenden Leserkreis prognosticiren.

* * *

Palästina in Bild und Wort. Von Georg Ebers und H. Guthe. (Stuttgart, Eduard Hallberger.) Je höher die Literatur der sogenannten illustrierten Werke anschwillt — bringt doch fast jede Woche eine neue Erscheinung auf diesem Gebiete —, desto strengere Maßstäbe muß die Kritik an jedes einzelne dieser Werke anlegen. Das vorliegende wird ohne Zweifel auch die strengsten Anforderungen nach jeder Richtung hin befriedigen, wie dies schon die ersten drei bis jetzt erschienenen Lieferungen genügend beweisen. In Bezug auf den Herausgeber konnte wohl eine glücklichere Wahl nicht getroffen werden. Georg Ebers ist einer der genauesten Kenner des Orients; mit einer stupenden Gelehrsamkeit verbindet er die Gabe der allgemeinfaßlichen und poetischen Darstellung. Er hat sich mit H. Guthe, der gegenwärtig in Jerusalem weilt, verbunden, um das große englische Werk, welches dieser deutschen Ausgabe zu Grunde liegt, zu bearbeiten und dem deutschen Volke zugänglich zu machen. Die Illustrationen sind sauber und gediegen ausgeführt, das Ganze dürfte nach Vollendung in Wahrheit ein „internationales Prachtwerk“ werden. Wir kommen, nachdem eine größere Anzahl von Lieferungen erschienen sein wird, auf dieses interessante und bedeutende Unternehmen noch ausführlicher zurück.





Epilog.

Elegischer Abschied hat ein Gefühl tiefer Wehmuth im Gefolge, auch wenn er unter den Auspicien eines Wiedersehens genommen wird. Indem wir darangehen, den Epilog eines Vierteljahrhunderts zu sprechen, das über diesen „Monatsheften“ dahingegangen, ergreift uns eben dieses Gefühl von Wehmuth. Wie der Schimmer der Abendröthe lagert es sich über jeder Scheidestunde, und ein elegischer Hauch umweht uns, da wir Vergangenheit und Gegenwart unseres Unternehmens im Geiste mit einander verknüpfen und die Geschichte dieses Zeitraumes so noch einmal an unserem geistigen Auge vorüberziehen lassen.

Es gilt nun, an dieser Stelle nur in kurzen Zügen Rückschau zu halten in die Vergangenheit, Umschau in der Gegenwart und Ausschau in die Zukunft dieser Zeitschrift, soweit solche sterblichem Auge nicht verwehrt ist.

Es war eine trostlose, schlaffe Zeit, als diese „Monatshefte“ ins Leben traten. Die besten Söhne der Nation waren freiwillig oder unfreiwillig in das Exil gegangen oder verbannten sich selbst zu einsamer Zurückgezogenheit vom öffentlichen Leben und vertieften sich in die Vergangenheit, weil ihnen die Gegenwart so trostlos erschien. Auf allen Gebieten des politischen und socialen wie des religiösen und literarischen Lebens zeigte sich ein die ganze Nation durchdringendes Gefühl der Unzulänglichkeit der bestehenden Zustände, der Unzufriedenheit und Unbeglücklichkeit mit und in denselben.

In der periodischen Literatur eines

Volkess spiegelt sich der Entwicklungsgang seines geistigen Lebens am deutlichsten; wenn wir das Leben dieses Jahrzehnts erkennen wollen, so müssen wir es in den Zeitungen und Zeitschriften jener Epoche auffuchen — aber ach, auch dort findet sich des Tröstlichen gar wenig! Auch dort kehrt das Gefühl der Unzufriedenheit mit der Gegenwart immer wieder; es durchweht alle politischen Betrachtungen, es durchzuckt alle poetischen Hervorbringungen. Kein Wunder, daß in solcher Zeit die literarische Coterie, die politische Clique vor Allem und allein zur Blüthe gelangen und in Samen schießen! Die literarische Coterie, die die Trennung zwischen dem Norden und dem Süden künstlich aufrecht erhalten, die politische Clique, die — je nach ihrem Dafürhalten — das Vaterland auf ihre Weise befreien und einigen will, beide sich in unfruchtbaren Erörterungen, mehr aber noch in wüstem Gezänk oder gar in erbitterter Feindschaft verlierend und zerplitternd.

Wer es verstände, über diesem Treiben und außerhalb dieser Coterien einen Brennpunkt des geistigen Lebens zu schaffen, er könnte — wäre er ein Mann der That — ein Werk schaffen von bleibender Bedeutung, das den Jammer und die Wirrnüß dieser Tage überdauern würde! In Vielen mag wohl damals diese Idee Keime getrieben haben, Viele auch haben sich in Anläufen versucht — Einer aber hat sie zur Ausführung gebracht, voll und ganz im Sinne der Zeit und doch auch wiederum mit einer Energie und einem Verständniß, das den anderen Mitstrehenden fehlte.

Zeuge dessen diese Monatschrift, die am 1. October des Jahres 1856 hinaus trat in das Leben jener stillen Zeit mit dem Streben, „den Mangel eines größeren Centralorgans für die nach Volksthümlichkeit ringende Bildung“ auszufüllen; mit der Absicht, „die Wissenschaft lebendig zu machen und sie ins Leben zu tragen“ und den „Gegensatz zwischen künstlicher und volksthümlicher Bildung auszugleichen“.

Das war es, was unausgesprochen im Sinne der Zeitgenossen lag. Mit Staunen und mit Beifall wurde es aller Orten aufgenommen. Und es begab sich das Wunderbare: Weit über den Kreis hinaus, für den sie bestimmt war, fand die Idee wie die Ausführung gleiche Theilnahme, gleiches Interesse! Nicht als eitlem Ruhmes Herold, sondern als Träger einer heiligen Pflicht muß hier des Mannes Erwähnung gethan werden, der diese Idee erfaßte und mit der ihm eigenen Ausdauer und Begeisterung in überaus ungünstigen Zeitverhältnissen zur Ausführung brachte. Mit tiefer Wehmuth gedenken wir an der Wende des Vierteljahrhunderts des Mannes und zollen den Tribut pietätvoller Erinnerung den Manen George Westermann's! Die „Monatshefte“ waren ihm eine aufrichtige Herzenssache, nicht ein Vergnügen oder ein Quell des Erwerbs allein. Ihre Blüthe war sein Glück, ihre Erfolge bildeten die große Freude seines Lebens. . .

Seinen Principien vor Allem hat es diese Zeitschrift zu danken, daß ihr eine ungleich längere Lebensdauer und eine ungleich größere Verbreitung beschieden als allen ähnlichen Unternehmungen, die vorher oder gleichzeitig in Deutschland auftraten, seinen Principien und der Ausdauer und Treue, mit der er dieselben zur Erfüllung brachte, daß ihr die Feier dieses Jubeltages vergönnt ist.

Schon das erste Heft des jungen Unternehmens zeigte den Plan, nach dem es unternommen, ganz und fertig, und scharfsinnige Beobachter erkannten bereits damals, daß hier ein Werk ins Leben getreten, das die Schöpfungen des Jahrzehnts zu überdauern berufen sei. Alle politischen Strömungen der Zeit sollten diesem Werke fern bleiben, alle geistigen Tendenzen der Epoche in demselben un-

verfälscht zum Ausdruck gelangen! Das war das leitende Grundprincip George Westermann's.

In jenem ersten Hefte, das sich dem Geiste und der Intention nach von dem vorliegenden dreihundertsten, das der Epilog beschließen soll, kaum wesentlich unterscheidet, gelangten in der That auch alle geistigen Strömungen der Zeit zum Worte. Da kam — der Erste — aus Oesterreich, das bisher hermetisch dem deutschen Literaturleben verschlossen schien, Siegfried Kapper und brachte eine anmuthige Erzählung aus dem böhmischen Leben; ihm folgte aus Süddeutschland, das auch durch eine geistige Mainlinie vom Norden geschieden war, W. H. Kiehl und schilderte in einem interessanten Cultur-bilde die pfälzischen Dörfer; der Norden war durch angesehenere Schriftsteller vertreten wie Theodor Mügge, Wilhelm Lübke, der die Architektur der Gegenwart besprach, Adolf Paalzow, der damals bereits die Wirkungen der Electricität in einer geistvollen Studie darlegte, S. W. Dehn, der Johann Sebastian Bach als Polemiker vorführte. Das Ausland hatte H. C. Andersen gesandt, der einen anmuthigen Märchenstrauß spendete; die deutsche Wissenschaft endlich, die die Versöhnung mit dem Leben anbahnen wollte und mußte, ließ ein kräftiges Wort gegen den sich zur Zeit breitmachenden Materialismus durch M. J. Schleiden sprechen, der den Muth hatte, es zu sagen; daß diese Richtung nicht in naturwissenschaftlichen Fortschritten, sondern in philosophischen Rückschritten ihre Begründung habe. Ihm schloß sich Carl Reclam an, der die Beziehungen der Nerven zu chemischen Vorgängen erörterte, und Moritz Wagner, der einen Besuch bei dem Vulcan Tlalco in Centralamerika in anziehender Weise schilderte.

Und diesen Dichtern und Gelehrten folgten zahlreiche andere Gleichstrebende; kaum ein hervorragender Schriftsteller, der in dem abgelaufenen Vierteljahrhundert aufgetreten, ist den „Monatsheften“ principiell fern geblieben; viele der Besten haben hier ihre erste Fahnenwacht gehalten, und die Entwicklung beliebter deutscher Erzähler geht parallel mit der dieser Zeitschrift. Mit Wehmuth gedenken wir auch der Männer, die unserem Unter-

nehmen bis zum Tode treu geblieben. Von den Mitarbeitern des ersten Heftes leben nur noch vier; es ist uns ein Stolz und eine nicht geringe Freude, dieselben im nächsten Hefte — dem ersten des neuen Vierteljahrhunderts — in ungebeugter Frische und Rüstigkeit den Lesern mit sehr werthvollen Beiträgen vorzuführen zu können! Siegfried Kapper, der vor zwei Jahren in Pisa zur ewigen Ruhe gebettet wurde, sandte noch vom Krankenlager aus seine letzte Arbeit der Zeitschrift zu, der er als Erster zur Seite gestanden; auch diese Studie werden die Leser in dem neuen Hefte finden.

Es war nicht das geringste der Verdienste George Westermann's, daß er Männer zu suchen und zu finden verstand, die sein Unternehmen stützten und förderten, noch mehr aber, daß er sie dauernd an dasselbe zu fesseln wußte. Nur Wenige gingen grollend von dannen, auch diese kehrten meist versöhnt wieder; Alle aber gedenken des Führers, der sie zur Fahne rief, mit inniger Wehmuth und haben dem Ausdruck gegeben, als der Tod ihn vor nun gerade zwei Jahren inmitten seines Schaffens und Ringens aus dieser Zeitlichkeit abrief.

Wenn wir der Mitarbeiter an dem Werke George Westermann's in dieser Scheidestunde gedenken, dann darf aber auch vor Allem der Name Adolf Glaser nicht unerwähnt bleiben, der zweiundzwanzig Jahre lang dem Begründer dieser Zeitschrift als Redacteur mit Fleiß und Geschick zur Seite stand und der die Intentionen Westermann's mit seltener Tüchtigkeit auszuführen verstand. Erst als eine Reorganisation des Unternehmens auf Grundlage der veränderten Zeitverhältnisse beabsichtigt und ausgeführt wurde, zog sich der verdiente Mann zurück, um ungestört seinen Studien und poetischen Arbeiten zu leben.

Dem vereinten Streben, das durch die hervorragenden Kräfte gefördert und gestützt wurde, gelang es bald, die „Monatshefte“ zu hohem Ansehen, zu voller Geltung zu bringen. Vornehmlich waren es zwei Richtungen, die in denselben zu größter Blüthe gelangten und um die sie sich bleibende Verdienste erworben haben.

Wenn sich — nach Lessing — Jedermann seines Fleißes rühmen darf, so dür-

fen wir wohl auch in dieser Stunde und an dieser Stelle der Verdienste gedenken, die sich diese Zeitschrift um die Pflege der Novelle und, vielleicht als Ergänzung dazu, der Reiseliteratur erworben hat.

Mit Tieck's phantastischen Novellen war die Blüthezeit dieser Dichtungsart in Deutschland dahin. An der Neublüthe, deren sich die Novelle gegenwärtig in unserer Literatur zu erfreuen hat, haben die „Monatshefte“ ihren redlichen Antheil. Dichter wie Spielhagen, Scheffel, Raabe, Storm, Heyse, Jensen, Roquette, Bodenstedt, Hartmann, Lewald, Kiel und viele Andere haben in dieser Zeitschrift ihre anmuthigsten Schöpfungen veröffentlicht und derselben hierdurch bleibendes literarisches Verdienst verliehen.

Und in gleicher Weise fanden die Ethnographie und die dieser Wissenschaft verwandten Zweige sorgsamste Pflege in den „Monatsheften“. Entdeckungen und Forschungen von großer Tragweite wurden hier zuerst veröffentlicht; was diese Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde gewirkt, ist von Autoritäten dieser Wissenschaft wiederholt ausgesprochen und anerkannt worden.

So gelang es im Laufe der Jahre vor Allem, einen Leserkreis zu schaffen, wie ihn größer vordem noch keine deutsche Monatschrift gehabt, und einen Mitarbeiterkreis, der die Zierden der Literatur und Wissenschaft in sich schloß. Aber George Westermann's Art war es nicht, mit Erreichtem und Errungenem sich schlecht hin zufrieden zu geben und in voller Rüstigkeit zu feiern. In genialer Weise erfaßte er — wie er vor mehr denn einem Jahrzehnt die in der Generation lebende Idee erfaßt hatte — nun auch die neue Zeit, die inzwischen heraufgezogen war und die auch das Morgenroth einer neuen Literaturepoche verhieß! Kaum waren die ersten Heldenthaten deutscher Waffen ausgeführt, als er — am 21. August 1870 — in diesen „Monatsheften“ verkünden ließ: „Erst wenn der deutsche Staat ein Ebenbild des deutschen Heeres geworden ist, dürfen wir zur Siegesfeier schreiten. Vergönnt uns aber ein gnädiger Gott auch diesen Schritt zu thun, dann wird man vom Jahre 1870 eine große Epoche datiren, und ihr tiefster Sinn wird den Sieg der germanischen

Staats- und Menschenbildung über die romanische bedeuten!“

Den Idealen deutscher Culturarbeit weihte er nun auch diese Zeitschrift, indem er sie den erweiterten Zeitanschauungen gemäß reorganisirte. Wie früher das Leben außerhalb des Vaterlandes, so trat jetzt das nationale Leben in den Vordergrund des Interesses, und der Sinn für die Kunst der Heimath und das deutsche Kunstgewerbe fand Nahrung und Pflege. Aber das Grundprincip — es kann dies nicht oft genug betont werden — hielt er fest: Fern von den jeweiligen Strömungen des religiösen Lebens und den Stürmen der Politik, fern von dem Streit der Parteien des socialen Lebens einen literarischen Mittelpunkt zu schaffen, ein Organ, das die Bildung der Zeit repräsentirt und in welchem ihre geistigen Strömungen zum treuesten Ausdruck gelangen!

Noch an seinem Lebensabend hatte George Westermann die große Freude und die innige Genugthuung, sein Werk durch bedeutenden Erfolg gekrönt und auch vielfach nachgeahmt zu sehen. Aber auch jetzt bewies er die Treue, die ihm kein leerer Wahn war, und die Festigkeit, mit der er bei seinen Anschauungen blieb, daß ihn nichts vermochte, von dem abzustehen, was er einmal für wahr und nothwendig erkannt, und daß er äußeren Einflüssen keine Einwirkung auf sein Werk verstattete. In unseres Vaters Hause sind viele Wohnungen, und so mochten immerhin auch viele Wege zu dem gemeinsamen Ziele führen, die Culturarbeit des deutschen Volkes zu verbreiten, seine nationalen Interessen zu repräsentiren, und alle Wanderer auf diesem Wege und

zu diesem Ziele konnten einträchtig und in Frieden, in edlem Wettstreit der Kräfte, neben einander hergehen.

Inmitten seines Reorganisationswerkes wurde George Westermann aus diesem Leben abgerufen, und wir haben das Erbe seiner Ideen, seiner Arbeit und seiner Ziele übernommen und — dies Zeugniß wird uns Jeder ausstellen, der mit Aufmerksamkeit die letzten Bände dieser Zeitschrift verfolgt — in seinem Geiste und nach seinen Principien fortgeführt. So viel an uns liegt, und bleibt uns nur der treue Leserkreis und die Schar der Mitarbeiter zur Seite, soll es auch in alle Zukunft so bleiben! Es sei denn, daß diese uns verlassen, nicht anders und auf keine andere Weise werden die „Monatshefte“ den Principien ihres Begründers und den Tendenzen untreu werden, die in den nunmehr abgeschlossenen fünfzig Bänden voll und wahr zum Ausdruck gekommen sind! Mit diesem Schwur sind wir am Ende unserer Betrachtungen, vor der Ausschau in die Zukunft angelangt.

Und mit einem frommen Wunsche schließt nach guter alter Sitte der Epilogus. Das „Auge des Jahrhunderts“ wird sich geschlossen haben, wenn es — so hoffen wir — dieser Zeitschrift vergönnt sein wird, ihr fünfzigstes Jubelfest zu feiern; es werden dann andere Baumeister am Werke stehen und ein anderer Kreis sich gebildet haben, an den sie sich wenden werden. Möchte es dann ihnen Allen beschieden sein, des Vaterlandes Ruhm und Größe zu schauen und unseres mit Begeisterung unternommenen, mit Liebe fortgeführten Werkes möglichste Vollendung!



Zu
wesentlich
ermäßigten
Preisen!

Tadellos neu!
für Voll-
ständigkeit
wird
garantiert!

Billige Gelegenheits-Exemplare

wertvoller, interessanter Bücher
aus allen Litteratur-Gebieten.

Zu beziehen, soweit die Vorräte reichen, durch alle größeren
Buchhandlungen.

Ausführliche Kataloge gratis und franko.



Illustrationsprobe.

Kulturgegeschichte

des neunzehnten Jahrhunderts

in ihren Beziehungen zu der Entwicklung der Natur-
wissenschaften

geschildert von Ernst Hallier.

Professor in München.

Mit 180 Abbildungen.

Stuttgart. (847 Seiten.) Eleg. Leinenband.

Statt des Ladenpreises von Mk. 22,50

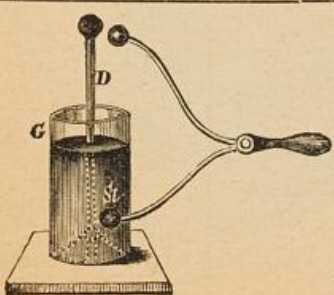
für nur Mk. 7,—.

Das Werk enthält in ansprechender und allgemein ver-
ständlicher Form eine solche Fülle anregender Belehrung
über alle Wissensgebiete, daß dasselbe für jeden Gebildeten
einen wahren Haus-
schatz des Wissens bilden
dürfte; das Buch bie-
tet erheblich mehr,

als der Titel erraten läßt, was der nachstehende kurze Aus-
zug aus dem Inhaltsverzeichnis beweisen mag:

Die Erbschaft aus den vorigen Jahrhunderten. — Erfindung
der Buchdruckerkunst. — Entdeckungreisen im 15. Jahrh. —
Seeweg nach Indien. — Galilei, Bacon v. Verulam, Descartes.
— Kepler, Newton, Leibnitz. — Das Kopernikanische Welt-
system. — Locke, Hume. — Imm. Kant. — Anfänge d. Chemie.
Die Physik von Galilei bis Faraday. — Alex. v. Humboldt.

— Die neue Chemie, Wärme-
lehre, Spektralanalyse. — Be-
rühmte Chemiker. — Die neuere
Physik, Elektrizitätslehre. —
fortschritte d. Astronomie. — Die
Abstammungslehre (Darwin).
— Die geograph. forschung. —
Erziehung und Unterricht. —
Malerei, Musik, Dichtkunst. —
Handel u. Verkehr. — Die so-
ziale Bewegung.



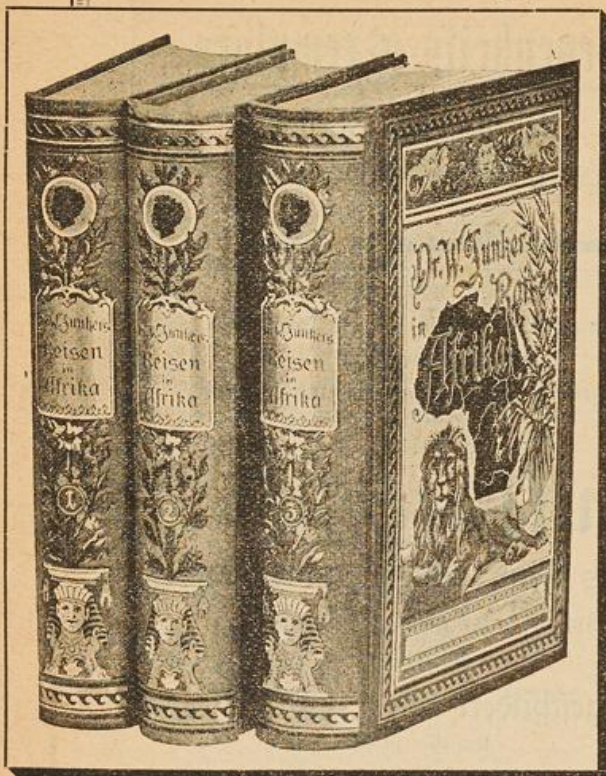
Illustrationsprobe.



Illustrationsprobe.

Wertvolle Bücher aus allen Litteratur-Gebieten zu ermäßigten Preisen.

Länder- und Völkerkunde. — Reisen.



Dr. W. Junker's Reisen in Afrika 1875—1886.

Nach seinen Tagebüchern unter der Mitwirkung
von **Richard Buchta**
herausgegeben von dem Reisenden.

3 Bände, Gr.-8° (zus. ca. 1900 Seiten), mit 120 Vollbildern,
335 Text-Illustrationen, 25 Karten und mehreren Plänen.

In 3 hocheleg. Orig.-Leinenbänden (Ladenpreis
M. 38.—) für nur **M. 15.—** (brochierte Exempl.
statt des Ladenpreises v. M. 30.— für **M. 10.—**).

Über 11 Jahre weilte W. Junker in der afrikanischen
Wildnis. Durch gründliche und gediegene Forschungen
hat er sich hervorragende Verdienste um die geographische
und ethnologische Wissenschaft erworben; seine überaus
wechselvollen und abenteuerlichen Erlebnisse, sowie die
Ergebnisse seiner Forschungen und Erfahrungen sind in
obigem Werke, einer Arbeit, die den Verfasser 3 volle Jahre
in Anspruch nahm, niedergelegt. Die vornehme Ruhe
der Erzählung und der wahrhaft klassische Stil, der wissen-
schaftliche Hintergrund der dabei doch höchst spannenden
Schilderung und die strenge Unparteilichkeit stellen das
Werk unbedingt in die erste Reihe unserer gesamten Afrika-
Litteratur, während es viele neuere und ältere Werke
ganz bedeutend hinter sich läßt.

Die Illustrationen sind sämtlich nach Zeichnungen und
Aufnahmen von **Ludw. H. Fischer, Rich. Buchta,**
Professor Schweinfurth, Fr. Rheinfelder u. A. her-
gestellt, sind also durchweg nur Originale.

Die heutige Türkei.

Bilder und Schilderungen aus allen Teilen des
osmanischen Reiches

von **F. v. Hellwald und E. C. Beck.**

2 Bde. Mit ca. 220 Textabb., 10 Tonbildern u. 2 Karten.
Leipzig.

Eleg. Lnbdd. (Ladenpr. M. 12.—) für **M. 5.60.**

Mit der ihnen
eigenen Meisterschaft
haben die Verfasser
ein großes Bild vom
osmanischen Reich ge-
geben. Der bunte
Herrschafts- u. Kul-
turenwechsel, das
Völkerdurcheinander
und die Geschichte, die
Natur wie die Ethno-
graphie erfahren eine
ganz charakteristische
Beleuchtung, die den
bemerkenswerten
Schauplatz, wo Orient
und Occident aufein-
ander stoßen, von
neuem interessant
macht. Die klare,
anschauliche Dar-
stellungsweise der
Verfasser läßt das
Werk nicht nur dem
Gebildeten allein
wertvoll, sondern
auch dem heranreißen-
den Schüler durch
seinen vielseitigen
Inhalt belehrend u.
empfehlenswert er-
scheinen.



Bosnier. (v. Hellwald u. Beck, Türkei.)

Das heutige Rußland.

Bilder und Schilderungen aus allen Teilen
des Zarenreichs

von **H. v. Lankeau und E. v. d. Welsnitz.**

2 Bände.

Mit über 240 Textabbild. und 8 Tonbildern.

Leipzig.

Eleg. Lnbdd.
(Ladenpr. M. 12.—)
für **M. 5.60.**

Das Riesenreich,
dessen stille Thätig-
keit anfallen Gebieten
menschlicher Kultur
von anderen Völkern
kaum gewürdigt wor-
den, in seiner, an
Gegensätzen so über-
aus reichen und in-
teressanten Mannig-
faltigkeit uns vor
Augen zu führen, ist
der hauptsächlichste
Zweck des Werkes.
Text u. Illustration
unterstützen sich ge-
genseitig, so daß hier
„ein Volksbuch im
besten Sinne des
Wortes“ geschaffen
ist. Die ebenso
mannigfachen, wie
eigenartigen Volks-
bräuche finden in
dem Buche besondere
Berücksichtigung.

Ausführliche Kataloge auf Verlangen gratis und franko!



Der Clarence-Peak (Baumann, Fernando-Péoo).

Dr. Oscar Baumann:

In Deutsch-Ostafrika während des Aufstandes. Reise der Dr. Hans Meyer'schen Expedition in Usambara. Mit 18 Illustrationen nach Skizzen des Verfassers, sowie nach Photographien und 1 Originalkarte. Wien 1890. (Eadenpreis M. 3.60) . . . für nur M. 1.20

Fernando Póo und die Bube. Eine afrikanische Tropeninsel. Dargestellt auf Grund einer Reise im Auftrage der K. K. Geographischen Gesellschaft in Wien. Mit 16 Illustrationen nach Skizzen des Verfassers u. 1 Originalkarte. Wien 1888. (Eadenpr. M. 5.—) . . . für nur M. 1.60.

Der bekannte Verfasser, i. J. Mitglied der österreichischen Kongo-Gesellschaft und der Dr. H. Meyer'schen Expedition, bringt in obigen beiden Schriften seine eigenen Erlebnisse, Beobachtungen und wissenschaftlichen Forschungen, seine topographischen Untersuchungen, Aufnahmen u. s. w. zur Kenntnis; das erstere beider Werke giebt eine Schilderung des herrlichen Gebirgslandes von Usambara, eines vielversprechenden, für europäische Colonisation äußerst günstigen Gebietes von Deutsch-Ostafrika. Die besondere Darstellung des Reisens und des Lebens in der Wildnis, die Beschreibung der schweren Schicksale der Meyer'schen Expedition, der Desertion der Träger, des Verrates des Usambara-Häuptlings Sembodja, des Überfalles und der Gefangenschaft bei Buschiri, die klare Ausführung über die Handels- und Plantagenverhältnisse im tropischen Afrika lassen dasselbe als eines der interessantesten und lehrreichsten über das deutsche Colonial-Gebiet erscheinen. — In dem zweiten Werkchen beschreibt der Herausgeber seine im Jahre 1886 unternommene mehrmonatliche Explorationstour durch die Insel Fernando Póo. Die Schilderung seiner Wanderung ist außerordentlich lebendig und mit gutem Humor gewürzt, und die Charakteristik der vulkanischen Tropeninsel sowie ihrer interessanten Bube-Bevölkerung weist in sehr geschickter Weise auf alle wichtigen Punkte hin. Der Wert beider Originalwerke wird durch das vorzügliche Material an Illustrationen und Karten noch wesentlich erhöht.

Die Stanley'sche Emin-Expedition und ihre Auftraggeber. Von H. Jäger. Mit 1 Karte (Eadenpr. M. 3.—) für M. —80.

Kurze Auszüge aus den bekannten großen Afrika-Werken von Casati, Emin-Pascha, Peters, Jephson und Stanley in klarer und übersichtlicher Form.

Reisebriefe aus Mexiko. Von Ed. Seler. Mit 8 Tafeln und 11 in den Text gedruckten Abbildungen. Berlin 1889. (Eadenpreis M. 6.—) . . . für M. 2.40.

Abgesehen von den mannigfaltig u. hochinteressanten Reiseergebnissen, enthält das Buch eine fülle werthvollen Materials zur Beurteilung von Land und Leuten und ist für jeden, der sich üb. das Land der alten Azteken, dieser uralten Kulturstätte, unterrichten will, von großem Werte.

Friedrich von Hellwald:



Catur (Hellwald, Centralasien).

Centralasien.

Landschaften und Völker in Kaschgar, Turkestan, Kaschmir und Tibet. Unter Berücksichtigung der jüngst. Ereignisse in Afghanistan u. von Rußlands Bestrebungen u. Kulturberuf. 2. Auflage.

Mit gegen 80 Text-Abbildungen etc., einem Coulibde und einer Übersichtskarte. In eleg. Leinenband (Eadenpr. M. 10.—) für M. 5.—.

Frankreich.

Das Land und seine Leute. Geschichte, Geographie, Verwaltung, Handel, Industrie u. Produktion. — Leipzig. In eleg. Leinenband (Eadenpr. M. 8.—) für M. 2.50.

Sinterindische Länder u. Völker.

Reisen in den Flußgebieten des Irrawaddy u. Mekong in Birma, Annam, Kambodscha u. Siam. Unter besonderer Berücksichtigung der neuesten Zustände in Birma. 2. Aufl. Mit 70 Abbildungen u. 4 Coulibdern. In eleg. Leinenband (Eadenpr. M. 7.50) für M. 2.50.

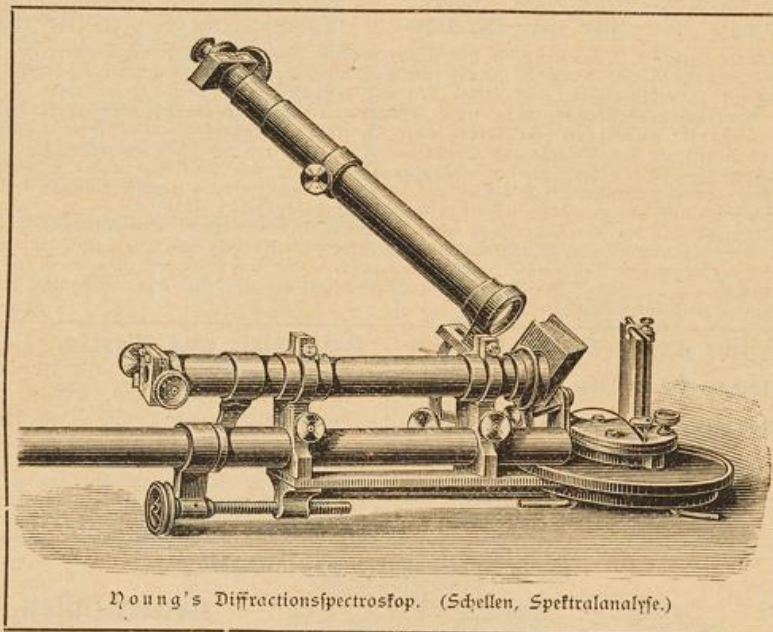
Naturwissenschaftliche Werke.

- Bernstein, A.**, Naturkraft u. Geisteswalten. Betrachtungen über Natur- u. Kulturleben. Berl. 1876. (Eadenpr. 5.—) für M. 1.80.
- Cazin, Prof.**, Die Wärme. Mit 92 Abb. u. farb. Tafel. Hrsq. von Ph. Carl. München. (Eadenpr. 3.—) für M. 1.—.
- Carl, P.**, Die elektrischen Naturkräfte. Magnetismus, Electricität u. der galvanische Strom mit ihren hauptsächlich. Anwendungen. Mit 113 Abb. 2. Aufl. München. (Eadenpr. 3.—) für M. 1.—.
- Hartmann, C. E. R.**, Darwinismus und Tierproduktion. Mit 46 Abb. München. (Eadenpr. 3.—) für M. 1.—.
- Kommel, E.**, Wind u. Wetter. Gemeinfaßl. Darstellung der Meteorologie. Mit 66 Abb. 2. A. München. (Eadenpr. 3.—) für M. 1.—.
- Lorenz v. Liburnau, Jos. R.**, Wald, Klima u. Wasser. Mit 25 Abb. München. (Eadenpr. 3.—) für M. 1.—.
- Müller, Rich.**, Die Kennzeichen unserer Vögel. Naturgeschichtliche Beschreibung unserer einheimischen, sowie der sich zeitweise bei uns aufhaltenden fremden Vögel. (Eadenpr. 5.—) für M. 1.40.

H. Schellen, Die Spektralanalyse

in ihrer
Anwendung auf die Stoffe der Erde und die Natur der Himmelskörper.

Mit
362 Holz-
schnitten
und
8 farbigen
Tafeln
im Text,
2 Litho-
graphien,
1 Photo-
graphie,
1 farbigen
und
12 Kupfer-
drucktafeln
im Atlas.



Young's Diffractionspectroskop. (Schellen, Spektralanalyse.)

3. neueste
Auflage
—
2 Bände
und
Atlas.
—
Braunschweig
—
(Eadenpr.
M. 32.—)
für
M. 12.

- Heller, A.**, Die Schmarotzer, mit besonderer Berücksichtigung der für den Menschen wichtigen. Mit 74 Abb. u. Karte in Farbendr. München. (Eadenpr. 3.—) für M. 1.—.
- Jäger, G.**, Die menschliche Arbeitskraft. Mit 12 Abb. München. (Eadenpr. 6.—) für M. 2.—.
- Kollmann, J.**, Mechanik des menschlichen Körpers. Mit 69 Abb. München. (Eadenpr. 3.—) für M. 1.—.
- Knauer, Fr.**, Handwörterbuch der Zoologie. Unter Mitwirkung von Prof. Dalla Torre bearb. Lex. 8°. (XIV, 828 S.) Mit 9 Tafeln Abb. Stuttg. Hbfrz. (Eadenpr. 22.50) für M. 6.50.
- Nadailac**, Die ersten Menschen und die prähistorischen Zeiten, hrsq. v. W. Schlösser und E. Seler. Mit farb. Titelbild und 70 Hjschn. Stuttg. 1884, Lnb. (Eadenpr. 13.50) für M. 5.40.
- Pfaff, Fr.**, Die vulkanischen Erscheinungen. Mit 37 Abb. (Eadenpr. 3.—) für M. 1.—.
- Die Naturkräfte in den Alpen oder physikalische Geographie des Alpengebirges. Mit 68 Abb. Münch. (Eadenpr. 3.—) für M. 1.—.
- Das Wasser. Mit 57 Abb. 2. A. Münch. (Eadenpr. 3.—) für M. 1.—.
- Senft, F.**, Fels und Erdboden. Lehre von der Entstehung u. Natur des Erdbodens. Mit 17 Abb. Münch. (Eadenpr. 3.—) für M. 1.—.

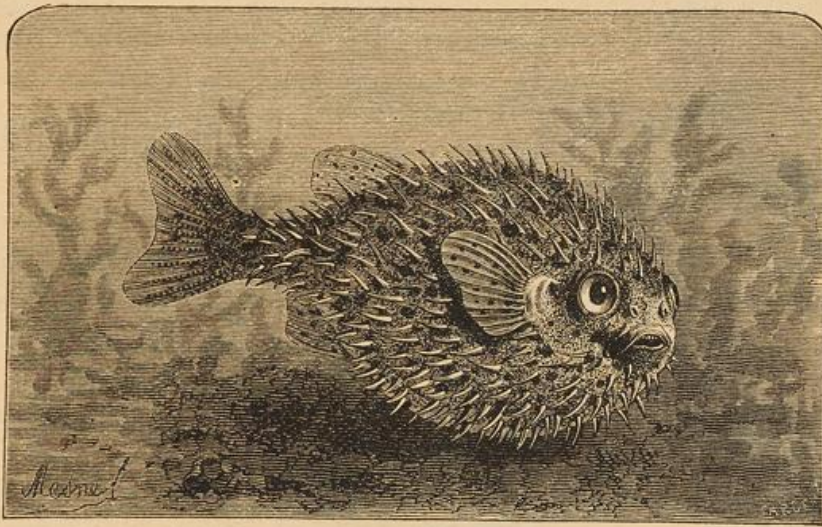
Naturwissenschaftliche Werke.

Ed. Teller:

Physik in Bildern. Die physikalischen, meteorologischen und wichtigsten chemischen Erscheinungen des täglichen Lebens in begrenzten Kreisen. Handbuch für Lehrer an niederen und höheren Schulen sowie bildendes und unterhaltendes Lesebuch für die strebsame reifere Jugend und für jeden Naturfreund. In leicht verständlicher Darstellung und mit Berücksichtigung des Selbsterperimentierens. Mit 331 Abbildungen. Leipz., Leinenbd. (Eadenpr. M. 7.—) **für M. 2.50.**

Diese Physik des täglichen Lebens sei allen denen empfohlen, die sich einen anschaulichen Überblick über die physikalischen Gesetze und deren An-

wendung in der Praxis verschaffen wollen; die Darstellung ist anregend und gemeinverständlich, die Abbildungen durchweg vorzüglich!



Illustrationsprobe aus Teller, Wegweiser durch die drei Reiche der Natur.

Wegweiser durch die drei Reiche der Natur. Das Wissenswerte aus der Naturgeschichte mit Zusammenstellung der Naturkörper und der Naturerscheinungen zu Naturbildern sowie mit einer Systematik der Naturreiche. Hand- und Hilfsbuch beim Unterricht in der Naturgeschichte und zum Selbstunterricht. Mit 360 Abbildungen. 2. Aufl. Leipz. Leinenbd. (Eadenpr. M. 6.50) **für M. 2.50.**

Das Werk führt die drei Reiche der Natur in übersichtlichen Einzelbildern dem Leser vor und giebt so ein anschauliches Bild des gesamten Naturlebens; aus dem reichen Inhalt sei beispielsweise angeführt: Der Garten im Frühling. — Der Wald

im Sommer. — Das Gebirge. — Im Bergwerk. — Die Prairie. — Die Wüste. — Das Leben der Tiere. — Entwicklung der Erdoberfläche. — Die Entwicklung des Menschengeschlechts. — Anthropologie. u. s. w.

Valentiner, Der gestirnte Himmel. Gemeinverständliche Astronomie mit 69 Holzschn. und 2 Taf. in Farbendr. Stuttg. 1887.

(Eadenpr. 6.—) **für M. 2.—**

Vogt, Carl, Atlas der Zoologie. 33 Taf. in Holzschn. mit erläuterndem Text. Epzg. 1875. Qu.-fol.

(Eadenpr. M. 11.—) **für M. 5.—**

Willkomm, Dr. M., Atlas der Botanik. 30 Taf. in Holzschn. u. 1 Taf. in Farbendr. mit erläuterndem Text. Epzg. 1873. Qu.-fol. Elegant gebunden.

(Eadenpr. M. 8.40) **für M. 5.75.**

Zech, P., Das Spektrum und die Spektralanalyse. Mit 33 Abb. u. Taf. München.

(Eadenpr. 3.—) **für M. 1.—**

Friedrich Wösselts
Weltgeschichte für Töcherschulen
 und
 zum Privatunterricht heranwachsender Mädchen.
 16. U., berichtigt und bis auf die
 Gegenwart fortgesetzt
 von
 Friedrich Kurts.

Mit Stahlstichen. 4 Teile, Stuttg. 1880.
 In 2 Leinenbdn. (Ladenpr. M. 12.50) f. **M. 6.75.**

Dieses seit Jahrzehnten bekannte und geschätzte geschichtliche Lehrbuch ist von dem Grundsatz aus bearbeitet, daß für das weibliche Geschlecht die Geschichte von der gemüthvollen Seite dargestellt werden muß; es sollen die Mädchen besonders auf diejenigen Thatfachen hingewiesen werden, welche das weibliche Gemüt besonders ansprechen, an denen sie Charaktervorzüge und Seelengröße, wie andererseits die Verwerflichkeit des Lasters u. der Schwäche lernen. Es vermeidet daher das Werk in seiner Darstellung alles, was nur den Anspruch gelehrter Bildung geben kann, während der darin für den Unterricht ausgewählte Stoff mit derjenigen Ausführlichkeit behandelt wurde, welche geeignet ist, den Lernenden lebhaftes Interesse für den Gegenstand einzusößen.

Beide Werke sind in ihrer vorzüglichen und geschmackvollen Ausstattung besonders auch zu Geschenken geeignet.

Friedrich Wösselts
Lehrbuch der deutschen Litteratur
 für das weibliche Geschlecht, besonders
 für höhere Töcherschulen.
 6. U., neu bearbeitet und bis auf die
 Gegenwart fortgesetzt
 von

Dr. Rob. Vorberger.

3 Bde., Stuttg. 1877/78. (Ladenpr. M. 10.—) f. **M. 2.40.**
 — dass. in 3 Lebnbn. (Ladenpr. M. 12.—) f. **M. 4.20.**

Das obige Werk macht es sich zur Aufgabe, die reichen Schätze der deutschen Litteratur als den treuesten Spiegel des deutschen Geistes und Gemüthslebens in einer besonders den Sinn und das Verständnis der weiblichen Jugend ansprechenden Bearbeitung und Fassung darzulegen. Nachdem durch den ersten, die Stilistik und Poetik enthaltenden Teil der Grund gelegt ist für das Verständnis aller deutschen Geisteswerke nach Form und Inhalt, folgt im 2. und 3. Teile die Darstellung der Geschichte der deutschen Litteratur, und zwar in der vorliegenden, von Vorberger neu bearbeiteten Auflage unter Hinweglassung alles weniger wichtigen, nur das Gedächtnis beschwerenden Stoffes, mit besonderer Hervorhebung der klassischen Erzeugnisse, die in zahlreichen Proben vorgeführt werden

Friedrich v. Bodenstedt,
Liebe und Leben.

Eine
 Sammlung deutscher Lyrik.

Mit 20 farbendr. nach Originalen
 von Heinr. Rettig u. 77 Text-
 Illustrationen.

2. Aufl. Leipzig.

Gr. 4^o. Orig.-Prachtband m. G.
 Ladenpreis M. 15.—.

Ein Prachtwerk im vollsten Sinne des Wortes. Einband, Papier, Druck und Illustrationen sind vorzüglich. Betreffs der letzteren sei noch die geschmackvolle und zarte Ausführung der farbigen Bilder besonders hervorgehoben. Zu dem äußerst billigen Preise von 15.—M. giebt es kein Geschenkwert, was hinsichtlich der Ausstattung obigem gleich kommt.



Unsere schönsten Lieder.

Eine Blumenlese
 deutscher Dichtung in Wort und Bild
 von P. Kästner.

Illustrirt. Gr. 4^o. Leipzig.
 Orig. m. G. (Ladenpr. M. 15.—)
 für **M. 7.—.**

Auszug aus einer ausführlichen Besprechung der Schriftstellerin Cordula Peregrina: **Von außen wie von innen haben wir es mit einem Prachtwerke ersten Ranges zu thun, denn alles hier atmet die edelste Pracht: Einband, Bilderschmuck, Papier, Druck, wie nicht minder der herrliche Inhalt! Es sind in der That „Unsre schönsten Lieder“ — wie der Herausgeber ebenso wahr als sinnig das vorliegende Werk betitelt!**

Eine neue Anthologie in reizender Ausstattung!
Im Frühling.

Eine Blumen-Anthologie mit Gedichten
 von

Fr. Bodenstedt, Felix Dahn,
 C. Geibel, S. Heine, V. Heise, M. Pruk, D. v. Red-
 witz, Fr. Rückert u. A.

Mit 1 Titelbild, 4 Aquarellendrucken und 3 Vollbildern.
 In eleg. Orig.-Lebnbn. **M. 5.—.**

Denkmäler der Kunst.

Herausgegeben von

W. Lübke u. C. v. Lützow.

Auswahl, enthält 31 Taf. in Stahlst. u. 3 Taf. in
 Farbendruck.

Qu.-fol. Stuttg. In eleg. Mappe.
 (Ladenpr. M. 52.—) für **M. 8.—.**

Zu einem so außerordentlich niedrigen Preise wird das obige gediegene und dauernd wertvolle Prachtwerk jedem Kunstfreunde willkommen sein.

Geschichte der neueren Litteratur.

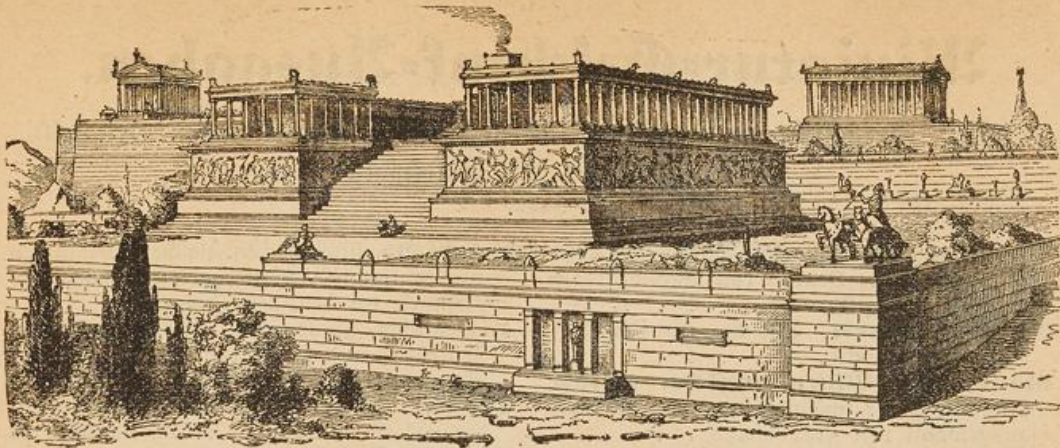
Von

Professor Adolf Stern.

— 7 Bände, Leipzig 1882—1885. —
 In 3 eleg. Lebnbn. (Ladenpr. M. 20.—) f. **M. 10.—**

Inhalt: 1. Bd. Frührenaissance und Vorreformation. — Die Litteratur des 15. Jahrhunderts. 2. Bd. Die Hochrenaissance. — Die Reformation. 3. Bd. Gegenreformation. — Der Akademismus. 4. Bd. Der Klassizismus. — Die Aufklärung. 5. Bd. Die Rückkehr zur Natur. — Die goldene Zeit der neuen Dichtung. 6. Bd. Liberalismus und Demokratismus. 7. Bd. Realismus u. Pessimismus.

Dieses hervorragende Sammelwerk litterarischen Wissens — die europäischen Dichter und Dichterwerke von Dante bis auf die neueste Zeit umfassend — hat in bezug auf seine Anlage und Ausführung nach jeder Richtung ungetheilten Beifall seitens der ersten und berufenen Kritik gefunden; es ist für jeden Freund gediegener litterarhistorischer Belehrung von höchstem Wert.



Der Altar des Zeus in Pergamon.

Bilder aus dem griechischen u. römischen Altertum

zusammengestellt von

U. Baumeister.

(Auszug aus der großen Encyclopädie „Denkmäler des Klassischen Altertums“.)

Quart-format. München.

Elegant gebunden, mit reicher Vergoldung (Eadenpr. Mk. 12.—) für nur **Mk. 7.—**.

Enthält 872 Abbildungen in vorzüglichster Ausführung
mit erläuterndem Text.

Eine neue Goethe-Biographie

mit vielen interessanten, bisher noch unbekanntem Abbildungen!

Soeben erschien in
zweiter Auflage:

Goethe.

Von

Dr. S. M. Brem.

474 Seiten. 8°.

Mit 54 Abbildungen.

Brosch. **M. 5.—**.

In Ganzlbd. **M. 6.—**.

In eleganten
Halbfranzband **M. 7.—**.



Goethe-Porträt. (Neu!)

Eine kritische Biographie für weite Kreise gebildeter Leser berechnet, die in der lebenswahren Schilderung des Dichters um so glücklicher ist, als sie hauptsächlich sein Wirken im Dienste der Zeit betont. — Ein sehr interessantes und beachtenswertes Werk auf Grund neuester Forschung, ein Resultat langer Mühe und Sammlung, dessen Wert durch die zahlreichen Illustrationen, zu denen die Originale erst nach langem Suchen zu beschaffen waren, noch wesentlich erhöht wird.

Nur tadellos neue Exemplare kommen zum Versand!

Miniatur-Geschenk-Ausgaben.

Billige, vorzüglich ausgestattete Geschenk-Werke in hocheleganten Original-Leinenbänden mit Goldschnitt:

- Anderfen**, Bilderbuch ohne Bilder (Was der Mond erzählt). Deutsch von Baron fr. de la Motte Fouqué . . . 1.—
- Vibra-Spejhardt, Th. v.**, Die Wunderblume des Glücks . . . 1.50
- Blätter und Blüten deutscher Poesie.** Sammlung der schönsten lyrischen Gedichte, ausgewählt von Frauenhand . . . 1.—
- Blätter u. Ranken.** Auslese geistl. Lieder 1.—
- Chamisso, Ad. v.**, Gedichte . . . 2.—
- Dickens, Ch. (Boz)**, Der Weihnachtsabend 1.—
— Der Verwünschte oder Der Vertrag mit dem Gespenste . . . 1.—
— Das Heimchen am Herde . . . 1.—
— Die Sylvester-Glocken . . . 1.—
— Der Kampf d. Lebens . . . 1.—
— Weihnachtsgeschichten, 5 Teile in 1 Bände (mit Rotschnitt) 3.—
- Eichendorff, J. v.**, Gedichte . . . 2.—
— Aus dem Leben eines Taugenichts . . . 1.—
- Feuchtersleben, E. Freiherr von**, Zur Diätetik der Seele. Neu herausgegeben und mit Einleitung von Kofahl 1.20
- Fouqué, fr. Baron de la Motte**, Undine. Erzählung . . . 1.—
- Gellert, Chr. F.**, Geistl. Oden u. Lieder 1.—
- Goethe**, Hermann und Dorothea . . . 1.—
- Hansen, E.**, Ein Vergißmeinnicht-Strauß in Liedern. Eine Anthologie deutscher Lyrik 1.—
- Hauff, W.**, Lichtenstein. Eine romant. Sage 2.—
— Die Bettlerin vom Pont des Arts . . . 1.—
- Hebel, J. P.**, Allemannische Gedichte, von Robert Reinick . . . 1.20
- Heine, H.**, Buch der Lieder . . . 1.80
- Helding, E.**, Das Buch der Balladen. Sammlung der schönsten Balladen . . . 1.50
- Hertwig, P.**, Lotosauge der Jünger Buddhas. Altindische Sage . . . 1.50
- Heyden, fr. v.**, Das Wort der Frau 1.20
- Zimmermann, Karl**, Der Oberhof . . . 2.—
- Kofahl, Ad.**, Schatzkästlein. Samml. v. Sprichwörtern, Sinnsprüchen u. Sinngedichten 1.—

- Kofahl, Ad.**, Maßliebchen. Bescheidene Blumen aus Deutschlands Dichtergarten gepflückt zum Schmucke der deutschen Jungfrau . . . 1.—
— Deutscher Zitatenschatz. Geflügelte Worte, Sentenzen und Deutsprüche . . . 2.—
— Deklamatorium f. Familie u. Gesellschaft 2.40
- Lavater, J. C.**, Worte des Herzens. Neu herausg. u. mit Einleit. v. Ad. Kofahl 1.20
- Lindner, Th.**, Das Buch des Lebens. Sentenzenschatz aus der Welt-Litteratur 2.40



- Messerschmidt, Frida**, Durch Kampf z. Sieg. Novelle . . . 1.50
- Nathusius, Marie**, Die beiden Pfarrhäuser. — Der neue Schulmeister. 2 Dorfgeschichten 1.—
— Tagebuch eines armen Fräuleins . . . 1.20
— Lorenz, der Freige-meindler. — Marie. 2 Dorfgeschichten 1.—
- Petersen, Marie**, Die Irrlichter . . . 1.20
— Prinzessin Ilse. Ein Märchen aus dem Harzgebirge . . . 1.—
- Reinick, Rob.**, Lieder 1.20
- Scherffen, M.**, Liedergrüße unser Lieblingsdichter. Eine Samml. deutscher Lyrik 1.50
- Schomacker, Hanna**, Bunte Märchen 2.—
- Schulze, Ernst**, Die bezauberte Rose 1.—
- Seifart, Erich**, Das Gunildmoor. Eine nordische Sage aus dem X. Jahrh. in 10 Gesängen . . . 1.50
- Silberstein, Aug.**, Die Rosenzauberin. Erzählendes Gedicht . . . 1.50
— Frau Sorge. Eine Märchendichtung 1.50
- Spitta, C. J. Ph.**, Pfalter und Harfe 1.20
- Tegnér, E.**, Die Frithjofs-Sage. Deutsch von Mohnicke . . . 1.20
— Die Konfirmanden oder die Abendmahlsfinder . . . 1.—
- Vely, E.**, Walpurgisnacht. Waldmärchen 1.—
- Voss, J. H.**, Luise. Ein ländliches Idyll in drei Gedichten . . . 1.—
- Weyler, Th.**, Der gute Ton. Ein Ratgeber für den guten Ton in der Familie, im öffentlichen Leben und in guter Gesellschaft 2.—
- Woringen, F. v.**, Märchen. Neue Ausg. Mit Bildern von Martin Ränike . . . 1.50

Für den billigen Preis von 1 bis 2 Mark bieten obige Bändchen dem Inhalt sowohl wie der inneren und äußeren Ausstattung nach wirklich gediegene Bücher, die dem Käufer und dem Beschenkten Freude machen. — Die Sammlung wird fortgesetzt.